# Individuum

(Einheitsbildungstheorie)

Klaus Wroblewski

02.08.2026

# Entstehungsgeschichte der Fragestellung

Jede Theorie besitzt ihre eigene Entstehungsgeschichte. Die Theorie der Einheitsbildung bildet hiervon keine Ausnahme. Sie entstand weder aus dem Plan, ein philosophisches Werk zu schreiben, noch aus dem Anspruch, eine neue Theorie zu entwickeln. Rückblickend erscheint ihre Entstehung vielmehr selbst als ein fortlaufender Organisationsprozess, in dem sich einzelne Fragen und Gedanken allmählich zu einem größeren Zusammenhang verbanden.

Am Anfang standen Fragen, die zunächst noch unverbunden nebeneinanderlagen: Was bedeutet es, zu verstehen? Wie entstehen das Ich und das Du? Welche Bedeutung haben Gefühle und Erfahrungen für das menschliche Verstehen? Und welche Rolle spielt dabei das Individuum? Aus diesen Suchbewegungen entstand zunächst das Gedankenmosaik, eine ursprünglich ausschließlich für mich bestimmte Sammlung von Beobachtungen, Fragen und Überlegungen.

Im weiteren Verlauf wurden daraus einzelne Mosaiksteine. Bestimmte Fragestellungen wurden genauer untersucht, begrifflich präzisiert und unter Einbeziehung wissenschaftlicher und philosophischer Erkenntnisse vertieft. Dabei zeigte sich zunehmend ein gemeinsames Grundproblem: Wie entstehen überhaupt jene Einheiten und Zusammenhänge, innerhalb derer für ein Individuum etwas erfahrbar, verstehbar und schließlich denkbar werden kann? Aus der systematischen Verbindung dieser Überlegungen entwickelte sich schließlich die Theorie der Einheitsbildung**.**

Eine Frage blieb jedoch offen. Sie hatte die gesamte Entwicklung von Anfang an begleitet:

**Welche Rolle spielt das Individuum innerhalb dieses Zusammenhangs?**

Je umfassender sich Einheitsbildung als Organisationsprozess bestimmen ließ, desto dringlicher wurde die Frage, wo dieser Prozess vollzogen wird und welche Bedeutung dabei der Individualität zukommt.

Damit führte die Theorie zu einer ihrer ursprünglichen Fragen zurück. Aus der Frage nach dem menschlichen Verstehen war die Theorie der Einheitsbildung hervorgegangen; auf ihrer Grundlage konnte nun die Frage nach dem Individuum neu und grundsätzlicher gestellt werden:

**Welche Bedeutung besitzt das Individuum für die Entstehung von Erfahrung, Verstehen und Welt?**

Aus dieser Frage entstand die vorliegende Untersuchung **„Individuum und seine Welt“**. Sie ist damit keine bloße Ergänzung der Theorie der Einheitsbildung, sondern die Weiterführung einer Frage, die bereits an ihrem Anfang stand.

# Der Gedankengang

Die vorliegende Untersuchung entwickelt eine **Theorie der Einheitsbildung** als genetisch-rekonstruktiven Ansatz zur Erklärung der Bedingungen menschlichen Weltverstehens. Ausgangspunkt ist die These, dass Erkenntnistheorie bereits zu spät einsetzt, wenn sie eine vorhandene Welt, Gegenstände, Erfahrungen oder Begriffe als selbstverständlich voraussetzt. Gefragt wird deshalb nicht zunächst, wie ein Individuum eine gegebene Welt erkennt, sondern unter welchen Bedingungen für ein Individuum überhaupt etwas als unterscheidbare, bedeutungsvolle und zusammenhängende Welt erscheinen kann.

Die Theorie rekonstruiert diesen Prozess ausgehend von organisationswirksamen Differenzen. Über deren affektive Hervorhebung und emotionale Verallgemeinerung entstehen Relevanzen, aus denen sich durch Integration, Verdichtung und Stabilisierung Einheiten und Erfahrungszusammenhänge entwickeln. Erfahrung bildet damit nicht den voraussetzungslosen Anfang des Verstehens, sondern ist selbst Ergebnis einer individuellen Organisationsgeschichte.

Auf dieser Grundlage wird **Verstehen** als umfassender individueller Organisationsprozess bestimmt. Innerhalb dieses Prozesses werden Erfahrungsverstehen und Denkverstehen als genetisch aufeinander bezogene Organisationsformen unterschieden. Während Erfahrungsverstehen implizite und emotional gewichtete Bedeutungszusammenhänge organisiert, transformiert das genetisch spätere Denkverstehen bereits organisierte Erfahrungen in begrifflich-analytisch bestimmbare Zusammenhänge. Sprache, Kommunikation und soziale Wirklichkeit entstehen auf dieser Grundlage als weitere Organisationsebenen, ohne den individuellen Vollzug des Verstehens aufzuheben.

Das **Individuum** wird daher als Medium der Weltkonstruktion bestimmt. Es ist weder passiver Empfänger einer fertig gegebenen Welt noch souveräner Erzeuger von Wirklichkeit, sondern der geschichtlich entstandene Organisationszusammenhang, innerhalb dessen Wirkungen zu Einheiten, Erfahrungen, Bedeutungen und Wirklichkeiten organisiert werden. Es bildet nicht den Mittelpunkt der Realität, wohl aber den unvermeidbaren Ausgangspunkt jedes individuellen Weltverstehens.

Erkenntnistheoretisch unterscheidet die Theorie zwischen **Wirklichkeit und Realität**. Wirklichkeit bezeichnet den durch Einheitsbildung bestimmbar gewordenen Zusammenhang; Realität den unverfügbaren Horizont, an dessen Wirkungen sich Wirklichkeitsbildungen bewähren. Wahrheit und Objektivität verlangen deshalb keine Überwindung individueller Perspektivität. Ihre besondere Geltung entsteht durch organisationsübergreifende Rekonstruktion, Prüfung und Bewährung. Wissenschaft wird entsprechend als methodisch entwickelte Organisationsform des Denkverstehens verstanden, nicht als Zugang zu einer erkenntnisunabhängigen ontologischen Struktur der Realität.

Daraus folgt zugleich eine Begrenzung ontologischer Geltungsansprüche. Ontologien können leistungsfähige Denkmodelle darstellen, ihre begrifflichen Strukturen jedoch nicht als unmittelbar erkannte Strukturen der Realität ausweisen. Diese Selbstbegrenzung gilt auch für die Theorie der Einheitsbildung: **Einheitsbildung bezeichnet eine Bedingung menschlicher Bestimmbarkeit, nicht eine erkannte Grundstruktur der Realität.** Der Anspruch der Theorie besteht somit nicht darin, zu bestimmen, was Realität an sich ist, sondern genetisch zu rekonstruieren, wie für Individuen überhaupt Welt, Erkenntnis und Aussagen über Realität möglich werden.

# Inhaltsverzeichnis

Entstehungsgeschichte der Fragestellung ... 1
Der Gedankengang ... 2
Inhaltsverzeichnis ... 3
Individuum und seine Welt ... 5
1. Die erkenntnistheoretische Ausgangsfrage ... 5
Die Frage nach der Welt ... 5
Warum die Welt nicht gegeben ist ... 6
Konstruktion als methodischer Begriff ... 8
Das Individuum als Medium der Weltkonstruktion ... 12
2. Genetischen Bedingungen der Weltkonstruktion ... 16
Die Voraussetzungslosigkeit der Welt wird zurückgewiesen ... 16
Differenz als minimale Organisationsbedingung ... 18
Affektive Hervorhebung – Beginn der Einheitsbildung ... 20
Emotionale Verallgemeinerung und die Entstehung von Relevanz ... 23
Von der Relevanz zur Einheit ... 25
Das Individuum als Vollzugszusammenhang der Einheitsbildung ... 28
3. Erfahrung als individuelle Weltbildung ... 31
Erfahrung steht nicht am Anfang ... 31
Die individuelle Genese der Erfahrung ... 35
Erfahrung ist kein Speicher ... 38
Die Entstehung individueller Erfahrungswirklichkeit ... 40
Identität als Kontinuität der Organisationsgeschichte ... 42
Individualität ohne Beliebigkeit ... 44
4. Erfahrungsverstehen und Denkverstehen ... 48
Erfahrungsverstehen ... 48
Denken und Verstehen – Organisationsform und Vollzug ... 51
Denkverstehen ... 56
Zusammenwirken der Verstehensformen ... 59
Die Einheit des Verstehens ... 61
Das Individuum als erkenntnistheoretische Grenze ... 63
Wissenschaftliches Denkverstehen ... 67
Ontologie als Denkmodell ... 73
Konsequenzen für die Erkenntnistheorie ... 77
5. Sprache und begriffliche Weltkonstruktion ... 86

Sprache ist nicht Ursprung des Verstehens ... 86
Der Begriff als Transformation ... 86
Die begrifflich organisierte Welt ... 89
Die Systematisierung der begrifflichen Welt ... 92
6. Kommunikation und Weltkonstruktion ... 100
Die Begegnung individueller Weltkonstruktionen ... 100
Symbole als Grundlage gemeinsamer Bedeutungsbildung ... 104
Die kommunikative Organisation der gemeinsamen Welt ... 108
Soziale Wirklichkeit und ihre relative Eigenständigkeit ... 112
Das Individuum bleibt das Medium der Weltkonstruktion ... 116
7. Wahrheit und Objektivität ... 121
Wahrheit und Bewährung ... 121
Die Erweiterung von Geltung ... 123
Systemwahrheit ... 124
Systemobjektivität ... 125
Systemobjektivität und Realität ... 127
8. Die Unmöglichkeit einer Außenperspektive ... 129
9. Wissenschaft als Organisationsform ... 134
Die Entstehung wissenschaftlicher Organisationsformen ... 134
Logik, Linearität und Kausalität ... 135
Modelle, Messung und Objektivität ... 137
Wissenschaft ohne ontologischen Sonderstatus ... 140
10. Die Grenzen ontologischer Aussagen ... 144
Ontologien als Denkmodelle ... 144
Die Grenze ontologischer Geltung ... 145
Vom Denkmodell zur Realität ... 146
Ontologie und analytisches Denken ... 147
Erkenntnistheorie ontologischer Begriffsbildung ... 149
Das Individuum als Ausgangspunkt des Weltverstehens ... 151

# Individuum und seine Welt

(Das Individuum in der Einheitsbildungstheorie.)

# 1. Die erkenntnistheoretische Ausgangsfrage

## Die Frage nach der Welt

Die klassische Erkenntnistheorie beginnt gewöhnlich mit der Frage, wie ein Individuum die Welt erkennen kann. Diese Fragestellung erscheint zunächst selbstverständlich. Sie setzt voraus, dass eine Welt vorhanden ist und dass das Individuum ihr gegenübertritt, um sie wahrzunehmen, zu verstehen und begrifflich zu bestimmen. Erkenntnis erscheint damit als Verhältnis zwischen einem erkennenden Individuum und einer bereits gegebenen Welt.

Über Jahrhunderte hinweg hat diese Fragestellung die erkenntnistheoretische Diskussion bestimmt. Unterschiedliche philosophische Positionen haben zu erklären versucht, wie sichere Erkenntnis möglich ist, welche Bedeutung Wahrnehmung, Erfahrung und Denken dabei besitzen und wodurch sich begründete Erkenntnis von bloßem Schein oder Irrtum unterscheiden lässt.

Auffällig ist jedoch, dass dabei eine Voraussetzung häufig nicht selbst zum Gegenstand der Untersuchung gemacht wird. Bevor überhaupt gefragt werden kann, wie ein Individuum Welt erkennt, muss bereits etwas als Welt, als Gegenstand, als Zusammenhang oder als Bedeutung erscheinen können. Die Möglichkeit solcher Einheiten wird meist vorausgesetzt.

Gerade darin liegt jedoch ein grundlegendes erkenntnistheoretisches Problem. Denn weder Welt noch Gegenstände können als selbstverständlich gegeben gelten, wenn ihre Erscheinung selbst erklärt werden soll. Bereits der Begriff der Welt setzt voraus, dass Unterschiede hervortreten, Zusammenhänge entstehen und einzelne Bestimmungen zu einer geordneten Ganzheit verbunden werden. Auch ein Gegenstand muss zunächst als unterscheidbare und wiedererkennbare Einheit erscheinen können, bevor überhaupt danach gefragt werden kann, wie er erkannt wird.

An dieser Stelle zeigt sich jedoch eine noch weitergehende Voraussetzung. Bereits die Frage nach der Welt vollzieht sich innerhalb des Verstehens. Eine Frage kann nur gestellt werden, wenn bereits etwas verstanden worden ist, das zugleich eine Unbestimmtheit erkennen lässt. Eine Frage kann nur gestellt werden, wenn bereits etwas verstanden worden ist, das zugleich eine Unbestimmtheit erkennen lässt. Vollständiges Nichtverstehen könnte noch nicht einmal bestimmen, wonach gefragt werden soll. Jede Frage entsteht deshalb innerhalb eines bereits bestehenden Verstehenszusammenhangs und richtet sich auf dessen Erweiterung, Differenzierung oder Veränderung. Auch eine Antwort gewinnt ihre Bedeutung erst dadurch, dass sie in diesen Zusammenhang eingeht und dort verstanden werden kann.

Damit verändert sich die erkenntnistheoretische Ausgangslage. Das Individuum kann nicht zunächst aus seinem eigenen Verstehen heraustreten, eine davon unabhängig gegebene Realität betrachten und anschließend fragen, wie diese zu verstehen sei. Schon die Frage nach der Realität wird innerhalb eines individuellen Verstehenszusammenhangs gestellt. Was immer über Realität gefragt, gedacht oder ausgesagt wird, kann für das Individuum nur innerhalb seines Verstehens bestimmbar werden.

Damit wird die Eigenständigkeit der Realität nicht bestritten. Die Annahme einer vom individuellen Verstehen unabhängigen Realität bleibt vielmehr gerade deshalb bedeutsam, weil Wirklichkeitsbildungen nicht beliebig entstehen und sich fortlaufend bewähren oder verändern müssen. Entscheidend ist jedoch die erkenntnistheoretische Einschränkung: Das Individuum verfügt über keinen Standpunkt außerhalb seines Verstehens, von dem aus es die Realität unabhängig von den Bedingungen dieses Verstehens bestimmen könnte. Realität wird für das Individuum nur insoweit fassbar, als Wirkungen Unterschiede hervorrufen, die innerhalb seines Verstehens aufgenommen, unterschieden und zu Einheiten organisiert werden können.

**Die Frage nach der Welt** ist deshalb immer zugleich eine **Frage nach den Bedingungen des Verstehens.**

Wer nach Welt fragt, operiert bereits mit Unterscheidungen, bildet Zusammenhänge und bestimmt etwas als etwas. Die erkenntnistheoretische Untersuchung kann diese Voraussetzungen nicht überspringen. Sie muss vielmehr danach fragen, wie jene Organisationsleistungen entstehen, durch die überhaupt etwas unterscheidbar, wiedererkennbar und bestimmbar werden kann.

Damit verschiebt sich der erkenntnistheoretische Ausgangspunkt. Nicht mehr allein die Frage, wie ein Individuum eine bereits gegebene Welt erkennt, steht im Mittelpunkt. Ihr wird eine genetisch frühere Frage vorgeordnet: Unter welchen Bedingungen kann für ein Individuum überhaupt etwas als Welt erscheinen? Erst wenn verständlich wird, wie Unterschiede erfasst, Einheiten gebildet und Zusammenhänge stabilisiert werden können, lässt sich untersuchen, wie daraus Erfahrung, Denken und Erkenntnis hervorgehen.

Von dieser Fragestellung geht die vorliegende Untersuchung aus. Sie entwickelt eine genetisch-rekonstruktive Perspektive, die nicht bei bereits bestehenden Einheiten beginnt, sondern nach den Prozessen fragt, durch die Einheiten überhaupt entstehen. Der Name **Theorie der Einheitsbildung** bezeichnet diesen theoretischen Ansatz. Ihr Ziel besteht darin, die Bedingungen zu rekonstruieren, unter denen sich für ein Individuum überhaupt eine zusammenhängende Welt bilden kann.

Die Frage nach der Welt wird damit nicht durch eine andere Frage ersetzt. Sie wird vielmehr auf die Bedingungen ihrer eigenen Möglichkeit zurückgeführt. Bevor von Erfahrung, Denken, Sprache, Wahrheit oder Objektivität gesprochen werden kann, muss verständlich werden, wie überhaupt jene Einheiten entstehen, auf die sich diese Begriffe beziehen. Zugleich wird damit eine Grenze jedes Erkenntnisanspruchs sichtbar. Auch die Frage nach der Realität kann nur innerhalb des Verstehens gestellt und beantwortet werden. Sie eröffnet keinen Zugang zu einem Standpunkt jenseits des Verstehens, sondern führt auf die Bedingungen zurück, unter denen Realität für ein Individuum überhaupt bestimmbar werden kann.

Die leitende Frage dieser Untersuchung lautet daher:

**Unter welchen genetischen Bedingungen des Verstehens kann für ein Individuum überhaupt etwas als Welt erscheinen?**

## Warum die Welt nicht gegeben ist

Die leitende Frage dieser Untersuchung lautet nicht, wie eine bereits vorhandene Welt erkannt werden kann, sondern unter welchen genetischen Bedingungen des Verstehens für ein

Individuum überhaupt etwas als Welt erscheinen kann. Damit rückt der Begriff der Welt selbst in den Mittelpunkt der philosophischen Untersuchung.

Im alltäglichen Verstehen scheint eine solche Frage zunächst überflüssig zu sein. Wir erleben die Welt als selbstverständlich gegeben. Wir bewegen uns in ihr, orientieren uns an ihr und verstehen sie als einen umfassenden Zusammenhang von Gegenständen, Ereignissen, anderen Individuen und Bedeutungen. Gerade diese Selbstverständlichkeit verdeckt jedoch eine erkenntnistheoretisch entscheidende Voraussetzung: Was uns als Welt erscheint, erscheint bereits innerhalb eines Verstehenszusammenhangs. Wir begegnen nicht zunächst einem ungeordneten Etwas, um es anschließend in Welt zu verwandeln. Was für uns als Welt erfahrbar wird, ist bereits unterschieden, gegliedert und in Zusammenhänge eingeordnet.

Damit erhält die Aussage, die Welt sei nicht gegeben, eine präzise Bedeutung. Sie besagt nicht, dass außerhalb des individuellen Verstehens keine Realität besteht. Eine solche Behauptung könnte die Untersuchung gar nicht begründen, weil sie selbst eine Aussage über die vom Verstehen unabhängige Beschaffenheit der Realität wäre. Gemeint ist vielmehr, dass Realität dem Individuum nicht unmittelbar als bereits bestimmte Welt gegeben ist. Zwischen der Annahme einer unabhängig bestehenden Realität und der für ein Individuum erfahrbaren Wirklichkeit muss deshalb unterschieden werden.

Diese Unterscheidung ist für den weiteren Gedankengang grundlegend. Realität kann auf das Individuum wirken, ohne ihm dadurch bereits als Gegenstand, Ereignis oder Zusammenhang gegeben zu sein. Eine Wirkung ist noch keine verstandene Einheit. Erst wenn Unterschiede erfasst, hervorgehoben, aufeinander bezogen und in einen Zusammenhang integriert werden, kann für das Individuum etwas Bestimmtes entstehen. Was dabei entsteht, ist nicht die Realität selbst, sondern eine organisierte Wirklichkeit, innerhalb derer etwas als etwas verstanden werden kann.

Von einer Welt kann deshalb erst gesprochen werden, wenn solche Einheitsbildungen nicht vereinzelt bleiben, sondern sich zu umfassenderen Zusammenhängen verbinden. Welt bezeichnet kein ungeordnetes Nebeneinander von Wirkungen. Sie entsteht für das Individuum als Zusammenhang, innerhalb dessen Unterschiede unterscheidbar, Einheiten wiedererkennbar und Beziehungen stabil werden. Gegenstände, Situationen und Ereignisse sind daher nicht voraussetzungslose Bestandteile einer bereits fertig gegebenen Welt. Sie setzen Organisationsleistungen voraus, durch die etwas gegenüber anderem hervortritt, als zusammengehörig erfahren und innerhalb wechselnder Zusammenhänge wieder aufgegriffen werden kann.

Welt kann deshalb nicht den voraussetzungslosen Ausgangspunkt der Untersuchung bilden. Sie ist nicht das Erste, von dem aus Verstehen und Erkenntnis erklärt werden können, sondern selbst das Ergebnis von Verstehensprozessen, deren Entstehung erst rekonstruiert werden muss. Die Untersuchung richtet sich daher nicht zunächst auf die Beziehung zwischen einem erkennenden Individuum und einer bereits vorausgesetzten Welt. Sie fragt nach den Bedingungen, unter denen sich innerhalb des individuellen Verstehens überhaupt jene Einheiten und Zusammenhänge bilden können, die schließlich als Welt erscheinen.

Damit wird zugleich verständlich, weshalb die Frage nach der Welt nicht von der Frage nach dem Verstehen getrennt werden kann. Eine Welt, die für ein Individuum als Welt erscheint, ist immer bereits durch Verstehensprozesse organisiert. Das bedeutet nicht, dass sie willkürlich hervorgebracht wird. Das Individuum kann nicht beliebig bestimmen, welche Unterschiede auftreten, welche Einheitsbildungen sich bewähren oder welche Erwartungen an weiteren

Wirkungen scheitern. Seine Wirklichkeitsbildung vollzieht sich unter Bedingungen, über die es nicht frei verfügt.

Die genetische Rekonstruktion muss deshalb noch vor der fertigen Welt einsetzen. Sie muss untersuchen, wie aus auftretenden Unterschieden zunächst unterscheidbare, zusammengehörige und wiedererkennbare Einheiten entstehen und wie sich aus solchen Einheiten zunehmend stabile Erfahrungszusammenhänge bilden können. Erst auf dieser Grundlage lässt sich erklären, wie Gegenstände, Situationen, Ereignisse und schließlich eine zusammenhängende Welt für ein Individuum entstehen können.

Die Welt ist dem Individuum daher nicht als bereits bestimmte Welt gegeben. Gegeben sein können allenfalls Wirkungen und Unterschiede, die innerhalb des individuellen Verstehens Organisationsprozesse auslösen und begrenzen.

**Welt entsteht dort, wo solche Unterschiede zu Einheiten und diese Einheiten zu einem Zusammenhang organisiert werden, innerhalb dessen für das Individuum etwas als etwas verständlich wird.**

## Konstruktion als methodischer Begriff

Aus den bisherigen Überlegungen folgt, dass Welt nicht als voraussetzungsloser Ausgangspunkt der Erkenntnis angenommen werden kann. Sobald von Welt gesprochen wird, sind bereits Unterschiede, Einheiten und Zusammenhänge vorausgesetzt. Entscheidend ist deshalb nicht mehr allein, was als Welt verstanden wird, sondern wie jene Organisationsleistungen entstehen, durch die für ein Individuum überhaupt etwas als Welt verständlich werden kann.

Damit verändert sich zugleich die Art der Fragestellung. Es genügt nicht mehr, Welt begrifflich zu bestimmen oder danach zu fragen, welche Eigenschaften ihr zukommen. Eine solche Bestimmung würde bereits mit Einheiten und Zusammenhängen operieren, deren Entstehung gerade erklärungsbedürftig geworden ist. Die Untersuchung muss deshalb hinter die bereits entstandenen Formen von Welt zurückgehen und danach fragen, unter welchen Bedingungen sie überhaupt möglich werden.

An diesem Punkt erhält die methodische Frage ihre besondere Bedeutung. Sie tritt nicht zusätzlich neben die Frage nach der Welt, sondern ergibt sich aus ihr. Wenn nicht vorausgesetzt werden darf, was erst erklärt werden soll, bedarf es eines Verfahrens, mit dem sich die Bedingungen seiner Entstehung rekonstruieren lassen.

**Der methodische Zugang ermöglicht damit einen Perspektivwechsel:**

**Gefragt wird nicht mehr zuerst, was Welt ist, sondern wie überhaupt etwas für ein Individuum als Welt entstehen kann.**

Der Mehrwert dieses Perspektivwechsels liegt darin, dass die Untersuchung nicht bei bereits gebildeten Gegenständen, Erfahrungen, Begriffen oder Weltzusammenhängen einsetzen muss. Sie kann vielmehr danach fragen, welche Organisationsleistungen ihnen vorausgehen und wie aus ihnen jene Einheiten hervorgehen, die später als selbstverständlich gegeben erscheinen. Die methodische Rekonstruktion macht damit gerade das zum Gegenstand der Untersuchung, was im alltäglichen Verstehen und auch in vielen erkenntnistheoretischen Ansätzen bereits vorausgesetzt wird: **die Entstehung von Bestimmbarkeit selbst**.

Für diesen Prozess verwendet die Theorie der Einheitsbildung den Begriff der Konstruktion. Konstruktion bezeichnet zunächst den Umstand, dass Einheiten und Zusammenhänge nicht als fertige Gegebenheiten in die Untersuchung eingehen dürfen, sondern in ihrer Entstehung rekonstruiert werden müssen. Der Begriff beantwortet deshalb nicht die Frage, was Realität ihrem Wesen nach ist. Er bezeichnet die genetisch-methodische Perspektive, unter der untersucht wird, wie Wirkungen innerhalb individueller Verstehensprozesse unterschieden, zu Einheiten organisiert und schließlich als zusammenhängende Wirklichkeit verstanden werden können.

Diese Bestimmung ist notwendig, weil der Begriff der Konstruktion leicht zu Missverständnissen führt. Häufig wird Konstruktion entweder als Gegensatz zur Realität oder als Ausdruck eines voraussetzungsfreien Konstruktivismus verstanden. Danach wäre Welt lediglich das Ergebnis beliebiger individueller Vorstellungen oder sozialer Übereinkünfte. Andere sehen im Begriff der Konstruktion den Versuch, die Existenz einer vom Menschen unabhängigen Realität grundsätzlich zu bestreiten. Beide Auffassungen verkennen jedoch die erkenntnistheoretische Funktion, die dem Begriff der Konstruktion hier zukommt.

Die Theorie der Einheitsbildung verwendet den Begriff der Konstruktion deshalb ausschließlich in methodischer Hinsicht. Konstruktion bezeichnet weder eine Weltanschauung noch eine Aussage über das Wesen der Realität. Sie beschreibt vielmehr den Organisationsprozess des Verstehens, durch den für ein Individuum überhaupt Einheiten, Erfahrungen und schließlich Weltzusammenhänge entstehen können.

**Konstruktion bezeichnet damit nicht das Ziel, sondern den Weg;**
**nicht das fertige Ergebnis, sondern den Prozess seiner Entstehung.**

Diese Unterscheidung zwischen methodischer Rekonstruktion und Aussagen über die Realität ist von grundlegender Bedeutung. Eine Methode bestimmt zunächst eine Weise des Vorgehens und die Perspektive, unter der etwas untersucht werden kann. Die Ergebnisse einer solchen Untersuchung bleiben an die Bedingungen gebunden, unter denen sie gewonnen wurden. Sie können deshalb nicht ohne Weiteres auf eine Realität übertragen werden, die unabhängig von diesen Bedingungen gedacht wird.

Dies gilt nicht nur für konstruktive Verfahren. Auch Phänomenologie, Hermeneutik, Dialektik oder Systemtheorie eröffnen bestimmte methodische Zugänge. Aus der Leistungsfähigkeit eines solchen Zugangs folgt jedoch nicht, dass die durch ihn gewonnenen Denkformen Strukturen der Realität selbst wiedergeben.

**Was innerhalb eines methodischen Zugangs bestimmbar wird, bleibt eine Bestimmung innerhalb menschlicher Verstehensprozesse.**

Vor diesem Hintergrund erhält der Begriff der Konstruktion seine präzise Bedeutung. Konstruktion bedeutet weder Erfindung noch Willkür. Das Individuum entscheidet nicht frei darüber, welche Wirkungen auf es einwirken. Ebenso wenig vollzieht sich ihre weitere Organisation nach einer freien Entscheidung. Welche Wirkungen Aufmerksamkeit gewinnen, welche Differenzen hervortreten, welche Bedeutungen sich ausbilden und welche Einheiten sich stabilisieren, ergibt sich innerhalb eines fortlaufenden Verstehensprozesses, der seinerseits durch die bereits bestehende Organisationsgeschichte des Individuums geprägt ist. Konstruktion bezeichnet diesen Prozess, durch den Wirkungen unterschieden, hervorgehoben, gewichtet, miteinander verbunden und schließlich zu stabilen Einheiten organisiert werden. Ohne solche Organisationsleistungen könnten Wirkungen überhaupt nicht als Gegenstände, Erfahrungen oder bedeutungsvolle Zusammenhänge erscheinen.

Damit lässt sich zugleich das Verhältnis von Konstruktion und Realität genauer bestimmen. Realität wird durch Konstruktion weder erzeugt noch aufgehoben. Sie bezeichnet vielmehr jenen unverfügbaren Horizont, dessen Wirkungen innerhalb individueller Verstehensprozesse wirksam werden können. Diese Wirkungen können bestehende Konstruktionen bestätigen, verändern oder auch scheitern lassen. Zugänglich werden sie jedoch immer nur in den Formen, in denen sie innerhalb solcher Verstehensprozesse unterschieden und bestimmt werden können.

Gerade daraus ergibt sich eine entscheidende erkenntnistheoretische Grenze. Wenn Realität nur über ihre Wirkungen innerhalb von Einheitsbildungsprozessen zugänglich wird, kann nicht unabhängig von diesen Prozessen erkannt werden, wie Realität selbst beschaffen ist.

Jede Aussage, die wir formulieren, setzt bereits Unterscheidungen, Einheiten, Begriffe und Zusammenhänge voraus. Sie gehört damit notwendig zu einer Wirklichkeit, die durch Einheitsbildung bestimmbar geworden ist.

**Eine von diesen Bedingungen unabhängige ontologische Beschaffenheit der Realität kann deshalb nicht Gegenstand menschlicher Erkenntnis sein.**

Diese Grenze bedeutet nicht, dass Realität bestritten wird. Im Gegenteil: Gerade die Möglichkeit, dass Konstruktionen scheitern, korrigiert oder verändert werden müssen, verweist darauf, dass der Verstehensprozess nicht beliebig über seine Bedingungen verfügt. Daraus lässt sich jedoch nicht ableiten, was Realität unabhängig von diesen Wirkungen ist.

**Die Theorie der Einheitsbildung unterscheidet deshalb zwischen der Anerkennung einer vom individuellen Verstehen unabhängigen Realität und dem Anspruch, deren ontologische Beschaffenheit erkennen zu können.**

Damit lassen sich zwei entgegengesetzte Missverständnisse vermeiden. Das erste besteht darin, Konstruktion als bloße Erfindung aufzufassen. Dagegen spricht bereits die Möglichkeit des Scheiterns. Konstruktionen können korrigiert, verändert oder aufgegeben werden, weil sie sich an Wirkungen bewähren müssen, die sich den bestehenden Organisationszusammenhängen nicht beliebig fügen. Gerade die Möglichkeit des Scheiterns zeigt, dass Konstruktion nicht Beliebigkeit bedeutet.

Das zweite Missverständnis besteht darin, aus der Stabilität und Bewährung einer Konstruktion auf die Beschaffenheit der Realität selbst zu schließen. Auch die erfolgreichsten wissenschaftlichen oder philosophischen Modelle bleiben Organisationsleistungen des Denkens. Ihre außerordentliche Erklärungskraft und Verlässlichkeit zeigen, wie erfolgreich Wirkungen bestimmt, Zusammenhänge hergestellt und Erwartungen überprüft werden können. Sie ermöglichen jedoch keinen Übergang von der Bestimmbarkeit innerhalb unserer Wirklichkeit zu einer Erkenntnis dessen, was Realität unabhängig von jeder Einheitsbildung ist.

Hier liegt eine der grundlegenden Einsichten der Theorie der Einheitsbildung. Konstruktion ist eine notwendige Bedingung menschlichen Verstehens. Alles, was erkannt, beschrieben oder begrifflich bestimmt werden kann, erscheint innerhalb solcher Organisationsprozesse. Deshalb können Konstruktionen Wirklichkeit mit außerordentlicher Genauigkeit bestimmen, ohne dadurch die ontologische Beschaffenheit der Realität selbst erkennbar zu machen.

Diese Einsicht gilt für alle Organisationsebenen des Verstehens. Der Alltag bildet Konstruktionen ebenso wie Wissenschaft und Philosophie. Der Unterschied besteht nicht darin, dass Wissenschaft den Bereich der Konstruktion verlassen und eine Außenperspektive auf die Realität

gewinnen würde. Er besteht vielmehr in der außergewöhnlichen methodischen Stabilisierung ihrer Organisationsformen. Durch logisch konsistente Begriffe, eindeutig definierte Einheiten, mathematische Beziehungen, Messungen und methodisch kontrollierte Verfahren erreicht Wissenschaft eine epistemische Verlässlichkeit, die alltägliche Weltkonstruktionen weit übersteigen kann.

Gerade diese Objektivität darf jedoch nicht als Überwindung der erkenntnistheoretischen Grenze verstanden werden. Wissenschaftliche Erkenntnis besitzt dort einen methodischen und epistemischen Vorrang, wo ihre Verfahren besonders kontrollierte und überprüfbare Bestimmungen ermöglichen. Dieser Vorrang betrifft die Verlässlichkeit ihrer Erkenntnisse innerhalb bestimmbarer Wirklichkeit. Er eröffnet jedoch keine Außenperspektive, von der aus die Realität unabhängig von jeder Einheitsbildung erkannt werden könnte. Auch wissenschaftliche Erkenntnis bleibt an Formen der Einheitsbildung gebunden.

Entsprechendes gilt für die Philosophie. Auch philosophische Begriffe entstehen innerhalb des Denkverstehens. Begriffe wie Sein, Substanz, System, Sinnfeld, Tatsache oder Wirklichkeit sind analytische Einheiten, durch die Zusammenhänge bestimmbar und denkbar werden. Sie können außerordentlich leistungsfähig sein und neue Zusammenhänge erschließen. Ihre begriffliche Kohärenz oder systematische Erklärungskraft verändert jedoch nicht ihren Status als begriffliche Organisationsleistungen.

Damit erhält auch die Ontologie einen anderen erkenntnistheoretischen Status. Ontologische Entwürfe können als philosophische Modelle entwickelt werden, mit denen grundlegende Zusammenhänge von Welt begrifflich organisiert und erklärt werden. Auch sie entstehen jedoch innerhalb des Denkverstehens und beruhen auf Einheiten und Unterscheidungen, deren Bildung vorausgeht. Sie können deshalb nicht beanspruchen, die Realität so zu bestimmen, wie sie unabhängig von allen Bedingungen menschlichen Verstehens beschaffen ist.

Die Theorie der Einheitsbildung fragt daher nicht, welche Ontologie die Realität richtig beschreibt. Eine solche Frage würde bereits voraussetzen, dass die ontologische Beschaffenheit der Realität prinzipiell erkennbar und mit unseren begrifflichen Modellen vergleichbar wäre. Gerade diese Voraussetzung lässt sich innerhalb der Theorie der Einheitsbildung nicht begründen. Ihre Frage setzt deshalb früher an:

**Unter welchen Bedingungen kann ein Individuum überhaupt jene Einheiten bilden, aus denen später begriffliche Modelle zur Erklärung der Welt entstehen?**

Damit tritt die Theorie der Einheitsbildung nicht als eine weitere Ontologie neben bestehende Ontologien. Sie bestreitet auch nicht die philosophische Bedeutung ontologischer Entwürfe. Sie verändert vielmehr deren erkenntnistheoretischen Status. Ontologische Modelle können Weltzusammenhänge ordnen, grundlegende Begriffe entwickeln und weitreichende Erklärungen ermöglichen. Was sie nicht begründen können, ist der Übergang von solchen begrifflichen Weltmodellen zu Aussagen darüber, wie Realität unabhängig von jeder Einheitsbildung beschaffen ist.

Die Theorie der Einheitsbildung rekonstruiert deshalb die Bedingungen, unter denen Einheiten entstehen, stabilisiert, begrifflich expliziert und schließlich zu philosophischen oder wissenschaftlichen Modellen verbunden werden können. Damit werden auch ontologische Entwürfe selbst zum Gegenstand genetischer Rekonstruktion: Nicht ihre Übereinstimmung mit einer unerkennbaren ontologischen Struktur der Realität steht im Mittelpunkt, sondern die Frage, wie die begrifflichen Einheiten entstehen, mit denen solche Entwürfe überhaupt möglich werden.

Von hier aus erhält schließlich auch der Begriff der Weltkonstruktion seine präzise Bedeutung. Weltkonstruktion bezeichnet weder eine Weltanschauung noch eine metaphysische These und ebenso wenig die Erzeugung einer vom Individuum unabhängigen Realität. Der Begriff beschreibt den fortlaufenden Organisationsprozess des Verstehens, durch den Wirkungen unterschieden, zu Einheiten und Erfahrungszusammenhängen organisiert werden und für das Individuum schließlich als Welt erscheinen können.

Weltkonstruktion ist damit kein ontologischer Begriff. Sie bezeichnet die methodische Perspektive, unter der die genetischen Bedingungen menschlichen Verstehens rekonstruiert werden. Ihr philosophischer Mehrwert besteht gerade darin, nicht bei der bereits entstandenen Welt stehen zu bleiben, sondern danach zu fragen, wie jene Bestimmbarkeit entstehen kann, die jede Aussage über Welt bereits voraussetzt.

Von hier aus wird im nächsten Schritt zu untersuchen sein, weshalb Weltkonstruktion notwendig im individuellen Verstehensprozess beginnt und wie sich auf dieser Grundlage Sprache, Kommunikation und Wissenschaft als weitere Organisationsebenen entwickeln.

## Das Individuum als Medium der Weltkonstruktion

Die bisherigen Überlegungen haben gezeigt, dass Welt weder als selbstverständlich gegeben vorausgesetzt noch als beliebiges Produkt individueller Vorstellungen verstanden werden kann. Welt entsteht vielmehr innerhalb eines individuellen Verstehensprozesses, in dem Wirkungen unterschieden, zu Einheiten organisiert und zu Erfahrungszusammenhängen verbunden werden. Damit stellt sich jedoch eine weiterführende Frage: Wo vollzieht sich dieser Verstehensprozess?

Die Theorie der Einheitsbildung beantwortet diese Frage eindeutig. Er wird individuell vollzogen. Nicht deshalb, weil das Individuum die Realität hervorbringen würde, sondern weil Wirkungen nur innerhalb individueller Verstehensprozesse unterschieden, gewichtet und zu bedeutungsvollen Zusammenhängen organisiert werden können. Das Individuum bildet daher den grundlegenden Vollzugszusammenhang der Weltkonstruktion.

Der Begriff des Mediums besitzt hierbei eine präzise methodische Bedeutung. Er bezeichnet weder ein passives Sammelbecken noch einen aktiven Schöpfer der Welt. Das Individuum enthält Welt nicht wie ein Gefäß seinen Inhalt. Ebenso wenig erschafft es sie willkürlich aus sich selbst heraus. Medium bezeichnet vielmehr den individuellen Verstehenszusammenhang, innerhalb dessen sich Welt überhaupt bilden kann.

Diese Bestimmung unterscheidet sich sowohl von subjektivistischen als auch von objektivistischen Auffassungen. Der Subjektivismus neigt dazu, Welt allein auf individuelle Vorstellungen zurückzuführen. Der Objektivismus betrachtet Welt als unabhängig gegebene Ordnung, die lediglich erkannt werden müsse. Beide Positionen setzen damit auf unterschiedliche Weise bereits voraus, dass Gegenstände, Bedeutungen und Zusammenhänge vorhanden sind. Die Theorie der Einheitsbildung fragt dagegen nach den Bedingungen, unter denen solche Bestimmungen für ein Individuum überhaupt entstehen können.

Das Individuum tritt dabei nicht als bereits vollständig bestimmtes erkennendes Individuum einer fertigen Welt gegenüber. Ebenso wenig erscheint Welt als bereits gegebene Ordnung, die vom Individuum lediglich aufgenommen wird. Während sich innerhalb des individuellen Verstehens zunehmend Weltzusammenhänge bilden, entwickelt und differenziert sich zugleich

seine eigene Organisationsgeschichte. Individuum und Welt sind deshalb nicht als zwei ursprünglich fertig bestimmte Größen vorauszusetzen, die erst nachträglich miteinander in Beziehung treten. Was für das Individuum Welt wird und wie es selbst innerhalb dieser Welt versteht und handelt, entwickelt sich in fortlaufender wechselseitiger Bezogenheit.

Diese Einsicht besitzt erhebliche Konsequenzen für das Verständnis von Individualität. Das Individuum ist nicht allein deshalb individuell, weil es sich von anderen Individuen unterscheidet. Seine Individualität besteht vielmehr darin, dass jeder Verstehensprozess auf einer unverwechselbaren Organisationsgeschichte beruht. Frühere Erfahrungen, emotionale Gewichtungen, bereits entstandene Bedeutungszusammenhänge, Erwartungen, Erinnerungen und begriffliche Strukturen bilden den Zusammenhang, innerhalb dessen neue Wirkungen aufgenommen und organisiert werden. Kein Verstehensprozess beginnt bei Null.

Gerade deshalb ist jedes Verstehen notwendig individuell. Dieselbe Situation kann von verschiedenen Individuen unterschiedlich verstanden werden, ohne dass eines von ihnen deshalb notwendig irrt. Die Unterschiede des Verstehens entstehen daraus, dass Wirkungen auf jeweils unterschiedliche Organisationsgeschichten treffen und innerhalb dieser unterschiedlich hervorgehoben, gewichtet und eingeordnet werden. Individualität bezeichnet somit keine Beliebigkeit des Verstehens, sondern die geschichtliche Eigenart seiner Entstehung.

Diese Individualität darf jedoch nicht mit Isolation verwechselt werden. Das Individuum entwickelt seine Weltkonstruktion niemals unabhängig von anderen Individuen. Von Beginn an vollziehen sich Einheitsbildungen innerhalb sozialer Zusammenhänge. Andere Individuen, gemeinsame Handlungen, Nachahmung und später Sprache und kommunikative Verständigung wirken fortlaufend auf individuelle Verstehensprozesse ein. Dennoch bleibt jede dieser Einwirkungen darauf angewiesen, innerhalb eines individuellen Verstehenszusammenhangs aufgenommen und organisiert zu werden. Auch das Verstehen sprachlicher Äußerungen setzt voraus, dass sie innerhalb der eigenen Organisationsgeschichte integriert und mit Bedeutung verbunden werden.

Hier zeigt sich eine grundlegende Asymmetrie zwischen individuellem Verstehen und Kommunikation. Kommunikation besitzt zweifellos eine eigenständige Organisationsleistung. Sie kann Bedeutungen stabilisieren, Erwartungen koordinieren und die Ausbildung gemeinsamer Weltzusammenhänge ermöglichen. Sie kann jedoch nicht an die Stelle des individuellen Verstehens treten.

**Kommunikation organisiert nicht unmittelbar Welt,**
**sondern ermöglicht die wechselseitige Abstimmung individueller Weltkonstruktionen.**

Dasselbe gilt für Kultur, Gesellschaft und Wissenschaft. Alle drei entwickeln im Laufe ihrer Geschichte hochstabilisierte Organisationsformen. Begriffe, Regeln, Institutionen, Theorien und wissenschaftliche Modelle gewinnen eine relative Eigenständigkeit gegenüber einzelnen Individuen. Diese Eigenständigkeit darf jedoch nicht darüber hinwegtäuschen, dass ihre Bedeutung für das Verstehen auf individuelle Vollzüge angewiesen bleibt. Eine wissenschaftliche Theorie wird für ein Individuum nur dadurch wirksam, dass sie verstanden, angewendet, überprüft und weiterentwickelt werden kann. Auch soziale Institutionen gewinnen ihre Wirksamkeit für das Verstehen dadurch, dass ihre Regeln, Erwartungen und Bedeutungen in individuellen Vollzügen aufgenommen und wirksam werden.

Gerade hierin liegt die eigentliche Bedeutung des Individuums als Medium der Weltkonstruktion. Es ist der grundlegende Vollzugszusammenhang, in dem unterschiedliche

Organisationsebenen des Verstehens wirksam werden können. Emotionale Hervorhebungen, Erfahrungen, begriffliche Explikationen, sprachliche Verständigungen, wissenschaftliche Modelle und philosophische Reflexionen werden niemals außerhalb individueller Verstehenszusammenhänge verstanden. Sie treffen stets auf eine bereits bestehende Organisationsgeschichte und können diese zugleich verändern.

Damit erhält auch die Beziehung zwischen Individuum und Objektivität eine neue Bestimmung. Objektivität entsteht nicht dadurch, dass das Individuum überwunden oder ausgeschaltet wird. Sie entsteht vielmehr dadurch, dass individuelle Einheitsbildungen kommunikativ aufeinander bezogen, sprachlich expliziert, überprüft, korrigiert und methodisch stabilisiert werden können. Objektivität ist deshalb keine Alternative zur Individualität. Sie entwickelt sich auf deren Grundlage durch Verfahren, die individuelle Einheitsbildungen über das einzelne Individuum hinaus vergleichbar und überprüfbar machen.

Diese Einsicht verändert zugleich den erkenntnistheoretischen Status der Philosophie. Wenn jedes Verstehen notwendig individuell vollzogen wird, gilt dies auch für jede philosophische Reflexion. Philosophische Begriffe entstehen nicht außerhalb des Verstehens. Sie sind selbst Ergebnisse analytischer Organisationsleistungen des Denkens. Philosophie besitzt daher keinen privilegierten Ausgangspunkt außerhalb jenes Verstehens, dessen Bedingungen sie zu bestimmen versucht. Sie entwickelt ihre Begriffe innerhalb desselben individuellen Vollzugszusammenhangs, den sie reflektiert.

Damit kündigt sich bereits eine der weitreichendsten Konsequenzen der Theorie der Einheitsbildung an. Wenn auch die philosophische Frage nach Welt und Realität innerhalb individuellen Verstehens gestellt wird, kann Philosophie keine voraussetzungslose Außenperspektive auf Welt oder Realität einnehmen. Diese Konsequenz wird später ausführlich zu entwickeln sein. Bereits an dieser Stelle wird jedoch deutlich, weshalb das Individuum nicht nur Ausgangspunkt der Weltkonstruktion ist, sondern zugleich die Grenze jedes möglichen menschlichen Erkenntnisanspruchs bildet.

Gerade hierin unterscheidet sich die Theorie der Einheitsbildung von klassischen erkenntnistheoretischen Ausgangsfragen. Diese fragen überwiegend danach, unter welchen Bedingungen objektive Erkenntnis einer vorausgesetzten Welt möglich ist. Die **Theorie der Einheitsbildung** ordnet dieser eine genetisch frühere Frage vor:

**Unter welchen Bedingungen kann für ein Individuum überhaupt etwas als Welt erscheinen?**

Damit verschiebt sich der philosophische Ausgangspunkt. Nicht Objektivität bildet den Anfang der Untersuchung, sondern die genetische Rekonstruktion individueller Verstehensprozesse. Objektivität erscheint erst als eine spätere, auf individuellen Einheitsbildungen aufbauende Organisationsleistung.

Aus dieser Perspektive erhält schließlich auch der Titel dieser Untersuchung seine volle Bedeutung. Das Individuum ist Medium der Weltkonstruktion nicht deshalb, weil es die Realität hervorbringt. Es ist Medium der Weltkonstruktion, weil Welt für ein Individuum ausschließlich innerhalb seiner fortlaufenden Organisationsgeschichte entstehen kann. Jede Erfahrung, jedes Denken, jede Sprache, jede Wissenschaft und jede Philosophie setzen individuellen Verstehensvollzug voraus. Wer nach den Bedingungen der Welt fragt, muss daher nach den Bedingungen fragen, unter denen sich für ein Individuum überhaupt Welt bilden kann.

Von dieser Einsicht aus lässt sich die weitere erkenntnistheoretische Untersuchung entwickeln. Innerhalb des individuellen Verstehenszusammenhangs bilden sich unterschiedliche Organisationsformen heraus, die sich als Erfahrungsverstehen und Denkverstehen unterscheiden lassen.

Dabei wird im weiteren Verlauf zwischen dem umfassenden Prozess des Verstehens, seinen unterschiedlichen Organisationsformen und deren individuellem Vollzug zu unterscheiden sein. Erfahrungsverstehen und Denkverstehen bezeichnen Organisationsformen innerhalb desselben Verstehensprozesses; Erleben und Denken bezeichnen demgegenüber unterschiedliche Weisen seines individuellen Vollzugs. Diese Unterscheidung wird erst nach der genetischen Rekonstruktion des Erfahrungsverstehens vollständig entwickelt werden können.

Ihre genetische Entwicklung bildet zugleich die Grundlage dafür, dass Sprache, kommunikative Verständigung, wissenschaftliche Objektivität und schließlich philosophische Theorien entstehen können.

**Das Individuum ist das grundlegende Medium des Verstehens, innerhalb dessen Unterschiede zu Einheiten, Einheiten zu Erfahrungszusammenhängen und diese schließlich zu einer Welt organisiert werden.**

# 2. Genetischen Bedingungen der Weltkonstruktion

## Die Voraussetzungslosigkeit der Welt wird zurückgewiesen

Die bisherige Untersuchung hat gezeigt, dass Welt weder als selbstverständlich gegeben noch als voraussetzungsloses Produkt individueller Vorstellungen verstanden werden kann. Beide Auffassungen setzen bereits voraus, was erst erklärt werden muss. Sie beginnen mit einer Welt, deren Möglichkeit sie nicht mehr zum Gegenstand ihrer Untersuchung machen. Die Theorie der Einheitsbildung weist diese Voraussetzung deshalb methodisch zurück.

Diese Zurückweisung richtet sich nicht gegen die Existenz einer vom Individuum unabhängigen Realität. Sie richtet sich ausschließlich gegen die erkenntnistheoretische Annahme, Welt könne als fertiger Ausgangspunkt philosophischer Untersuchung dienen. Denn bereits die Rede von Welt setzt voraus, dass etwas als zusammenhängende Welt erscheinen kann. Genau diese Voraussetzung verlangt nach einer genetischen Rekonstruktion.

Damit verändert sich der philosophische Ausgangspunkt grundlegend. Die Untersuchung beginnt nicht mit Gegenständen, Erfahrungen oder Begriffen. Sie beginnt mit der Frage, unter welchen Bedingungen sich überhaupt etwas als Einheit organisieren kann. Denn Welt besteht nicht aus einer bloßen Vielzahl von Wirkungen. Welt entsteht erst dort, wo Wirkungen zu unterscheidbaren, wiedererkennbaren und miteinander verbundenen Einheiten organisiert werden.

Diese Einsicht besitzt weitreichende Konsequenzen. Sie bedeutet zunächst, dass keine philosophische Theorie ihren eigenen Ausgangspunkt einfach voraussetzen darf.

> Wer mit Gegenständen beginnt, setzt bereits Einheiten voraus.
> Wer mit Erfahrung beginnt, setzt bereits organisierte Zusammenhänge voraus.
> Wer mit Sprache beginnt, setzt bereits bedeutungsvolle Einheiten voraus.
> Wer mit Kommunikation beginnt, setzt bereits verstehende Individuen voraus.

Jede dieser Ausgangspositionen enthält somit Organisationsleistungen, deren Entstehung ungeklärt bleibt.

Die Theorie der Einheitsbildung verschiebt die Fragestellung deshalb hinter diese Voraussetzungen zurück. Sie fragt nicht nach den Bedingungen bereits vorhandener Gegenstände oder Erfahrungen, sondern nach den Bedingungen ihrer Möglichkeit. Diese Verschiebung besitzt keinen bloß methodischen Charakter. Sie verändert den Gegenstand der Erkenntnistheorie selbst. Nicht Erkenntnis einer Welt bildet den Anfang, sondern die Entstehung jener Organisationsprozesse, innerhalb derer Welt überhaupt entstehen kann.

Damit wird zugleich verständlich, weshalb die genetische Rekonstruktion notwendig vor allen späteren Organisationsebenen einsetzen muss. Erfahrung, Denken, Sprache, Kommunikation, Wissenschaft und Philosophie setzen bereits stabile Einheitsbildungen voraus. Keine dieser Organisationsebenen kann daher ihre eigenen Voraussetzungen vollständig erklären. Sie können ihre Ergebnisse beschreiben, systematisieren oder weiterentwickeln. Ihre eigene Entstehung müssen sie jedoch bereits voraussetzen.

Gerade hierin unterscheidet sich die genetische Rekonstruktion von systematischen Beschreibungen. Systematische Theorien untersuchen Zusammenhänge innerhalb bereits bestehender Organisationen. Die genetische Rekonstruktion fragt dagegen nach deren

Entstehungsbedingungen. Beide Vorgehensweisen widersprechen einander nicht. Sie beziehen sich vielmehr auf unterschiedliche Fragestellungen. Während die systematische Analyse beschreibt, wie bestehende Einheiten funktionieren, rekonstruiert die genetische Analyse, wie solche Einheiten überhaupt entstehen konnten.

Aus dieser Unterscheidung ergibt sich zugleich eine methodische Konsequenz. Die genetische Rekonstruktion darf ihre eigenen Ergebnisse nicht bereits am Anfang ihrer Untersuchung verwenden. Sie kann weder fertige Gegenstände noch fertige Begriffe noch fertige Erfahrungen voraussetzen. Jede dieser Größen gehört bereits zu einer späteren Organisationsebene. Die Rekonstruktion muss deshalb schrittweise vorgehen und jede Organisationsleistung erst dort einführen, wo ihre Entstehung verständlich gemacht werden kann.

Ihre Ergebnisse bleiben jedoch nicht ohne Folgen für die systematische Beschreibung. Wenn die genetische Rekonstruktion zeigt, dass Gegenstände, Begriffe und Erfahrungen nicht ursprüngliche Gegebenheiten, sondern Ergebnisse vorausgehender Organisationsprozesse sind, verändert sich auch ihr erkenntnistheoretischer Status. Sie können weiterhin systematisch untersucht werden, dürfen dabei jedoch nicht mehr als voraussetzungslose Ausgangspunkte des Verstehens behandelt werden.

**Die genetische Rekonstruktion ersetzt daher die systematische Analyse nicht; sie klärt die Bedingungen und Grenzen dessen, was diese als bereits gegeben untersucht.**

Hier zeigt sich erneut die zentrale Stellung des Individuums. Denn nur innerhalb individueller Organisationsprozesse können jene frühen Organisationsleistungen rekonstruiert werden, die allen späteren Weltzusammenhängen vorausliegen. Die Untersuchung beginnt daher nicht mit gesellschaftlichen, sprachlichen oder wissenschaftlichen Strukturen. Sie beginnt mit dem Individuum als Medium der Weltkonstruktion. Nicht weil das Individuum den Ursprung der Realität wäre, sondern weil sich nur innerhalb individueller Organisationsprozesse jene Einheitsbildungen vollziehen, auf denen alle späteren Organisationsebenen beruhen.

Daraus folgt eine unvermeidbare Perspektivität jeder menschlichen Weltbildung. Alles, was für ein Individuum zur Welt werden kann, muss innerhalb seiner Organisationsmöglichkeiten aufgenommen und bestimmt werden. Diese Perspektivität bedeutet weder Beliebigkeit noch eine Vorrangstellung des Menschen gegenüber der Realität. Sie bezeichnet vielmehr eine erkenntnistheoretische Grenze: Kein Individuum kann eine von den Bedingungen seiner eigenen Einheitsbildung unabhängige Außenperspektive einnehmen.

**Nicht der Mensch steht im Zentrum der Realität; das Individuum bildet vielmehr den unvermeidbaren Ausgangspunkt jedes menschlich verständlichen Zugangs zu ihr.**

Diese Entscheidung besitzt zugleich erkenntnistheoretische Tragweite. Sie bedeutet, dass auch Philosophie ihren eigenen Ausgangspunkt nicht außerhalb individueller Weltkonstruktion finden kann. Philosophische Begriffe entstehen nicht unabhängig von den Organisationsleistungen, die sie beschreiben. Auch sie setzen Einheitsbildungen voraus und gehören damit selbst zu den späteren Organisationsebenen. Die Theorie der Einheitsbildung macht aus dieser Einsicht kein Problem, sondern ihren methodischen Ausgangspunkt. Sie versucht nicht, den Verstehensprozess von außen zu beschreiben. Sie rekonstruiert vielmehr jene Bedingungen, unter denen Verstehen überhaupt entstehen kann.

Gerade deshalb verzichtet die Theorie der Einheitsbildung darauf, Welt als voraussetzungslos gegeben anzunehmen. Eine solche Welt könnte niemals Gegenstand philosophischer

Rekonstruktion sein, weil bereits ihre Beschreibung voraussetzen würde, dass etwas als Welt verstanden wird. Der Begriff der Welt enthält somit notwendig Organisationsleistungen, die seiner Verwendung logisch vorausgehen.

Die Zurückweisung einer vorausgesetzten Welt bedeutet daher keineswegs eine Zurückweisung der Realität. Sie ermöglicht vielmehr, Realität, Wirklichkeit und Welt voneinander zu unterscheiden.

**Realität** bezeichnet den unverfügbaren Horizont, dessen Wirkungen individuelle Organisationsprozesse herausfordern und begrenzen können, ohne dass seine ontologische Beschaffenheit selbst erkennbar wäre.
**Wirklichkeit** entsteht dort, wo solche Wirkungen innerhalb von Einheitsbildungsprozessen bestimmbar werden und zu unterscheidbaren Einheiten, Erfahrungen und Zusammenhängen organisiert werden.
**Welt** bezeichnet schließlich den umfassenderen Organisationszusammenhang, innerhalb dessen solche Wirklichkeiten für ein Individuum miteinander verbunden werden.

Realität ist damit nicht Wirklichkeit und Wirklichkeit nicht mit Welt identisch. Erst diese Unterscheidung macht verständlich, weshalb Welt weder unmittelbar gegeben noch voraussetzungslos konstruiert ist.

Damit ist die methodische Grundlage für die genetische Rekonstruktion gewonnen. Wenn Welt nicht als bereits geordneter Zusammenhang vorausgesetzt werden kann, muss die Untersuchung hinter die fertigen Einheiten zurückgehen, aus denen sich Welt zusammensetzt. Ihr Ausgangspunkt darf daher selbst noch kein Gegenstand, keine Erfahrung und kein Begriff sein, denn all dies setzt bereits vorausgehende Organisationsleistungen voraus.

Gesucht ist vielmehr die minimale Bedingung, unter der Einheitsbildung überhaupt möglich werden kann. Diese Bedingung kann noch keine bestimmte Einheit und auch keine bereits vollzogene Unterscheidung sein. Sie besteht zunächst allein in der Möglichkeit, dass Unterschiede hervortreten und für den weiteren Organisationsprozess wirksam werden können. An diesem genetischen Grenzpunkt setzt die Rekonstruktion der Einheitsbildung ein.

## Differenz als minimale Organisationsbedingung

Die Zurückweisung einer vorausgesetzten Welt führt notwendig zu einer weiteren Frage. Wenn weder Gegenstände noch Erfahrungen noch Begriffe den Ausgangspunkt der Rekonstruktion bilden können, womit muss die Untersuchung beginnen? Welche minimale Voraussetzung muss erfüllt sein, damit überhaupt Einheitsbildung möglich wird?

Die Antwort kann nicht lauten: mit einer fertigen Unterscheidung. Denn jede Unterscheidung setzt bereits Einheiten voraus, zwischen denen unterschieden werden kann. Ebenso wenig kann die Rekonstruktion mit Wahrnehmung beginnen, weil Wahrnehmung bereits organisierte Zusammenhänge voraussetzt. Auch Empfindungen oder Reize bilden keinen geeigneten Ausgangspunkt. Sie sind bereits theoretische Begriffe, die innerhalb späterer wissenschaftlicher Organisationsebenen entstanden sind und deshalb nicht als voraussetzungslose Grundlage dienen können.

Die genetische Rekonstruktion muss daher noch hinter alle diese Bestimmungen zurückgehen. Ihr Ausgangspunkt kann nur in einer Bedingung liegen, die selbst noch keine Einheiten

voraussetzt. Diese Bedingung besteht in der Möglichkeit, dass überhaupt Unterschiede organisationswirksam werden können.

Damit ist der früheste methodisch rekonstruierbare Ansatzpunkt erreicht. Bevor etwas als Einheit hervortreten kann, muss überhaupt eine Veränderung wirksam werden können, durch die nicht alles unterschiedslos gleich bleibt. Noch ist damit weder bestimmt, was sich unterscheidet, noch wovon es sich unterscheidet. Eine solche Bestimmung würde bereits Einheiten voraussetzen.

**Gemeint ist zunächst nur die elementare Möglichkeit des Anderswerdens oder Nicht-Gleichbleibens innerhalb eines Organisationsprozesses.**

Diese minimale Bedingung wird im Folgenden als **Differenz** bezeichnet.

Der Begriff der Differenz besitzt damit eine präzise methodische Bedeutung. Er bezeichnet weder einen Gegensatz noch eine bereits bestimmte Unterscheidung zwischen fertigen Gegenständen. Differenz bezeichnet vielmehr die elementare Möglichkeit, dass innerhalb eines Organisationsprozesses etwas nicht völlig gleich bleibt. Ohne diese Möglichkeit könnte keine weitere Organisation einsetzen. Wo keinerlei Unterschied wirksam werden könnte, könnte auch nichts hervortreten, verbunden, stabilisiert und schließlich als Einheit gebildet werden.

Damit ist zugleich ein verbreitetes Missverständnis ausgeschlossen. Die Theorie der Einheitsbildung behauptet nicht, dass Differenz der Ursprung der Welt sei. Ebenso wenig behauptet sie, Differenzen existierten bereits als fertige Strukturen der Realität. **Differenz bezeichnet vielmehr den methodischen Grenzpunkt, bis zu dem die genetische Rekonstruktion zurückgehen kann.** Sie ist keine ontologische Aussage über die Realität, sondern die Rekonstruktion der minimalen Organisationsbedingung, ohne die Einheitsbildung nicht denkbar wäre.

Gerade hierin unterscheidet sich der Begriff der Differenz von seiner Verwendung in zahlreichen philosophischen Theorien. Häufig erscheint Differenz bereits als ausgearbeitete Struktur, als logische Unterscheidung oder als relationale Ordnung. Die Theorie der Einheitsbildung verwendet den Begriff dagegen ausschließlich genetisch. Differenz ist noch keine Ordnung. Sie ist noch keine Relation. Sie ist noch keine Bedeutung. Sie bezeichnet allein die Möglichkeit, dass überhaupt Organisationsprozesse in Gang kommen können.

Aus diesem Grund darf Differenz auch nicht mit Wahrnehmung verwechselt werden. Wahrnehmung setzt bereits organisierte Einheiten voraus. Wer etwas wahrnimmt, nimmt bereits etwas wahr. Dieses „Etwas“ ist jedoch selbst Ergebnis vorausgehender Organisationsleistungen. Die genetische Rekonstruktion fragt daher nicht, wie Wahrnehmung funktioniert, sondern wie sich jene Bedingungen herausbilden, unter denen überhaupt etwas wahrgenommen werden kann.

Ebenso wenig ist Differenz bereits Erfahrung. Erfahrungen entstehen erst dann, wenn Organisationsprozesse eine gewisse Stabilität erreicht haben und neue Wirkungen in bereits bestehende Zusammenhänge integriert werden können. Die Differenz, von der hier die Rede ist, liegt auch dieser Möglichkeit logisch voraus.

Damit wird zugleich verständlich, weshalb die genetische Rekonstruktion nicht mit fertigen psychologischen oder neurobiologischen Begriffen beginnen kann. Begriffe wie Reiz, Informationsverarbeitung, Wahrnehmung oder Kognition setzen bereits bestimmte Formen der Organisation voraus. Sie können beschreiben, wie Prozesse innerhalb bereits organisierter

Zusammenhänge ablaufen. Sie können jedoch nicht den Ausgangspunkt einer Rekonstruktion bilden, die gerade erklären will, unter welchen elementaren Bedingungen solche Organisationsformen überhaupt möglich werden.

Die Theorie der Einheitsbildung sucht deshalb einen Ausgangspunkt, der vor allen späteren Beschreibungen liegt, ohne außerhalb des Verstehens zu treten. Dieser Ausgangspunkt ist weder empirisch beobachtbar noch ontologisch behauptet. Er wird rekonstruktiv erschlossen. Seine Notwendigkeit ergibt sich daraus, dass ohne die Möglichkeit organisationswirksamer Differenzen keinerlei weitere Organisationsleistung verständlich gemacht werden könnte.

An diesem Punkt zeigt sich zugleich die methodische Eigenart genetischer Rekonstruktion. Sie beschreibt keine zeitliche Frühphase der Welt oder des Individuums. Die Rekonstruktion vollzieht keinen historischen Rückblick. Sie rekonstruiert vielmehr jene logischen Organisationsbedingungen, die erfüllt sein müssen, damit spätere Organisationsebenen überhaupt möglich werden.

**Der Anfang der Rekonstruktion ist daher kein historischer Anfang.**
**Er ist der methodisch notwendige Ausgangspunkt der Erklärung.**

Gerade deshalb besitzt Differenz zunächst noch keine Richtung. Sie ist weder positiv noch negativ, weder bedeutsam noch unbedeutend. Solange Unterschiede lediglich möglich sind, entsteht daraus noch keine Welt. Erst wenn bestimmte Differenzen organisationswirksam werden, beginnt der eigentliche Prozess der Einheitsbildung.

Hier liegt der entscheidende Übergang zur nächsten Rekonstruktionsstufe. Die bloße Möglichkeit von Differenz genügt noch nicht, um Organisation hervorzubringen. Damit Organisation entstehen kann, müssen einzelne Differenzen hervorgehoben werden. Erst durch diese Hervorhebung erhalten bestimmte Unterschiede eine organisationswirksame Bedeutung gegenüber anderen möglichen Differenzen.

Die genetische Rekonstruktion führt deshalb notwendig über den Begriff der Differenz hinaus. Sie muss erklären, weshalb gerade bestimmte Differenzen wirksam werden, während andere ohne organisationale Folgen bleiben. Diese Frage kann nicht mehr allein durch den Begriff der Differenz beantwortet werden. Sie verlangt nach einem Organisationsprinzip, das Unterschiede gewichtet und dadurch den weiteren Prozess der Einheitsbildung eröffnet.

Die Möglichkeit organisationswirksamer Differenzen oder Veränderungen bildet zwar die grundlegende Voraussetzung jeder Weltkonstruktion. Welt entsteht jedoch nicht bereits durch Differenz, sondern erst dadurch, dass Differenzen hervorgehoben, gewichtet und innerhalb fortlaufender Organisationsprozesse so wirksam werden, dass sich Einheiten und schließlich zusammenhängende Wirklichkeiten bilden können.

## Affektive Hervorhebung – Beginn der Einheitsbildung

Mit der Rekonstruktion der Differenz wurde die minimale Organisationsbedingung bestimmt, ohne die Einheitsbildung nicht möglich wäre. Die bloße Möglichkeit von Differenzen genügt jedoch noch nicht, um einen Organisationsprozess hervorzubringen. Solange alle möglichen Differenzen gleichwertig bleiben, entsteht keine Richtung, keine Orientierung und keine Einheit. Die genetische Rekonstruktion muss deshalb einen weiteren Schritt erklären: Warum

werden überhaupt bestimmte Differenzen organisationswirksam, während andere folgenlos bleiben?

Die Theorie der Einheitsbildung beantwortet diese Frage durch den Begriff der **affektiven Hervorhebung**.

Affektive Hervorhebung bezeichnet jene ursprüngliche Organisationsleistung, durch die einzelne Differenzen gegenüber anderen Differenzen hervortreten und dadurch erstmals organisationswirksam werden. Sie ist noch keine Emotion, keine Wahrnehmung, keine Erfahrung und kein Denken. Sie bildet vielmehr die Bedingung dafür, dass sich überhaupt ein weiterer Organisationsprozess entwickeln kann.

Der Begriff der Hervorhebung ist dabei wörtlich zu verstehen. Aus der Vielzahl möglicher Differenzen treten einzelne Unterschiede hervor und gewinnen eine besondere organisationale Bedeutung. Nicht weil sie bereits als Gegenstände erkannt würden, sondern weil sie innerhalb des Organisationsprozesses eine unterschiedliche Wirksamkeit entfalten. Erst durch diese Hervorhebung entsteht überhaupt eine Richtung weiterer Organisation.

Dies lässt sich an einem einfachen Beispiel verdeutlichen. Verändert sich innerhalb eines zunächst gleichförmigen Wirkungszusammenhangs plötzlich die Intensität einer Wirkung, so ist damit noch kein Gegenstand erkannt und auch noch keine bestimmte Bedeutung verbunden. Die Veränderung kann jedoch gegenüber dem bisherigen Verlauf hervortreten und dadurch für den weiteren Organisationsprozess wirksam werden. Entscheidend ist zunächst nicht, was diese Veränderung ist oder wodurch sie verursacht wurde, sondern allein, dass sie gegenüber anderem eine unterschiedliche Wirksamkeit gewinnt. In diesem elementaren Sinn bezeichnet Hervorhebung noch keine Wahrnehmung eines Gegenstandes, sondern einen frühen Organisationsschritt, durch den eine Differenz für weitere Einheitsbildungen bedeutsam werden kann.

Entscheidend ist dabei, dass diese Hervorhebung nicht durch Denken erfolgt. Denken setzt bereits organisierte Erfahrungszusammenhänge voraus und gehört damit einer wesentlich späteren Organisationsebene an. Ebenso wenig handelt es sich um einen bewussten Akt. Das Individuum entscheidet nicht darüber, welche Differenzen hervortreten. Der Hervorhebung liegt vielmehr eine elementare Differenzerfassung zugrunde. Sie bezeichnet noch keine Wahrnehmung oder Bestimmung eines Unterschieds, sondern die früheste Wirksamkeit einer Differenz für den individuellen Vollzug. In diesem Stadium ist die Differenz weder als solche erkannt noch bereits hervorgehoben, gewichtet oder für Aufmerksamkeit wirksam geworden. Differenzerfassung bezeichnet allein den elementaren Vorgang, durch den eine Veränderung innerhalb des individuellen Vollzugs überhaupt wirksam werden kann. Sie bildet damit die Voraussetzung weiterer Organisationsprozesse, ohne selbst bereits eine bestimmte Einheit hervorzubringen.

Gerade deshalb verwendet die Theorie der Einheitsbildung den Begriff des **Affekts**. Affekt bezeichnet hier keinen psychologischen Gefühlszustand und keine Emotion im alltäglichen Sinn. Er beschreibt die elementare Organisationswirksamkeit einer Differenz. Eine Differenz wird nicht deshalb hervorgehoben, weil sie bereits Bedeutung besitzt. Vielmehr entsteht ihre erste organisationale Bedeutung gerade durch ihre affektive Hervorhebung.

Damit erhält der Affekt innerhalb der genetischen Rekonstruktion eine besondere Stellung. Er darf hier nicht bereits als Gefühl im Sinne von Angst, Freude oder Ärger verstanden werden. Solche Gefühle setzen voraus, dass Erfahrungen entstanden und innerhalb bestehender Zusammenhänge organisiert worden sind. Der Affekt liegt genetisch früher.

Sein Ausgangspunkt ist die Differenzerfassung. Durch sie wird eine Veränderung für den individuellen Vollzug überhaupt wirksam. Damit ist jedoch noch nicht erklärt, warum eine erfasste Differenz gegenüber anderen hervortritt und für den weiteren Organisationsprozess Bedeutung gewinnt. Genau an dieser Stelle setzt die affektive Hervorhebung ein. Durch sie gewinnt eine erfasste Differenz eine besondere Wirksamkeit gegenüber anderen möglichen Differenzen und richtet dadurch den weiteren Organisationsprozess aus.

Affektive Hervorhebung ist daher keine Reaktion auf einen bereits erkannten Gegenstand oder eine bereits verstandene Situation. Sie gehört vielmehr zu den Bedingungen, unter denen aus zunächst wirksamen Differenzen später überhaupt etwas Bestimmbares entstehen kann. Der Affekt erzeugt dabei weder Erfahrung noch Welt. Er trägt jedoch dazu bei, dass Differenzen eine unterschiedliche Wirksamkeit gewinnen und dadurch weitere Organisationsprozesse möglich werden, aus denen sich schließlich Einheiten, Erfahrungen und Weltzusammenhänge entwickeln können.

Diese Rekonstruktion besitzt weitreichende Konsequenzen. Sie bedeutet zunächst, dass Einheitsbildung niemals bei neutralen Informationen beginnt. Häufig wird angenommen, Wahrnehmung liefere zunächst objektive Daten, die anschließend bewertet oder interpretiert würden. Die Theorie der Einheitsbildung rekonstruiert den Prozess umgekehrt. Bevor etwas als Information verarbeitet werden kann, muss es überhaupt organisationswirksam geworden sein. Diese Organisationswirksamkeit entsteht nicht durch Information selbst, sondern durch ihre affektive Hervorhebung.

Ebenso wenig beginnt Einheitsbildung mit fertigen Bedeutungen. Bedeutung ist nicht Voraussetzung, sondern Ergebnis fortschreitender Organisation. Die affektive Hervorhebung bildet lediglich den ersten Schritt, durch den bestimmte Differenzen gegenüber anderen Differenzen bevorzugt weiter organisiert werden können.

Hier zeigt sich zugleich die enge Beziehung zwischen Individuum und Einheitsbildung. Affektive Hervorhebung vollzieht sich niemals unabhängig vom Individuum. Sie bildet den frühesten organisationswirksamen Vollzug individueller Weltkonstruktion. Das Individuum erscheint daher bereits auf dieser elementaren Organisationsebene nicht als passiver Empfänger von Wirkungen, sondern als der Zusammenhang, innerhalb dessen bestimmte Differenzen hervorgehoben und dadurch für weitere Organisation bedeutsam werden.

Diese Aussage darf allerdings nicht psychologisch missverstanden werden. Die Theorie der Einheitsbildung beschreibt keine inneren Erlebnisse eines bereits fertigen Individuums. Sie rekonstruiert vielmehr jene Organisationsleistungen, durch die sich das Individuum selbst als fortlaufender Organisationszusammenhang entwickelt. Affektive Hervorhebung gehört somit gleichermaßen zur Entstehung individueller Welt wie zur Entstehung individueller Organisationsgeschichte.

Mit der Hervorhebung einzelner Differenzen beginnt zugleich ein Prozess der Selektion. Dieser Begriff darf jedoch nicht biologisch oder informationstheoretisch verstanden werden. Es geht nicht um eine Auswahl aus bereits fertigen Möglichkeiten. Vielmehr entstehen durch die Hervorhebung erstmals organisationsrelevante Unterschiede. Andere mögliche Differenzen bleiben zunächst ohne weitere organisationale Folgen. Selektion ist daher keine nachträgliche Entscheidung, sondern die unmittelbare Konsequenz affektiver Hervorhebung.

Dennoch genügt auch dieser Schritt noch nicht zur Bildung von Einheiten. Hervorgehobene Differenzen bleiben zunächst vereinzelte Organisationsereignisse. Damit aus ihnen stabile

Zusammenhänge entstehen können, müssen sie in weiteren Organisationsprozessen erhalten, miteinander verbunden und über den Augenblick hinaus wirksam werden.

Hier liegt der Übergang zur nächsten Rekonstruktionsstufe.

Affektive Hervorhebung erklärt, weshalb bestimmte Differenzen überhaupt organisationswirksam werden. Sie erklärt jedoch noch nicht, weshalb diese Organisationswirksamkeit erhalten bleibt und zu dauerhaften Organisationszusammenhängen führt. Dafür bedarf es einer weiteren Organisationsleistung, die hervorgehobene Differenzen über den einzelnen Organisationsakt hinaus bewahrt und miteinander verbindet.

Diese Organisationsleistung bezeichnet die Theorie der Einheitsbildung als **emotionale Verallgemeinerung**. Erst mit ihr beginnt jene organisationale Kontinuität, aus der später Relevanzen, Erfahrungen, Bedeutungszusammenhänge und schließlich Welt entstehen können.

## Emotionale Verallgemeinerung und die Entstehung von Relevanz

Mit der affektiven Hervorhebung beginnt der Prozess der Einheitsbildung. Einzelne Differenzen werden organisationswirksam und heben sich gegenüber anderen möglichen Differenzen hervor. Damit ist jedoch erst die erste Voraussetzung weiterer Organisation erfüllt. Solange jede Hervorhebung auf den jeweiligen Augenblick beschränkt bliebe, könnte sich keine Kontinuität entwickeln. Es gäbe weder Erfahrung noch Wiedererkennbarkeit noch Orientierung. Einheitsbildung verlangt daher eine Organisationsleistung, welche die Wirksamkeit hervorgehobener Differenzen über den einzelnen Organisationsakt hinaus erhält.

Diese Organisationsleistung bezeichnet die Theorie der Einheitsbildung als **emotionale Verallgemeinerung**.

Der Begriff der emotionalen Verallgemeinerung besitzt dabei eine präzise genetische Bedeutung. Er bezeichnet nicht das Auftreten bestimmter Gefühle im alltäglichen Sinn. Gefühle setzen bereits entstandene Erfahrungen voraus und werden hier als deren emotionale Explikationen verstanden. Ebenso wenig bezeichnet emotionale Verallgemeinerung eine Bewertung von Erfahrungen, da Erfahrungen auf dieser genetischen Stufe selbst erst vorbereitet werden. Emotionale Verallgemeinerung bezeichnet vielmehr jene Organisationsleistung, durch die sich die Organisationswirksamkeit affektiv hervorgehobener Differenzen über den einzelnen Vollzug hinaus erhält, verdichtet und für weitere Organisationsprozesse verfügbar bleibt.

Damit unterscheidet sich die Theorie der Einheitsbildung grundlegend von Auffassungen, welche Emotionen als bloße Begleiterscheinungen oder Bewertungen bereits vorhandener Erfahrungen verstehen. Emotionen entstehen hier nicht am Ende eines Erkenntnisprozesses. Sie bilden vielmehr die Voraussetzung dafür, dass überhaupt kontinuierliche Erfahrungszusammenhänge entstehen können.

Affektive Hervorhebung eröffnet den Organisationsprozess. Emotionale Verallgemeinerung verleiht ihm Kontinuität.

Gerade hierin liegt ihre eigentliche Funktion. Die emotionale Organisation bewahrt nicht einzelne Ereignisse als fertige Inhalte auf. Sie erhält vielmehr deren organisationale Wirksamkeit. Dadurch können spätere Wirkungen an frühere Organisationsleistungen anschließen. Ohne

diese Kontinuität müsste jeder Organisationsprozess immer wieder neu beginnen. Lernen, Orientierung und Erfahrung wären unmöglich.

Der Begriff der Verallgemeinerung darf dabei nicht logisch missverstanden werden. Gemeint ist keine begriffliche Abstraktion. Begriffe entstehen erst wesentlich später innerhalb des Denkverstehens. Emotionale Verallgemeinerung bedeutet vielmehr, dass Organisationsleistungen ihre Bindung an den einzelnen Augenblick verlieren und dadurch in neuen Situationen erneut organisationswirksam werden können.

Hierdurch entsteht erstmals eine grundlegende Stabilität individueller Weltkonstruktion. Einzelne Hervorhebungen bleiben nicht isoliert. Sie verbinden sich mit früheren Organisationsleistungen und bilden fortlaufende Organisationszusammenhänge. Dadurch entwickelt sich allmählich eine Geschichte individueller Organisation, innerhalb derer neue Wirkungen nicht mehr isoliert erscheinen, sondern an bereits entstandene Zusammenhänge anschließen.

An dieser Stelle entsteht zugleich etwas grundsätzlich Neues.

Durch die emotionale Verallgemeinerung bilden sich erstmals **Relevanzen**.

Relevanz ist keine Eigenschaft der Wirkungen selbst. Sie entsteht auch nicht durch späteres Denken. Relevanz bezeichnet vielmehr die organisationale Bedeutung, welche bestimmte Wirkungen innerhalb eines individuellen Organisationszusammenhangs gewinnen. **Erst weil emotionale Verallgemeinerungen frühere Organisationsleistungen erhalten und fortführen, können neue Wirkungen als mehr oder weniger bedeutsam erscheinen.**

Damit erhält der Begriff der Relevanz eine zentrale Stellung innerhalb der Theorie der Einheitsbildung. Relevanz ist weder bloße Aufmerksamkeit noch bereits bestimmte Bedeutung. Sie bildet vielmehr eine organisationswirksame Richtung, innerhalb derer sich weitere Einheitsbildungen bevorzugt entwickeln. Relevanz ordnet damit den weiteren Organisationsprozess, ohne bereits über begriffliche Kategorien zu verfügen.

Dies lässt sich an einem einfachen Beispiel verdeutlichen. Hat eine bestimmte Veränderung wiederholt eine starke affektive Hervorhebung erfahren und ist deren Organisationswirksamkeit emotional verallgemeinert worden, können spätere ähnliche Veränderungen innerhalb des individuellen Vollzugs eine besondere Wirksamkeit gewinnen. Noch muss dabei weder erkannt sein, worin die Ähnlichkeit besteht, noch muss ein bestimmter Gegenstand wahrgenommen oder begrifflich bestimmt werden. Der Organisationsprozess ist jedoch nicht mehr gegenüber allen möglichen Veränderungen gleichermaßen offen. Bestimmte Differenzen gewinnen aufgrund der vorausgegangenen Organisationsgeschichte leichter Anschluss und beeinflussen dadurch, welche weiteren Zusammenhänge sich ausbilden können. Genau diese aus der emotionalen Verallgemeinerung hervorgehende Ausrichtung bezeichnet die Theorie der Einheitsbildung als Relevanz.

Relevanz bedeutet daher nicht, dass das Individuum bereits weiß, was wichtig ist. Sie bezeichnet vielmehr die innerhalb seiner Organisationsgeschichte entstandene Voraussetzung dafür, dass bestimmte Differenzen für die weitere Organisation bedeutsamer werden können als andere. Erst auf dieser Grundlage können sich später Aufmerksamkeit, bestimmte Bedeutungen und stabilisierte Einheiten entwickeln.

Gerade hierin zeigt sich erneut die Individualität des Verstehens. Relevanzen entstehen niemals unabhängig von der individuellen Organisationsgeschichte. Dieselbe Wirkung kann für

verschiedene Individuen unterschiedliche organisationale Bedeutung besitzen, weil sie auf unterschiedliche emotionale Verallgemeinerungen trifft. Individualität bedeutet deshalb nicht Beliebigkeit. Sie bezeichnet die Einmaligkeit jener Organisationsgeschichte, innerhalb derer Relevanzen entstehen und fortlaufend verändert werden.

Zugleich eröffnet die emotionale Verallgemeinerung erstmals die Möglichkeit von Erfahrung. Erfahrung entsteht nicht dadurch, dass einzelne Wirkungen gespeichert werden. Sie entsteht dadurch, dass Organisationszusammenhänge erhalten bleiben und neue Wirkungen in bereits bestehende organisationale Kontinuitäten integriert werden können. Erfahrung ist daher kein Sammelbecken vergangener Ereignisse. Sie entsteht in der fortlaufenden Organisation emotional verallgemeinerter Zusammenhänge, in die neue Wirkungen integriert werden können.

Damit wird zugleich verständlich, weshalb Denken nicht den Ursprung menschlichen Verstehens bilden kann. Denken setzt Relevanzen voraus. Es setzt Erfahrungszusammenhänge voraus. Es setzt emotionale Kontinuitäten voraus. Alle diese Organisationsleistungen müssen bereits entstanden sein, bevor sie begrifflich expliziert werden können. Das Denkverstehen organisiert daher nicht den Ursprung des Verstehens. Es organisiert dessen begriffliche Transformation.

Die emotionale Verallgemeinerung bildet somit den eigentlichen Übergang von punktuellen Organisationsereignissen zu fortlaufenden Organisationsprozessen. Erst jetzt wird verständlich, wie aus einzelnen affektiven Hervorhebungen allmählich stabile Erfahrungszusammenhänge entstehen können. Ohne emotionale Verallgemeinerung gäbe es keine Relevanz. Ohne Relevanz gäbe es keine Orientierung. Ohne Orientierung gäbe es keine Erfahrung. Und ohne Erfahrung könnten weder Denken noch Sprache noch Wissenschaft entstehen.

Gleichzeitig wird deutlich, dass emotionale Verallgemeinerung noch keine fertigen Einheiten hervorbringt. Sie schafft vielmehr jene organisationale Kontinuität, innerhalb derer sich Einheiten überhaupt erst herausbilden können. Der eigentliche Prozess der Einheitsbildung beginnt daher nicht mit fertigen Gegenständen, sondern mit der fortschreitenden Organisation emotional verallgemeinerter Relevanzzusammenhänge.

Damit ist der nächste Schritt der genetischen Rekonstruktion vorbereitet. Wenn emotionale Verallgemeinerung organisationswirksame Relevanzen hervorbringt, stellt sich unmittelbar die Frage, wie sich diese Relevanzen zu größeren Organisationszusammenhängen verbinden. Die weitere Untersuchung wird deshalb zeigen müssen, wie aus Relevanzen allmählich Aufmerksamkeit, Feldstrukturen, Kontexte und schließlich stabile Einheiten hervorgehen, aus denen sich die Welt des Individuums Schritt für Schritt aufbaut.

## Von der Relevanz zur Einheit

Integration, Verdichtung und Stabilisierung

Mit der emotionalen Verallgemeinerung entsteht erstmals organisationale Kontinuität. Hervorgehobene Differenzen bleiben nicht auf den einzelnen Organisationsakt beschränkt, sondern behalten ihre Wirksamkeit über den Augenblick hinaus. Dadurch bilden sich Relevanzen, die den weiteren Organisationsprozess ausrichten. Relevanz allein genügt jedoch noch nicht, um Einheiten hervorzubringen. Solange Relevanzen lediglich nebeneinander bestehen, entsteht noch keine geordnete Welt. Der Organisationsprozess muss deshalb einen weiteren Schritt vollziehen:

**Relevanzen müssen miteinander verbunden, aufeinander bezogen und zu übergreifenden Zusammenhängen integriert werden.**

Mit diesem Schritt beginnt die eigentliche Bildung von Einheiten.

Integration bezeichnet dabei den Organisationsprozess, durch den einzelne Relevanzen nicht mehr isoliert wirksam bleiben, sondern sich gegenseitig beeinflussen und zu einem gemeinsamen Zusammenhang verbinden. Entscheidend ist dabei, dass Integration keine nachträgliche Verknüpfung bereits fertiger Einheiten darstellt. Vielmehr entstehen die Einheiten erst innerhalb dieses Integrationsprozesses. Nicht vorhandene Gegenstände werden miteinander verbunden, sondern organisationale Zusammenhänge bilden sich schrittweise aus der fortlaufenden Integration von Relevanzen.

Durch Integration verändert sich zugleich die Qualität des Organisationsprozesses. Relevanzen stehen nun nicht mehr nur nebeneinander. Sie beginnen, sich gegenseitig zu strukturieren. Frühere Organisationsleistungen beeinflussen die Bedeutung neuer Hervorhebungen, während neue Hervorhebungen bestehende Organisationszusammenhänge verändern können. Organisation entwickelt dadurch eine innere Kohärenz. Einzelne Organisationsleistungen werden zu Bestandteilen eines größeren Ganzen.

Mit zunehmender Integration entsteht ein zweiter Organisationsschritt: die **Verdichtung**.

Verdichtung bedeutet nicht bloße Anhäufung. **Sie beschreibt den Prozess, durch den integrierte Organisationszusammenhänge an innerer Geschlossenheit gewinnen.** Wiederkehrende Organisationsbeziehungen verstärken sich gegenseitig. Organisation wird dadurch nicht umfangreicher, sondern zugleich konzentrierter. Immer mehr Organisationsleistungen werden innerhalb weniger, aber tragfähiger Zusammenhänge gebündelt.

Gerade diese Verdichtung bildet die Voraussetzung dafür, dass Organisation eine eigene Stabilität entwickeln kann. Solange Zusammenhänge nur locker miteinander verbunden sind, bleiben sie leicht veränderbar. Erst verdichtete Organisationsstrukturen besitzen jene innere Geschlossenheit, die sie gegenüber wechselnden Wirkungen relativ stabil werden lässt.

Mit der Verdichtung entsteht deshalb zugleich **Kohärenz**.

Kohärenz bezeichnet die innere Tragfähigkeit eines Organisationszusammenhangs. Sie besteht nicht darin, dass alle Organisationsleistungen widerspruchsfrei oder unveränderlich wären. **Kohärenz bedeutet vielmehr, dass sich unterschiedliche Organisationsleistungen gegenseitig tragen und dadurch einen stabilen Zusammenhang bilden.** Gerade deshalb können sich kohärente Organisationen verändern, ohne ihre Einheit zu verlieren.

Hier zeigt sich erneut ein grundlegendes Prinzip der Theorie der Einheitsbildung. Stabilität ist niemals das Gegenteil von Veränderung. Im Gegenteil: Nur Organisationen, die Veränderungen integrieren können, besitzen langfristige Stabilität. Starre Organisationen zerbrechen bereits bei geringen Veränderungen. Tragfähige Organisationen entwickeln ihre Stabilität gerade durch ihre Fähigkeit zur fortlaufenden Reorganisation.

Mit zunehmender Kohärenz bildet sich schließlich **Gestalt**.

**Gestalt bezeichnet den Punkt, an dem ein Organisationszusammenhang nicht mehr nur aus einzelnen Organisationsleistungen besteht, sondern als zusammengehörige Einheit**

**wirksam wird.** Gestalt ist daher keine zusätzliche Eigenschaft der Organisation. Sie ist die Erscheinungsform einer hinreichend integrierten und kohärenten Organisation.

Gerade hier beginnt das, was im alltäglichen Verstehen selbstverständlich erscheint. Was zuvor aus zahlreichen einzelnen Organisationsleistungen hervorgegangen ist, erscheint nun als unmittelbare Einheit. Das Individuum erlebt nicht mehr die vielen Organisationsschritte, sondern die entstandene Gestalt. **Die genetische Entstehung tritt hinter das Ergebnis ihrer eigenen Organisation zurück.**

Damit ist jedoch der Organisationsprozess noch nicht abgeschlossen.

Gestalten bleiben zunächst veränderbar. Erst wenn sie sich über unterschiedliche Situationen hinweg erhalten und erneut organisationswirksam werden, entsteht **Stabilisierung**.

Stabilisierung bedeutet nicht die unveränderte Bewahrung einer einmal entstandenen Einheit. **Stabilisierung bezeichnet vielmehr die Fähigkeit eines Organisationszusammenhangs, seine innere Kohärenz auch unter wechselnden Bedingungen aufrechtzuerhalten.** Gerade dadurch wird Wiedererkennbarkeit möglich. Eine Einheit bleibt nicht deshalb dieselbe, weil sie unverändert wäre, sondern weil ihre organisationale Struktur trotz Veränderungen erhalten bleibt.

An diesem Punkt erhält der Begriff der Einheit seine eigentliche Bedeutung. Eine Einheit ist weder ursprünglich gegeben noch bloß begrifflich definiert. Sie ist das Ergebnis eines Organisationsprozesses, in dem Differenzen affektiv hervorgehoben, emotional verallgemeinert, zu Relevanzen entwickelt, integriert, verdichtet, kohärent organisiert und schließlich stabilisiert worden sind. **Einheit bezeichnet somit keinen Anfang, sondern einen erreichten Organisationszustand.**

Diese Einsicht besitzt erhebliche erkenntnistheoretische Konsequenzen. Denn nun wird verständlich, weshalb die Welt dem Individuum als selbstverständlich geordnet erscheint. Die geordnete Welt ist nicht Ausgangspunkt des Verstehens. Sie ist das Ergebnis zahlloser, inzwischen hochstabilisierter Einheitsbildungsprozesse. Gerade weil diese Prozesse weitgehend abgeschlossen erscheinen, treten ihre genetischen Bedingungen im alltäglichen Erleben nicht mehr hervor.

Damit verändert sich auch das Verständnis von Erfahrung. Erfahrung besteht nicht in der Speicherung einzelner Eindrücke. Sie besteht in der fortlaufenden Stabilisierung organisationaler Zusammenhänge. Neue Wirkungen werden deshalb nicht isoliert aufgenommen. Sie treffen auf bereits entstandene Einheiten, verändern diese oder werden in sie integriert. Erfahrung besteht somit in der fortlaufenden Organisation stabilisierter Einheitsbildungen, in die neue Wirkungen aufgenommen werden und durch die bestehende Zusammenhänge zugleich verändert werden können.

Ebenso erhält das Individuum eine neue Bestimmung. Es ist nicht Träger fertiger Einheiten, sondern der fortlaufende Organisationszusammenhang, innerhalb dessen Einheiten entstehen, stabilisiert, verändert und neu organisiert werden. Seine Identität beruht nicht auf einer unveränderlichen Substanz, sondern auf der Kontinuität seiner Einheitsbildungsprozesse.

Mit der Stabilisierung von Einheiten ist jedoch die Entwicklung der Weltkonstruktion noch nicht beendet. Stabilisierte Einheiten müssen sich zueinander verhalten. Sie bilden Kontexte, Beziehungen, Perspektiven und schließlich umfassende Organisationsfelder. Erst innerhalb

solcher Organisationsfelder entstehen jene Erfahrungszusammenhänge, die später begrifflich expliziert, sprachlich mitgeteilt und wissenschaftlich untersucht werden können.

Die genetische Rekonstruktion hat damit einen entscheidenden Punkt erreicht. Erstmals liegen nun stabile Einheiten vor, die als Grundlage späterer Erfahrungs- und Denkprozesse dienen können. Die folgenden Untersuchungsschritte werden deshalb nicht mehr die Entstehung einzelner Einheiten, sondern die Herausbildung komplexer Erfahrungszusammenhänge rekonstruieren. Erst auf dieser Grundlage wird verständlich werden, wie aus stabilisierten Einheiten Erfahrungen entstehen und weshalb Erfahrungsverstehen und Denkverstehen zwei unterschiedliche Organisationsformen desselben individuellen Verstehensprozesses darstellen.

## Das Individuum als Vollzugszusammenhang der Einheitsbildung

Mit der Rekonstruktion der Einheitsbildung ist deutlich geworden, dass Einheiten weder gegeben noch unmittelbar wahrgenommen werden. Sie entstehen innerhalb eines fortlaufenden Organisationsprozesses, der von der affektiven Hervorhebung über emotionale Verallgemeinerung, Relevanz, Integration, Verdichtung und Stabilisierung bis zur Ausbildung kohärenter Einheiten reicht. Damit stellt sich jedoch eine weitere grundlegende Frage. Wo vollzieht sich dieser Organisationsprozess? Was ist der Zusammenhang, innerhalb dessen Einheitsbildung überhaupt möglich wird?

Die Theorie der Einheitsbildung beantwortet diese Frage mit dem Begriff des Individuums.

Diese Antwort darf jedoch nicht missverstanden werden. Das Individuum erscheint hier weder als metaphysisches Subjekt noch als biologischer Organismus oder psychologisches Ich. Ebenso wenig bezeichnet es einen vorausliegenden Träger fertiger Erfahrungen oder Gedanken. Das Individuum ist vielmehr der fortlaufende Vollzugszusammenhang, innerhalb dessen sich Einheitsbildung überhaupt ereignet.

Gerade deshalb wurde das Individuum bereits als Medium der Weltkonstruktion bezeichnet. Der Begriff des Mediums beschreibt keinen vorausliegenden Raum, in dem sich Welt lediglich abbildet. Er bezeichnet vielmehr den Organisationszusammenhang, innerhalb dessen sich Welt überhaupt erst als Zusammenhang von Einheiten bilden kann. Das Individuum bildet nicht lediglich den Ort, an dem Verstehen stattfindet. Es konstituiert sich vielmehr selbst im fortlaufenden Vollzug seiner Organisation. Das Individuum ist nicht zuerst fertig vorhanden und organisiert anschließend seine Erfahrungen, sondern bildet und verändert sich selbst innerhalb seiner fortlaufenden Organisationsgeschichte.

Diese Bestimmung besitzt weitreichende Konsequenzen. Denn sie verändert nicht nur den Begriff des Individuums, sondern zugleich das Verhältnis zwischen Individuum und Welt. Beide stehen einander nicht als fertige Größen gegenüber. Während sich Welt innerhalb fortlaufender Einheitsbildung entwickelt, entwickelt sich zugleich auch das Individuum. Seine Individualität besteht nicht unabhängig von seiner Organisationsgeschichte, sondern gerade in ihr.

Damit erhält Individualität eine neue Bedeutung. Sie bezeichnet nicht zunächst die Verschiedenheit gegenüber anderen Individuen. Sie bezeichnet die Einmaligkeit einer Organisationsgeschichte. Jedes Individuum besitzt eine unverwechselbare Geschichte affektiver Hervorhebungen, emotionaler Verallgemeinerungen, Relevanzbildungen, Integrationen und Stabilisierungen. Neue Wirkungen treffen deshalb niemals auf einen organisationslosen Zusammenhang.

Sie treffen stets auf bereits entstandene Einheitsbildungen, die ihre weitere Organisation mitbestimmen.

Gerade hierin liegt der Grund dafür, dass menschliches Verstehen notwendig individuell ist. Dieselben Wirkungen können für verschiedene Individuen unterschiedliche organisationale Bedeutung gewinnen, weil sie auf unterschiedliche Organisationsgeschichten treffen. Individualität bedeutet jedoch keine Beliebigkeit. Die Organisation vollzieht sich nicht willkürlich, sondern unter den Bedingungen der jeweiligen Organisationsgeschichte und der Wirkungen, an denen sie sich bewährt oder scheitert.

Diese Einsicht verändert zugleich das Verständnis von Erfahrung. Erfahrung gehört nicht einem fertigen Individuum, das Erfahrungen sammelt. Vielmehr entsteht das Individuum selbst in der fortlaufenden Organisation seiner Erfahrungen. Individuum und Erfahrung entwickeln sich daher nicht unabhängig voneinander. Sie bilden zwei Seiten desselben Organisationsprozesses.

Damit wird auch verständlich, weshalb das Individuum nicht auf Denken reduziert werden kann. Denken setzt bereits organisierte Erfahrungszusammenhänge voraus. Diese wiederum setzen emotionale Verallgemeinerungen, Relevanzbildungen und stabilisierte Einheiten voraus. Das Individuum ist daher nicht primär denkendes Wesen. Es ist zunächst der Organisationszusammenhang, innerhalb dessen Denken überhaupt entstehen kann.

Dies gilt ebenso für Sprache. Sprache erscheint häufig als Voraussetzung menschlichen Verstehens. Die Theorie der Einheitsbildung kehrt dieses Verhältnis um. Sprachliche Begriffe setzen bereits organisierte Erfahrungszusammenhänge voraus. Wörter können nur deshalb Bedeutung besitzen, weil sie an Einheiten anschließen, die innerhalb individueller Organisationsprozesse bereits entstanden sind. Sprache organisiert daher nicht den Ursprung des Verstehens. Sie transformiert bereits entstandene Organisationszusammenhänge in eine neue, begrifflich explizite Organisationsform.

Von hier aus lässt sich auch das Verhältnis zwischen Individuum und Gesellschaft neu bestimmen. Gesellschaft entsteht nicht unabhängig von Individuen. Sie entwickelt sich vielmehr aus den kommunikativen Beziehungen zwischen individuellen Organisationsprozessen. Sprache, Kultur, Wissenschaft, Recht oder Institutionen bilden eigenständige Organisationsebenen mit hoher Stabilität. Ihre Eigenständigkeit hebt jedoch ihre individuelle Grundlage nicht auf. Jede gesellschaftliche Organisation bleibt darauf angewiesen, dass Individuen Bedeutungen aufnehmen, weiterentwickeln und in ihrem eigenen Organisationszusammenhang vollziehen.

Damit wird zugleich verständlich, weshalb die Theorie der Einheitsbildung das Individuum nicht als isolierte Einheit versteht. Das Individuum ist von Anfang an auf andere Individuen bezogen. Seine Weltkonstruktion entwickelt sich innerhalb sozialer Zusammenhänge. Dennoch bleibt jede kommunikative Organisation auf individuelle Organisationsprozesse angewiesen. Kommunikation verbindet individuelle Weltkonstruktionen; sie ersetzt sie nicht.

Diese Einsicht besitzt schließlich eine grundlegende erkenntnistheoretische Bedeutung. Wenn jede Weltkonstruktion innerhalb individueller Organisationsprozesse beginnt, dann gilt dies ebenso für jede wissenschaftliche und philosophische Erkenntnis. Auch wissenschaftliche Begriffe entstehen nicht außerhalb individueller Weltkonstruktion. Sie entwickeln sich aus hochstabilisierten Formen des Denkverstehens, die ihre Wurzeln in denselben Organisationsprozessen besitzen wie jede andere Form menschlichen Verstehens.

Damit verliert das Individuum seine traditionelle Rolle als bloßer Erkenntnisträger. Es wird zum notwendigen Medium jeder möglichen Erkenntnis. Nicht weil es Realität hervorbringen würde, sondern weil sich Realität für das Individuum ausschließlich innerhalb individueller Einheitsbildungsprozesse zu einer verstehbaren Welt organisieren kann.

Gerade hierin liegt die eigentliche Bedeutung des Begriffs **Vollzugszusammenhang**. Das Individuum ist keine fertige Struktur, innerhalb derer Organisation stattfindet. Es ist selbst der fortlaufende Vollzug dieser Organisation. Seine Identität besteht nicht unabhängig von diesem Vollzug. Sie entsteht und verändert sich mit ihm.

Diese Bestimmung führt zu einer weiteren Frage. Wenn das Individuum den Vollzugszusammenhang der Einheitsbildung bildet, muss erklärt werden, wie sich innerhalb dieses fortlaufenden Organisationsprozesses unterschiedliche Formen des Verstehens entwickeln können. Denn das Individuum organisiert Wirkungen nicht nur zu Erfahrungen und zusammenhängenden Wirklichkeiten. Es kann bereits entstandene Erfahrungen später auch begrifflich bestimmen, sprachlich explizieren, miteinander vergleichen und analytisch neu organisieren.

Damit werden zwei Organisationsformen des Verstehens unterscheidbar, die im weiteren Verlauf als Erfahrungsverstehen und Denkverstehen bezeichnet werden. Erfahrungsverstehen bezeichnet jene Form der Organisation, in der sich Erfahrungen bilden und innerhalb der individuellen Organisationsgeschichte wirksam werden, ohne dass sie bereits begrifflich expliziert werden müssen. Denkverstehen setzt solche organisierten Erfahrungszusammenhänge voraus und überführt sie in eine andere Organisationsform, in der sie begrifflich bestimmt, sprachlich expliziert und analytisch neu organisiert werden können.

Diese Unterscheidung bezeichnet jedoch keine Trennung in zwei voneinander unabhängige Prozesse. Erfahrungsverstehen und Denkverstehen sind unterschiedliche Organisationsformen desselben individuellen Verstehensprozesses. Das Denkverstehen geht aus bereits organisierten Erfahrungszusammenhängen hervor und wirkt zugleich auf weitere Erfahrungsprozesse zurück. Beide bleiben dadurch innerhalb der fortlaufenden Organisationsgeschichte des Individuums miteinander verbunden.

Bevor dieses Verhältnis genauer bestimmt werden kann, muss jedoch zunächst geklärt werden, wie Erfahrung selbst entsteht. Denn Erfahrung bildet nicht den voraussetzungslosen Anfang des Verstehens. Sie setzt bereits weitreichende Organisationsprozesse voraus, durch die Differenzen wirksam, hervorgehoben, emotional verallgemeinert und zu zunehmend stabilen Zusammenhängen organisiert werden können. Erst wenn diese Entstehungsbedingungen der Erfahrung rekonstruiert sind, lässt sich genauer bestimmen, was unter Erfahrungsverstehen zu verstehen ist und wie sich daraus Denkverstehen als eigenständige Organisationsform entwickeln kann.

# 3. Erfahrung als individuelle Weltbildung

## Erfahrung steht nicht am Anfang

Nachdem die genetischen Bedingungen der Einheitsbildung rekonstruiert wurden, soll nun der Erfahrungsbegriff selbst zum Gegenstand der Untersuchung werden. Dies ist ein entscheidender Schritt, denn kaum ein Begriff besitzt für die Erkenntnistheorie eine vergleichbare Bedeutung. Zugleich gehört der Erfahrungsbegriff zu den am häufigsten vorausgesetzten Begriffen der Philosophie. Fast alle Erkenntnistheorien beginnen mit der Erfahrung oder setzen sie zumindest als selbstverständlichen Ausgangspunkt voraus. Die Theorie der Einheitsbildung schlägt demgegenüber einen anderen Weg ein. Sie fragt nicht, wie aus Erfahrung Erkenntnis entsteht, sondern wie Erfahrung selbst überhaupt möglich wird.

Diese Verschiebung verändert den erkenntnistheoretischen Ausgangspunkt grundlegend.

Erfahrung erscheint nun nicht mehr als Ursprung des Verstehens, sondern als Ergebnis einer bereits weit fortgeschrittenen Einheitsbildung. Bevor überhaupt von Erfahrung gesprochen werden kann, müssen bereits zahlreiche Organisationsleistungen vollzogen worden sein. Differenzen müssen organisationswirksam geworden sein. Affektive Hervorhebungen müssen stattgefunden haben. Emotionale Verallgemeinerungen müssen organisationale Kontinuität erzeugt haben. Relevanzen müssen entstanden, integriert und stabilisiert worden sein. Erst auf dieser Grundlage kann sich ein Zusammenhang ausbilden, der den Namen Erfahrung verdient.

Diese Einsicht besitzt erhebliche philosophische Tragweite. Denn sie kehrt das Verhältnis zwischen Erfahrung und Verstehen um. Gewöhnlich wird angenommen, Erfahrung bilde den Ausgangspunkt, aus dem sich Verstehen entwickelt. Die Theorie der Einheitsbildung zeigt dagegen, dass Verstehen der Erfahrung logisch vorausliegt – allerdings nicht in Form begrifflichen Denkens, sondern als genetischer Organisationsprozess. Nicht Erfahrung macht Einheitsbildung möglich, sondern Einheitsbildung macht Erfahrung möglich.

Damit erhält auch der Erfahrungsbegriff selbst eine neue Bedeutung.

Erfahrung bezeichnet nicht die unmittelbare Begegnung mit einer bereits geordneten Welt. Sie bezeichnet vielmehr den Organisationszustand, der entsteht, wenn fortlaufende Einheitsbildungen eine solche Stabilität erreicht haben, dass neue Wirkungen innerhalb bereits bestehender Organisationszusammenhänge verstanden werden können. Erfahrung ist daher weder bloßer Eindruck noch bloße Erinnerung. Sie bildet einen fortlaufend sich entwickelnden Organisationszusammenhang individueller Weltbildung.

Gerade hierin unterscheidet sich die Theorie der Einheitsbildung von Auffassungen, die Erfahrung als Sammlung einzelner Erlebnisse oder als Speicher vergangener Eindrücke verstehen. Erfahrungen werden nicht aufbewahrt wie Gegenstände in einem Archiv. Sie bleiben vielmehr als organisationale Zusammenhänge erhalten. Was erhalten bleibt, sind nicht einzelne Inhalte, sondern Organisationsleistungen. Neue Wirkungen werden deshalb nicht mit gespeicherten Einzelereignissen verglichen, sondern in bereits bestehende Organisationszusammenhänge integriert.

Erfahrung besitzt daher grundsätzlich einen dynamischen Charakter. Sie entsteht nicht einmalig und bleibt anschließend unverändert bestehen. Jede neue organisationswirksame Wirkung verändert zugleich den bisherigen Erfahrungszusammenhang. Erfahrung ist kein abgeschlossener

Bestand des Individuums. Sie ist ein fortlaufend sich verändernder Organisationszusammenhang, in dem bereits gebildete Einheiten bewahrt, verändert und mit neuen Einheitsbildungen verbunden werden.

Damit wird verständlich, weshalb Erfahrung immer individuell ist. Nicht deshalb, weil jedes Individuum beliebige Erfahrungen macht, sondern weil jede Erfahrung auf einer individuellen Organisationsgeschichte beruht. Neue Wirkungen treffen niemals auf einen leeren Erfahrungsraum. Sie treffen auf bereits entstandene Relevanzen, Einheiten, Bedeutungszusammenhänge und Erwartungen. Gerade diese individuelle Organisationsgeschichte bestimmt mit, welche organisationale Bedeutung neue Wirkungen gewinnen können.

Diese Individualität hebt die Möglichkeit gemeinsamer Erfahrung jedoch nicht auf. Individuen leben nicht in voneinander isolierten Welten. Durch Sprache, Kommunikation und gemeinsames Handeln entstehen fortlaufend Überschneidungen individueller Erfahrungszusammenhänge. Gemeinsame Begriffe, Regeln und wissenschaftliche Verfahren stabilisieren diese Überschneidungen und führen zu überindividuellen Formen der Weltorganisation. Dennoch bleibt jede gemeinsame Erfahrung auf individuelle Organisationsprozesse angewiesen. Auch wissenschaftliche Erfahrung entsteht nicht unabhängig vom Individuum, sondern durch die methodische Koordination individueller Erfahrungs- und Denkprozesse.

Hier zeigt sich zugleich die Grenze eines rein empiristischen Erfahrungsbegriffs. Empiristische Ansätze setzen bei der Erfahrung an und behandeln sie als jene Gegebenheit, von der aus weitere Erkenntnis möglich wird. Aus Erfahrungen können Regelmäßigkeiten gewonnen, Begriffe gebildet und allgemeinere Zusammenhänge erschlossen werden. Damit besitzt Erfahrung eine grundlegende erkenntnistheoretische Funktion. Ungeklärt bleibt jedoch, wie Erfahrung selbst überhaupt möglich wird.

Genau an diesem Punkt setzt die Theorie der Einheitsbildung früher an. Sie bestreitet nicht, dass Erfahrung eine wesentliche Grundlage späterer Erkenntnis bildet. Sie bestreitet vielmehr, dass Erfahrung selbst bereits als ursprüngliche Gegebenheit vorausgesetzt werden kann. Denn damit etwas erfahren werden kann, müssen Wirkungen bereits organisationswirksam geworden, Differenzen hervorgetreten, Relevanzen entstanden und Zusammenhänge zu Einheiten organisiert worden sein. Erfahrung steht daher nicht am Anfang des Verstehens, sondern setzt eine vorausgehende Organisationsgeschichte voraus.

Der Unterschied liegt somit im Ausgangspunkt der Erklärung. Der Empirismus fragt, vereinfacht gesprochen, wie aus Erfahrung weitere Erkenntnis hervorgeht. Die Theorie der Einheitsbildung fragt zunächst, wie Erfahrung selbst entstehen kann. Sie verschiebt die Untersuchung damit um eine genetische Ebene zurück: Nicht Erfahrung erklärt die vorausgehende Einheitsbildung, sondern Einheitsbildung erklärt die Möglichkeit von Erfahrung.

Damit verändert sich auch der Begriff der Unmittelbarkeit. Was dem Individuum als unmittelbar erfahren erscheint, ist genetisch keineswegs unmittelbar. Ein Gegenstand, eine Situation oder ein Zusammenhang kann gerade deshalb ohne erkennbare vorausgehende Organisationsschritte erfahren werden, weil die dafür erforderlichen Einheitsbildungen bereits weitgehend stabilisiert sind. Die Unmittelbarkeit bezeichnet daher die Weise, in der Erfahrung im gegenwärtigen Vollzug erscheint, nicht die Weise ihrer Entstehung.

Die Grenze eines rein empiristischen Erfahrungsbegriffs liegt aus dieser Perspektive darin, dass er dort seinen Ausgangspunkt nimmt, wo die genetische Rekonstruktion selbst noch Erklärungsbedarf erkennt. Erfahrung bleibt für die Theorie der Einheitsbildung von grundlegender

Bedeutung; sie verliert jedoch ihren Status als voraussetzungsloser Anfang der Erkenntnis und wird selbst zum Ergebnis eines zu rekonstruierenden Organisationsprozesses.

Dies gilt ebenso für alltägliche wie für wissenschaftliche Erfahrung. Der Wissenschaftler beginnt seine Untersuchung nicht mit voraussetzungslosen Erfahrungen. Er beginnt mit bereits entstandenen Einheiten, Begriffen, Messverfahren und theoretischen Zusammenhängen. Seine besondere Leistung besteht nicht darin, Erfahrung erstmals hervorzubringen, sondern darin, bereits bestehende Erfahrungszusammenhänge methodisch zu explizieren, zu präzisieren und systematisch weiterzuentwickeln.

Auch hierin zeigt sich erneut die Bedeutung des Individuums. Erfahrung gehört keinem abstrakten Erkenntnissubjekt und keinem wissenschaftlichen System. Sie entsteht ausschließlich innerhalb individueller Organisationsprozesse. Wissenschaftliche Erfahrung erweitert daher den individuellen Erfahrungszusammenhang, ersetzt ihn aber nicht.

Die Theorie der Einheitsbildung gelangt damit zu einer grundlegenden Neubestimmung des Erfahrungsbegriffs.

Erfahrung steht nicht am Anfang der Einheitsbildung, sondern geht selbst aus vorausgehenden Organisationsprozessen hervor. Sie entsteht dort, wo sich organisationale Zusammenhänge so weit stabilisiert haben, dass neue Wirkungen nicht mehr isoliert wirksam werden, sondern innerhalb bereits entstandener Zusammenhänge aufgenommen und verstanden werden können. Erfahrung ist damit zunächst das Ergebnis fortlaufender Einheitsbildung.

Einmal entstanden, verändert sich jedoch ihre Stellung innerhalb des weiteren Organisationsprozesses. Erfahrung wird nun selbst zu einer wesentlichen Voraussetzung des weiteren Verstehens. Neue Wirkungen treffen nicht mehr auf einen voraussetzungslosen Organisationsprozess, sondern auf bereits gebildete Erfahrungen, innerhalb derer sie eingeordnet, verändert und mit bestehenden Zusammenhängen verbunden werden können. Jede neue Erfahrung entsteht insofern auf der Grundlage einer bereits bestehenden Organisationsgeschichte und verändert diese zugleich.

Diese Voraussetzung gilt sowohl für das Erfahrungsverstehen als auch für das Denkverstehen. Im Erfahrungsverstehen werden bestehende Erfahrungszusammenhänge durch neue Wirkungen fortlaufend erweitert, verändert und neu organisiert. Das Denkverstehen setzt ebenfalls bereits organisierte Erfahrungen voraus, überführt sie jedoch in eine andere Organisationsform: Es kann sie begrifflich explizieren, sprachlich bestimmen, miteinander vergleichen und analytisch neu organisieren.

Erfahrung besitzt damit eine genetische Doppelstellung. Sie ist **Ergebnis vorausgehender Einheitsbildung und Voraussetzung nachfolgender Verstehensprozesse**. Gerade darin liegt ihr dynamischer Charakter. Erfahrung ist kein abgeschlossener Bestand, auf den das Individuum lediglich zurückgreift. Sie bildet einen fortlaufend sich verändernden Organisationszusammenhang, in dem frühere Erfahrungen die Bildung neuer Erfahrungen ermöglichen und durch diese zugleich selbst verändert werden.

Damit verändert sich zugleich der Status der Erkenntnistheorie. Die Frage lautet nun nicht mehr:

**Wie entsteht Erkenntnis aus Erfahrung?**

Sie lautet vielmehr:

**Wie entsteht Erfahrung aus Einheitsbildung?**

Die genetische Bestimmung der Erfahrung lässt sich besonders deutlich am kantischen Erfahrungsbegriff prüfen. Kant versteht Erfahrung nicht als bloße Aufnahme einzelner Eindrücke. Damit Erfahrung möglich wird, muss das Mannigfaltige der Anschauung verbunden und in einen geordneten Zusammenhang gebracht werden. Synthesis, Einheit und die kategoriale Ordnung des Mannigfaltigen gehören damit zu den Bedingungen, unter denen Erfahrung überhaupt als bestimmte Erfahrung möglich wird.

Gerade an diesen Bestimmungen wird jedoch die Grenze des kantischen Ausgangspunktes sichtbar. Denn bereits der Begriff eines Mannigfaltigen setzt voraus, dass Unterschiede so weit bestimmt sind, dass überhaupt von Verschiedenem gesprochen werden kann. Auch Synthesis setzt etwas voraus, das verbunden werden kann, und der Begriff der Einheit setzt voraus, dass etwas als zusammengehörig bestimmbar wird. Kant untersucht die Bedingungen, unter denen solche Bestimmungen zu objektiver Erfahrung verbunden werden können. Er rekonstruiert jedoch nicht die genetischen Prozesse, durch die Unterschiede, Zusammengehörigkeit und Einheiten überhaupt erst entstehen.

Die Theorie der Einheitsbildung setzt genau an diesem Punkt früher an. Sie kann das Mannigfaltige nicht als ursprüngliche Gegebenheit übernehmen, weil bereits Mannigfaltigkeit Differenz voraussetzt. Sie kann Synthesis nicht an den Anfang stellen, weil nur verbunden werden kann, was zuvor in irgendeiner Weise unterscheidbar geworden ist. Und sie kann Einheit nicht voraussetzen, weil gerade deren Entstehung erklärt werden soll. Deshalb führt die genetische Rekonstruktion hinter diese Bestimmungen zurück und fragt, wie Differenzen zunächst organisationswirksam werden, wie sie erfasst, affektiv hervorgehoben und emotional verallgemeinert werden und wie sich daraus Relevanzen und schließlich stabilisierte Einheiten entwickeln können.

Damit wird die Grenze des kantischen Erfahrungsbegriffs konkret bestimmbar. Kant erklärt, unter welchen Bedingungen ein bereits unterscheidbares Mannigfaltiges zur Einheit möglicher Erfahrung organisiert werden kann. Die Theorie der Einheitsbildung fragt dagegen nach der Entstehung der Unterscheidbarkeit und der Einheit selbst. Was bei Kant als Bedingung der Erfahrung in Anspruch genommen werden muss, wird damit seinerseits zum Gegenstand genetischer Erklärung.

Die Konsequenz betrifft auch den Status der Erfahrung. Erfahrung kann nicht der ursprüngliche Ausgangspunkt des Verstehens sein, wenn bereits ihre Möglichkeit Einheitsbildungen voraussetzt, deren Entstehung noch nicht erklärt ist. Sie ist zunächst das Ergebnis dieser vorausgehenden Organisationsgeschichte. Erst nachdem sich entsprechende Einheiten und Erfahrungszusammenhänge gebildet haben, wird Erfahrung selbst zur Voraussetzung weiteren Erfahrungsverstehens und Denkverstehens.

Die Theorie der Einheitsbildung verschiebt damit die Grenze der erkenntnistheoretischen Frage. Kants Frage lautet, unter welchen Bedingungen Erfahrung möglich ist. Die genetische Frage setzt früher an: **Wie entstehen jene Differenzen und Einheiten, die bereits vorausgesetzt werden müssen, damit überhaupt etwas synthetisiert und als Erfahrung bestimmt werden kann?** Genau an dieser Stelle setzt die genetische Rekonstruktion ein.

Die genetische Rekonstruktion der Erfahrung führt damit über die Frage ihrer Entstehung hinaus. Sobald Erfahrungen entstanden sind, werden sie selbst zur Grundlage weiterer Organisationsprozesse. Bereits gebildete Erfahrungszusammenhänge können fortgeführt, verändert und mit neuen Wirkungen verbunden werden; sie können später aber auch begrifflich expliziert, sprachlich bestimmt und analytisch neu organisiert werden. Damit treten unterschiedliche Organisationsformen des Verstehens hervor, deren Verhältnis nun genauer bestimmt werden muss.

Diese unterschiedlichen Organisationsformen werden als **Erfahrungsverstehen** und **Denkverstehen** bezeichnet. Erfahrungsverstehen bezeichnet die fortlaufende Organisation innerhalb bereits entstandener Erfahrungszusammenhänge. Neue Wirkungen werden in diese Zusammenhänge aufgenommen, verändern sie und können zur Bildung neuer Erfahrungen führen. Erfahrungsverstehen setzt daher bereits Erfahrung voraus, bleibt aber zugleich an ihrer fortlaufenden Veränderung und Weiterentwicklung beteiligt.

Denkverstehen setzt ebenfalls bereits organisierte Erfahrungszusammenhänge voraus, überführt sie jedoch in eine andere Organisationsform. Erfahrungen können nun begrifflich expliziert, sprachlich bestimmt, miteinander verglichen und analytisch neu organisiert werden. Das Denkverstehen erzeugt seinen Ausgangspunkt daher nicht selbst. Es greift auf bereits entstandene Erfahrungszusammenhänge zurück und transformiert deren organisationale Bedeutung in eine begrifflich-analytische Form.

Erfahrungsverstehen und Denkverstehen bezeichnen damit keine voneinander getrennten Verstehensprozesse. Beide gehen aus derselben individuellen Organisationsgeschichte hervor und gehören demselben fortlaufenden Verstehensprozess an. Sie unterscheiden sich jedoch in der Form, in der bereits organisierte Zusammenhänge weitergeführt werden. Während sich im Erfahrungsverstehen Erfahrungen fortlaufend organisieren und verändern, ermöglicht das Denkverstehen ihre begriffliche Explikation und analytische Neuorganisation.

Zwischen beiden Organisationsformen besteht zugleich keine einseitige Beziehung. Zwar setzt Denkverstehen genetisch bereits entstandene Erfahrungszusammenhänge voraus. Einmal entwickelt, wirkt es jedoch auf das weitere Erfahrungsverstehen zurück. Begriffliche Explikationen, sprachliche Unterscheidungen und analytische Neuorganisationen verändern die Zusammenhänge, innerhalb derer weitere Erfahrungen entstehen können. Erfahrungsverstehen und Denkverstehen bilden deshalb unterschiedliche, aber fortlaufend aufeinander bezogene Organisationsformen desselben individuellen Verstehensprozesses.

Ihre Unterscheidung ermöglicht es, die genetische Entwicklung vom erfahrenen Zusammenhang zu seiner begrifflichen Explikation zu bestimmen, ohne beide voneinander zu trennen. Zugleich wird damit verständlich, weshalb menschliches Verstehen weder auf Erfahrung noch auf Denken allein zurückgeführt werden kann. Denken setzt Erfahrung voraus; Erfahrung entwickelt sich jedoch unter dem Einfluss bereits entstandenen Denkens weiter. Menschliches Verstehen vollzieht sich in diesem fortlaufenden Wechselverhältnis beider Organisationsformen.

## Die individuelle Genese der Erfahrung

Wenn Erfahrung nicht den Ausgangspunkt, sondern das Ergebnis fortschreitender Einheitsbildung bildet, stellt sich unmittelbar die nächste Frage: Warum besitzt Erfahrung stets einen individuellen Charakter? Weshalb kann dieselbe Situation von verschiedenen Individuen

unterschiedlich erlebt, verstanden und beurteilt werden, ohne dass diese Unterschiede notwendig auf Irrtum oder Beliebigkeit beruhen?

Die Theorie der Einheitsbildung beantwortet diese Frage durch den Begriff der **individuellen Organisationsgeschichte**.

Jede neue Wirkung trifft auf einen Organisationszusammenhang, der bereits durch frühere Einheitsbildungsprozesse geprägt worden ist. Affektive Hervorhebungen, emotionale Verallgemeinerungen, Relevanzbildungen, Integrationen und Stabilisierungen bilden einen fortlaufenden Zusammenhang, innerhalb dessen neue Wirkungen aufgenommen und organisiert werden. Erfahrung beginnt daher niemals bei Null. Jede neue Erfahrung setzt frühere Organisationsleistungen voraus und verändert diese zugleich.

Gerade hierin besteht die eigentliche Individualität der Erfahrung. Sie beruht nicht auf einer individuellen Willkür und auch nicht auf einer bloß persönlichen Sichtweise. Individualität bedeutet vielmehr, dass jedes Individuum über eine unverwechselbare Organisationsgeschichte verfügt. Diese Geschichte bestimmt nicht endgültig, wie neue Wirkungen verstanden werden. Sie bildet jedoch den Organisationszusammenhang, innerhalb dessen neue Wirkungen überhaupt Bedeutung gewinnen können.

Dadurch erweist sich Erfahrung als grundsätzlich zeitlich, geschichtlich und prozesshaft. Jede neue Erfahrung entsteht auf der Grundlage bereits organisierter Erfahrungszusammenhänge, verändert diese und wird ihrerseits zur Voraussetzung weiterer Erfahrungen. Gegenwärtige Erfahrung trägt daher frühere Organisationsleistungen in sich und weist zugleich über sich hinaus, indem sie die Bedingungen zukünftiger Erfahrungen mitgestaltet. Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft erscheinen dadurch nicht als voneinander getrennte Bereiche, sondern als unterschiedliche Momente eines fortlaufenden Organisationsprozesses.

Diese Einsicht besitzt weitreichende Konsequenzen. Denn sie zeigt, dass Erfahrungen nicht additiv entstehen. Das Individuum sammelt nicht fortlaufend einzelne Erfahrungen, die sich anschließend zu einem Ganzen zusammenfügen. Vielmehr verändert jede neue Erfahrung den gesamten bisherigen Organisationszusammenhang. Frühere Einheitsbildungen erhalten dadurch neue Bedeutung, während zugleich neue Organisationsmöglichkeiten entstehen.

Erfahrung besitzt daher keinen Speichercharakter. Was erhalten bleibt, sind nicht einzelne Inhalte, sondern organisationale Zusammenhänge. Das Individuum greift bei neuen Erfahrungen nicht auf ein Archiv vergangener Ereignisse zurück. Es organisiert neue Wirkungen innerhalb eines bereits entstandenen Erfahrungszusammenhangs, der sich durch diese Organisation zugleich verändert.

Gerade deshalb ist Erfahrung grundsätzlich dynamisch. Sie entwickelt sich nicht durch die bloße Vermehrung ihres Inhalts, sondern durch die fortlaufende Umorganisation ihrer Zusammenhänge. Das Individuum verändert sich nicht deshalb, weil es immer mehr Erfahrungen besitzt. Es verändert sich, weil seine gesamte Organisationsgeschichte durch neue Einheitsbildungen fortlaufend umgestaltet wird.

Hier zeigt sich zugleich die eigentliche Bedeutung des Individuums als Medium der Weltkonstruktion. Das Individuum ist nicht Besitzer seiner Erfahrungen. Es ist der Organisationszusammenhang, innerhalb dessen Erfahrungen überhaupt entstehen und sich weiterentwickeln. Seine Individualität besteht daher nicht in einer unveränderlichen Identität hinter den Erfahrungen. Sie besteht in der Kontinuität seiner Organisationsgeschichte.

Diese Kontinuität erklärt zugleich die Stabilität individueller Weltzusammenhänge. Trotz fortlaufender Veränderungen erlebt sich das Individuum nicht in jedem Augenblick als völlig neu. Es erkennt Situationen wieder, entwickelt Erwartungen, orientiert sich an früheren Erfahrungen und kann zukünftige Möglichkeiten antizipieren. All dies wird nur verständlich, weil neue Organisationsleistungen an bereits bestehende Organisationszusammenhänge anschließen.

Gleichzeitig bleibt diese Kontinuität offen für Veränderungen. Neue Wirkungen können bestehende Organisationszusammenhänge bestätigen, erweitern oder grundlegend verändern. Erfahrung besitzt daher niemals den Charakter endgültiger Wahrheit. Sie bleibt ein fortlaufender Organisationsprozess, dessen Stabilität gerade in seiner Fähigkeit zur Veränderung besteht.

Damit erhält auch die Verschiedenheit individueller Erfahrungen eine neue Deutung. Unterschiedliche Individuen leben nicht deshalb in unterschiedlichen Welten, weil sie verschiedene Realitäten besitzen. Sie organisieren vielmehr dieselben oder vergleichbare Wirkungen innerhalb unterschiedlicher Organisationsgeschichten. Die Unterschiede ihrer Erfahrungen beruhen daher nicht auf verschiedenen Realitäten, sondern auf unterschiedlichen Organisationszusammenhängen.

Diese Einsicht vermeidet zugleich zwei entgegengesetzte Fehlinterpretationen. Einerseits wird Individualität nicht mit Beliebigkeit gleichgesetzt. Individuelle Erfahrung bleibt an Wirkungen gebunden, die sich der freien Verfügung entziehen. Andererseits wird Objektivität nicht dadurch erreicht, dass individuelle Organisationsgeschichten ausgeschaltet würden. Vielmehr entsteht Objektivität erst dort, wo unterschiedliche individuelle Organisationsprozesse kommunikativ aufeinander bezogen, sprachlich expliziert und methodisch stabilisiert werden.

Gerade hierin liegt der Übergang von individueller Erfahrung zu gemeinsamer Weltkonstruktion. Individuelle Organisationsgeschichten bilden den Ursprung allen Verstehens. Sie bleiben jedoch nicht auf sich selbst beschränkt. Kommunikation erzeugt daher keine Gemeinsamkeit von Erfahrungen. Sie ermöglicht vielmehr die Deutung von Ähnlichkeiten zwischen individuellen Erfahrungszusammenhängen, auf deren Grundlage Verständigung und gemeinsame Orientierung möglich werden. **Gemeinsamkeit wird selbst zu einer Deutungsleistung**.

An dieser Stelle wird zugleich deutlich, weshalb die Theorie der Einheitsbildung zwischen **Erfahrungsverstehen** und **Denkverstehen** unterscheiden muss. Die individuelle Organisationsgeschichte entwickelt sich zunächst innerhalb des Erfahrungsverstehens. Erst später werden diese bereits entstandenen Erfahrungszusammenhänge begrifflich expliziert, sprachlich geordnet und analytisch reflektiert. Beide Organisationsformen gehören derselben Organisationsgeschichte an. Sie erfüllen jedoch unterschiedliche Funktionen innerhalb ihrer weiteren Entwicklung.

Die Individualität der Erfahrung bildet daher nicht den Gegenpol begrifflichen Denkens. Sie ist dessen genetische Voraussetzung. Das Denken beginnt nicht mit einer voraussetzungslosen Analyse der Welt. Es beginnt mit einer bereits entstandenen individuellen Organisationsgeschichte, deren Erfahrungszusammenhänge es begrifflich expliziert und in eine neue Organisationsform überführt.

Damit gewinnt die weitere Untersuchung ihre Richtung. Wenn jede Erfahrung Ausdruck einer individuellen Organisationsgeschichte ist, dann muss nun rekonstruiert werden, wie sich innerhalb dieser Geschichte zwei unterschiedliche Organisationsformen herausbilden können. Die folgende Analyse wird zeigen, dass Erfahrungsverstehen und Denkverstehen keine getrennten Prozesse darstellen. Sie bilden vielmehr zwei unterschiedliche Organisationsformen desselben

individuellen Verstehensprozesses, dessen Einheit gerade in seiner fortlaufenden Organisationsgeschichte besteht.

## Erfahrung ist kein Speicher

Erfahrung als fortlaufender Organisationsprozess

Die bisherige Rekonstruktion hat gezeigt, dass Erfahrung weder den Anfang des Verstehens bildet noch aus der bloßen Anhäufung einzelner Erlebnisse hervorgeht. Sie entsteht vielmehr innerhalb einer fortlaufenden Organisationsgeschichte, in der jede neue Wirkung auf bereits bestehende Einheitsbildungen trifft. Damit verändert sich notwendig auch das Verständnis dessen, was Erfahrung eigentlich ist.

Der alltägliche Sprachgebrauch legt nahe, Erfahrung als eine Art inneren Speicher zu verstehen. Erfahrungen erscheinen als etwas, das gesammelt, bewahrt und später wieder abgerufen werden kann. Auch zahlreiche psychologische und erkenntnistheoretische Modelle folgen diesem Bild. Sie gehen davon aus, dass frühere Erfahrungen gleichsam im Individuum abgelegt werden und bei Bedarf erneut verfügbar sind.

Die Theorie der Einheitsbildung weist dieses Verständnis zurück.

Erfahrung ist kein Speicher. Sie besteht nicht aus einer Ansammlung vergangener Inhalte, sondern aus einem fortlaufenden Organisationsprozess. Was erhalten bleibt, sind nicht einzelne Erfahrungen als isolierte Einheiten. Erhalten bleibt vielmehr die Organisation selbst. Jede neue Einheitsbildung verändert den gesamten Organisationszusammenhang, innerhalb dessen spätere Erfahrungen entstehen.

Diese Einsicht besitzt grundlegende Bedeutung. Denn sie erklärt, weshalb Erfahrungen niemals unverändert wiederkehren. Wenn ein Individuum eine scheinbar gleiche Situation erneut erlebt, begegnet es ihr nicht mit derselben Erfahrung wie zuvor. Die frühere Erfahrung hat inzwischen den gesamten Organisationszusammenhang verändert. Neue Wirkungen werden deshalb stets innerhalb einer veränderten Organisationsgeschichte aufgenommen. Erfahrung wiederholt sich nicht. Sie entwickelt sich fort.

Gerade hierin besteht ihre eigentliche Kontinuität. Kontinuität bedeutet nicht die unveränderte Bewahrung vergangener Zustände. Sie besteht vielmehr in der fortlaufenden Weiterentwicklung organisationaler Zusammenhänge. Vergangenheit wirkt nicht dadurch fort, dass sie gespeichert bleibt. Sie wirkt fort, weil sie die gegenwärtige Organisation mitprägt.

Damit verändert sich zugleich das Verständnis des Erinnerns. Erinnern bedeutet nicht, vergangene Inhalte aus einem inneren Archiv abzurufen. Erinnern ist vielmehr eine gegenwärtige Reorganisation der eigenen Organisationsgeschichte. Was erinnert wird, entsteht innerhalb des aktuellen Organisationszusammenhangs neu. Frühere Einheitsbildungen wirken dabei fort, ohne jemals unverändert reproduziert zu werden.

Diese Auffassung erklärt zugleich, weshalb Erinnerungen veränderbar sind. Veränderungen beruhen nicht notwendig auf Fehlern oder Unzuverlässigkeit des Gedächtnisses. Sie ergeben sich daraus, dass jede Erinnerung innerhalb eines inzwischen veränderten Organisationszusammenhangs erfolgt. Die Organisationsgeschichte entwickelt sich weiter, und mit ihr verändern sich

auch die Zusammenhänge, innerhalb derer frühere Erfahrungen gegenwärtig Bedeutung gewinnen.

Dies gilt nicht nur für das Erinnern, sondern für jede neue Erfahrung. Neue Wirkungen werden niemals lediglich bereits vorhandenen Erfahrungen hinzugefügt. Sie verändern den gesamten Zusammenhang früherer Organisationen. Frühere Erfahrungen erhalten dadurch neue Bedeutung, während zugleich neue Möglichkeiten der Weltkonstruktion entstehen.

Erfahrung besitzt daher keinen additiven Charakter. Sie wächst nicht durch bloße Vermehrung ihrer Inhalte. Sie entwickelt sich durch fortlaufende Reorganisation ihrer Zusammenhänge. Der eigentliche Gegenstand der Erfahrung ist deshalb nicht das einzelne Erlebnis, sondern der sich ständig wandelnde Organisationszusammenhang, innerhalb dessen Erlebnisse überhaupt Bedeutung gewinnen.

Hier zeigt sich erneut die zentrale Stellung des Individuums. Erfahrung gehört nicht einem bereits fertigen Individuum, das sie sammelt. Das Individuum entwickelt sich vielmehr gemeinsam mit seiner Erfahrung. Seine Organisationsgeschichte verändert sich mit jeder neuen Einheitsbildung. Individualität besteht deshalb nicht in der Summe gesammelter Erfahrungen, sondern in der Einmaligkeit ihrer fortlaufenden Organisation.

Gerade dadurch wird verständlich, weshalb zwei Individuen trotz ähnlicher Lebenssituationen unterschiedliche Erfahrungen entwickeln können. Nicht die einzelnen Wirkungen unterscheiden sich notwendig. Unterschiedlich sind vielmehr die Organisationsgeschichten, innerhalb derer diese Wirkungen integriert werden. Erfahrung besitzt deshalb notwendig einen individuellen Charakter, ohne dadurch ihren Bezug zur gemeinsamen Wirklichkeit zu verlieren.

Diese Einsicht besitzt zugleich erkenntnistheoretische Bedeutung. Wenn Erfahrung kein Speicher ist, dann kann Erkenntnis auch nicht als bloßes Abrufen gespeicherter Informationen verstanden werden. Erkenntnis entsteht vielmehr dadurch, dass bestehende Organisationszusammenhänge unter neuen Wirkungen fortlaufend reorganisiert werden. Denken ist daher keine Wiederholung bereits vorhandener Inhalte, sondern die analytische Transformation eines sich ständig weiterentwickelnden Erfahrungszusammenhangs.

Ebenso verändert sich das Verständnis von Lernen. Lernen bedeutet nicht, Wissen zu speichern. Lernen bezeichnet die Veränderung der Organisationsgeschichte selbst. Neue Einheitsbildungen verändern bestehende Relevanzen, Erfahrungszusammenhänge und spätere Möglichkeiten des Verstehens. Das Ergebnis des Lernens besteht daher nicht im Besitz zusätzlicher Inhalte, sondern in einer veränderten Organisationsfähigkeit.

Hier wird zugleich deutlich, weshalb Erfahrung niemals abgeschlossen sein kann. Solange das Individuum neuen Wirkungen begegnet, bleibt seine Organisationsgeschichte offen für weitere Veränderungen. Erfahrung besitzt deshalb keinen Endzustand. Sie bleibt ein fortlaufend sich entwickelnder Organisationszusammenhang individueller Weltkonstruktion.

Gerade hierin liegt einer der entscheidenden Unterschiede zwischen Erfahrungsverstehen und Denkverstehen. Das Erfahrungsverstehen organisiert fortlaufend die Welt des Individuums. Das Denkverstehen greift auf diese bereits entstandenen Organisationszusammenhänge zurück, expliziert sie begrifflich und transformiert sie in eine eigenständige Organisationsform. Beide Organisationsformen gehören demselben individuellen Verstehensprozess an. Sie unterscheiden sich jedoch in ihrer Organisationsweise und in der Form, in der organisationale Bedeutung expliziert wird.

Damit erhält die Rekonstruktion des Erfahrungsbegriffs ihre eigentliche Zuspitzung.

Erfahrung ist weder Ursprung noch Speicher des Verstehens. Sie bildet einen fortlaufenden Organisationszusammenhang, innerhalb dessen sich Welt für ein Individuum kontinuierlich entwickelt und verändert. Das Individuum besitzt seine Erfahrung daher nicht wie einen Bestand abgeschlossener Inhalte. Es lebt innerhalb einer sich ständig weiterentwickelnden Organisationsgeschichte, in der bereits entstandene Einheitsbildungen fortwirken, durch neue Erfahrungen verändert werden und zugleich deren weitere Organisation mitbestimmen.

Damit stellt sich die Frage, wie aus diesem fortlaufenden Erfahrungsprozess jene zusammenhängende Wirklichkeit entsteht, innerhalb derer sich das Individuum orientiert und handelt. Denn einzelne Erfahrungen bilden noch nicht von selbst einen Wirklichkeitszusammenhang. Erst wenn sie sich innerhalb der individuellen Organisationsgeschichte miteinander verbinden, aufeinander beziehen und hinreichend stabilisieren, kann eine Erfahrungswirklichkeit entstehen, die für das Individuum Kontinuität und Orientierung ermöglicht.

## Die Entstehung individueller Erfahrungswirklichkeit

Erfahrungen bleiben innerhalb der individuellen Organisationsgeschichte nicht isoliert nebeneinander bestehen. Bereits entstandene Erfahrungen wirken auf die Aufnahme und Organisation neuer Wirkungen zurück. Neue Erfahrungen entstehen daher innerhalb eines Zusammenhangs, der durch vorausgehende Erfahrungen bereits strukturiert ist und durch jede weitere Erfahrung verändert werden kann. Auf diese Weise bilden sich zunehmend zusammenhängende und stabile Erfahrungsordnungen.

Damit ist jedoch noch nicht erklärt, was diese Erfahrungsordnungen zu einer **Erfahrungswirklichkeit** macht. Entscheidend ist nicht die Anzahl der Erfahrungen und auch nicht allein ihre Verbindung. Erfahrungswirklichkeit entsteht dort, wo sich Erfahrungszusammenhänge so weit stabilisieren, dass sie für das Individuum einen verlässlichen Zusammenhang der Orientierung bilden. Innerhalb dieses Zusammenhangs können neue Wirkungen eingeordnet, Erwartungen ausgebildet, Veränderungen erkannt und bestehende Einheitsbildungen bestätigt oder korrigiert werden. Was für das Individuum wirklich ist, erscheint ihm daher nicht als Summe einzelner Erfahrungen, sondern innerhalb eines bereits organisierten Zusammenhangs, in dem Erfahrungen aufeinander verweisen und weitere Erfahrungen mitbestimmen.

Der Begriff der Erfahrungswirklichkeit bezeichnet deshalb keinen Ausschnitt der Realität. Realität bleibt der unverfügbare Horizont, dessen Wirkungen den individuellen Organisationsprozess erreichen, herausfordern und begrenzen können. **Erfahrungswirklichkeit bezeichnet dagegen den innerhalb der individuellen Organisationsgeschichte entstandenen Zusammenhang, in dem solche Wirkungen für das Individuum bestimmbar, bedeutungsvoll und orientierungswirksam werden.**

Erfahrungswirklichkeit ist damit weder eine vom Individuum unabhängige, unmittelbar gegebene Ordnung noch eine beliebig erzeugte Innenwelt. Sie entsteht im fortlaufenden Prozess der Einheitsbildung und bleibt zugleich an Wirkungen gebunden, über die das Individuum nicht frei verfügen kann. Gerade diese Verbindung erklärt, weshalb individuelle Erfahrungswirklichkeit einerseits durch die jeweilige Organisationsgeschichte geprägt ist und andererseits bestätigt, korrigiert oder verändert werden kann.

Was dem Individuum als selbstverständlich wirklich erscheint, besitzt daher bereits eine Geschichte. Gegenstände, Situationen und Zusammenhänge erscheinen gerade deshalb unmittelbar wirklich, weil die ihnen zugrunde liegenden Einheitsbildungen innerhalb der individuellen Organisationsgeschichte eine hohe Stabilität erreicht haben. Die Selbstverständlichkeit der Wirklichkeit ist somit nicht Ausdruck ursprünglicher Gegebenheit, sondern das Ergebnis stabilisierter Organisation.

Diese Stabilität bedeutet jedoch keine Unveränderlichkeit. Neue Wirkungen treffen auf bereits organisierte Erfahrungszusammenhänge und können diese bestätigen, erweitern, korrigieren oder grundlegend verändern. Erfahrungswirklichkeit bleibt deshalb grundsätzlich offen. Sie entwickelt sich mit jeder neuen Erfahrung weiter und bildet zugleich den bereits organisierten Zusammenhang, innerhalb dessen neue Erfahrungen überhaupt entstehen können.

Hier zeigt sich erneut die zentrale Rolle der Relevanz. Nicht jede neue Wirkung verändert die individuelle Wirklichkeit in gleichem Maße. Entscheidend ist vielmehr, welche organisationale Bedeutung sie innerhalb der bestehenden Erfahrungszusammenhänge gewinnt. Relevanz bildet dadurch die innere Dynamik der Wirklichkeitsbildung. Sie bestimmt nicht den Inhalt der Wirklichkeit, sondern ihre fortlaufende organisationale Entwicklung.

Aus diesem Grund besitzt jede individuelle Wirklichkeit einen geschichtlichen Charakter. Sie entsteht nicht aus einem einzelnen Organisationsakt. Sie entwickelt sich durch die fortlaufende Integration früherer und neuer Organisationsleistungen. Vergangenheit bleibt dabei nicht als abgeschlossener Bestand erhalten. Sie wirkt innerhalb der gegenwärtigen Organisation fort und verändert zugleich die Möglichkeiten zukünftiger Weltkonstruktion.

Damit erhält auch die Identität des Individuums eine neue Bestimmung. Identität entsteht nicht neben der Wirklichkeit, sondern innerhalb ihrer Organisation. Das Individuum bleibt sich nicht deshalb gleich, weil es einen unveränderlichen Kern besitzt. Es bleibt sich gleich, weil seine Organisationsgeschichte trotz fortlaufender Veränderungen eine hinreichende Kontinuität bewahrt. Identität und Wirklichkeit entstehen daher gemeinsam. Beide beruhen auf derselben fortlaufenden Einheitsbildung.

Gerade deshalb ist individuelle Wirklichkeit weder beliebig noch unveränderlich festgelegt. Sie ist individuell, weil sie auf einer unverwechselbaren Organisationsgeschichte beruht. Sie ist zugleich an Realität gebunden, weil sich ihre Organisationsleistungen an Wirkungen bewähren oder scheitern müssen, die sich ihrer freien Verfügung entziehen. Wirklichkeit entsteht somit im Spannungsfeld zwischen individueller Organisation und den Wirkungen der Realität.

Diese Einsicht erklärt zugleich, weshalb unterschiedliche Individuen dieselbe Situation verschieden verstehen können. Nicht weil sie in verschiedenen Realitäten leben, sondern weil dieselben Wirkungen innerhalb unterschiedlicher Organisationsgeschichten verschiedene organisationale Bedeutung gewinnen. Unterschiedlich sind nicht notwendig die Wirkungen, sondern ihre Einordnung in bereits bestehende Wirklichkeitszusammenhänge.

Hieraus folgt jedoch kein erkenntnistheoretischer Relativismus. Individuelle Wirklichkeiten bleiben grundsätzlich aufeinander beziehbar. Kommunikation ermöglicht es, unterschiedliche Organisationsgeschichten miteinander in Beziehung zu setzen. Sprache macht individuelle Organisationsleistungen begrifflich explizit. Wissenschaft entwickelt daraus methodisch stabilisierte Formen gemeinsamer Wirklichkeitsorganisation. Die Möglichkeit gemeinsamer Wirklichkeit entsteht somit nicht durch die Aufhebung individueller Wirklichkeiten, sondern durch ihre fortlaufende kommunikative und methodische Koordination.

Damit wird zugleich verständlich, weshalb Wirklichkeit nicht mit Realität gleichgesetzt werden darf. Realität bezeichnet den unverfügbaren Horizont, dessen Wirkungen individuelle Wirklichkeitsbildungen fortlaufend herausfordern. Wirklichkeit bezeichnet dagegen den jeweils erreichten Organisationszustand, innerhalb dessen diese Wirkungen für ein Individuum verstehbar werden. Realität bildet daher nicht den Inhalt der Wirklichkeit. Sie bildet ihren Bewährungshorizont.

Diese Unterscheidung besitzt entscheidende erkenntnistheoretische Bedeutung. Denn sie macht deutlich, dass Wirklichkeit weder bloße Konstruktion noch unmittelbare Realität ist. Sie ist das Ergebnis eines fortlaufenden Organisationsprozesses, dessen Tragfähigkeit sich im Kontakt mit den Wirkungen der Realität ständig neu bewähren muss.

Gerade hierin liegt die eigentliche Leistung des Erfahrungsverstehens. Es organisiert Erfahrungen nicht isoliert, sondern innerhalb des zusammenhängenden Wirklichkeitszusammenhangs des Individuums. Erst auf dieser Grundlage kann eine weitere Organisationsebene entstehen, die diese bereits entstandene Wirklichkeit begrifflich expliziert, analysiert und sprachlich mitteilt.

Damit ist der Übergang zum Denkverstehen vorbereitet. Dieses beginnt nicht mit einer voraussetzungslosen Welt und auch nicht mit isolierten Erfahrungen. Es beginnt mit einer bereits entstandenen individuellen Erfahrungswirklichkeit. Seine Aufgabe besteht nicht darin, diese Wirklichkeit hervorzubringen, sondern sie in eine neue Organisationsform zu transformieren. Genau hierin liegt der genetische Ursprung des begrifflichen Denkens.

## Identität als Kontinuität der Organisationsgeschichte

Mit der Rekonstruktion der individuellen Erfahrungswirklichkeit stellt sich eine weitere grundlegende Frage: Worin besteht die Identität des Individuums? Die Antwort kann weder allein in der körperlich-biologischen Kontinuität noch allein in der Kontinuität seiner Erfahrungen gesucht werden. Das Individuum bringt bereits körperlich-biologische und emotionale Bedingungen in seine Organisationsgeschichte ein, innerhalb derer sich Erfahrungen, Gefühle, Wissen und schließlich seine individuelle Wirklichkeit entwickeln. Zugleich verändern diese Entwicklungen den weiteren Organisationsprozess. Identität bezeichnet daher keine unveränderliche Eigenschaft, die allen Veränderungen zugrunde liegt. Sie entsteht als Kontinuität eines individuellen Vollzugs, in dem körperlich-biologische Bedingungen, emotionale Organisation und fortlaufende Erfahrungsbildung miteinander verbunden bleiben.

**Identität ist weder bloße Körperidentität noch Erinnerungskontinuität noch eine unveränderliche innere Eigenschaft. Sie wird als Kontinuität einer körperlich getragenen, emotional grundierten und sich fortlaufend entwickelnden individuellen Organisationsgeschichte verstanden.**

Die traditionelle Philosophie hat diese Frage häufig durch die Annahme einer bleibenden Substanz beantwortet. Das Individuum erscheint dabei als ein unveränderlicher Träger wechselnder Eigenschaften. Andere Auffassungen sehen Identität vor allem in der Kontinuität des Bewusstseins, des Gedächtnisses oder der Selbstreflexion. Die Theorie der Einheitsbildung schlägt einen anderen Weg ein. Sie sucht die Identität des Individuums weder in einer unveränderlichen Substanz noch in einer einzelnen psychischen Fähigkeit. Sie rekonstruiert Identität als Ergebnis eines fortlaufenden Organisationsprozesses.

**Identität entsteht nicht neben der Einheitsbildung. Sie entsteht durch sie.**

Das Individuum bleibt nicht deshalb dasselbe, weil hinter seinen Erfahrungen ein unveränderlicher Kern verborgen läge. Es bleibt sich vielmehr deshalb gleich, weil seine Organisationsgeschichte trotz aller Veränderungen eine fortlaufende Kontinuität besitzt. Identität bezeichnet somit keinen festen Zustand. Sie bezeichnet die organisationale Kontinuität individueller Weltkonstruktion.

Diese Kontinuität darf allerdings nicht mit bloßer Gleichförmigkeit verwechselt werden. Der Organisationsprozess verändert sich ständig. Neue Wirkungen führen zu neuen Einheitsbildungen. Frühere Relevanzen verlieren an Bedeutung, andere gewinnen an Gewicht. Erfahrungszusammenhänge werden erweitert, korrigiert oder neu organisiert. Gerade diese Veränderungen gehören jedoch zur Identität des Individuums. Sie heben sie nicht auf, sondern bilden ihre eigentliche Dynamik.

**Identität besteht daher nicht trotz der Veränderung,
sondern in der Kontinuität ihrer Organisation.**

Diese Einsicht besitzt weitreichende Konsequenzen. Sie macht verständlich, weshalb das Individuum trotz tiefgreifender Veränderungen als dasselbe erlebt werden kann. Nicht einzelne Erfahrungen oder Erinnerungen sichern seine Identität. Entscheidend ist vielmehr, dass neue Organisationsleistungen an bereits bestehende Organisationszusammenhänge anschließen. Solange diese Anschlussfähigkeit erhalten bleibt, entwickelt sich die Organisationsgeschichte kontinuierlich weiter.

Hier zeigt sich erneut, dass Identität nicht gespeichert wird. Sie ist ebenso wenig wie Erfahrung ein Bestand fertiger Inhalte. Identität entsteht fortlaufend im Vollzug der Organisation. Sie muss daher nicht bewahrt werden wie ein Gegenstand. Sie verwirklicht sich in jedem weiteren Schritt der Einheitsbildung neu.

Gerade hierin unterscheidet sich die Theorie der Einheitsbildung von Auffassungen, welche Identität als unveränderliche Selbstgleichheit verstehen. Absolute Unveränderlichkeit würde jede Entwicklung ausschließen. Ein vollkommen unveränderliches Individuum könnte weder lernen noch Erfahrungen machen noch seine Welt erweitern. Die Möglichkeit der Veränderung gehört deshalb nicht an den Rand der Identität, sondern in ihr Zentrum.

Ebenso wenig lässt sich Identität auf das Gedächtnis reduzieren. Erinnerungen tragen zweifellos zur Kontinuität individueller Organisationsgeschichte bei. Sie begründen diese Kontinuität jedoch nicht. Erinnerungen selbst entstehen innerhalb eines bereits bestehenden Organisationszusammenhangs und verändern sich mit ihm. Die Kontinuität der Organisationsgeschichte ist daher ursprünglicher als die Erinnerung an einzelne Ereignisse.

Diese Auffassung erklärt zugleich die enge Beziehung zwischen Identität und Welt. Das Individuum entwickelt seine Identität nicht unabhängig von seiner Wirklichkeit. Beide entstehen gemeinsam. Jede Veränderung der individuellen Wirklichkeit verändert zugleich die Organisationsgeschichte des Individuums. Umgekehrt verändert jede Veränderung der Organisationsgeschichte die Weise, in der Welt erfahren und verstanden wird. Identität und Weltkonstruktion bilden daher keinen Gegensatz. Sie sind unterschiedliche Perspektiven desselben Organisationsprozesses.

Hier wird zugleich deutlich, weshalb Identität notwendig individuell bleibt. Keine Organisationsgeschichte gleicht vollständig einer anderen. Jedes Individuum entwickelt seine eigene Kontinuität der Einheitsbildung. Gerade diese Einmaligkeit begründet seine Individualität. Individualität besteht daher nicht in der Abgrenzung gegenüber anderen Individuen, sondern in der Unverwechselbarkeit der eigenen Organisationsgeschichte.

Diese Individualität schließt gemeinsame Weltzusammenhänge jedoch nicht aus. Kommunikation, Sprache und Wissenschaft ermöglichen die Ausbildung organisationsübergreifender Stabilitäten. Sie verändern individuelle Organisationsgeschichten und werden zugleich von ihnen getragen. Auch hier gilt daher: Das Allgemeine entsteht nicht unabhängig vom Individuellen. Es entwickelt sich aus der fortlaufenden Beziehung individueller Organisationsprozesse.

Die Rekonstruktion der Identität besitzt schließlich auch erkenntnistheoretische Bedeutung. Denn sie zeigt, dass jede Erkenntnis auf der Kontinuität einer individuellen Organisationsgeschichte beruht. Ohne diese Kontinuität könnten Erfahrungen nicht miteinander verbunden, Begriffe nicht gebildet und Theorien nicht entwickelt werden. Erkenntnis setzt daher nicht nur Einheitsbildung voraus. Sie setzt zugleich die organisationale Kontinuität des Individuums voraus.

Gerade hierin liegt die eigentliche Bedeutung des Identitätsbegriffs innerhalb der Theorie der Einheitsbildung. Identität ist keine zusätzliche Eigenschaft des Individuums. Sie bezeichnet die Kontinuität des Organisationsprozesses selbst. Das Individuum bleibt sich gleich, weil seine Einheitsbildung fortlaufend an ihre eigene Geschichte anschließt und diese zugleich weiterentwickelt.

Damit erhält auch der Begriff des Selbst eine neue Bestimmung. Das Selbst ist keine vorausliegende Instanz, welche die Organisation steuert. Es entsteht vielmehr aus der Kontinuität individueller Einheitsbildung. Was das Individuum als seine eigene Identität erlebt, ist die fortlaufende Erfahrung seiner Organisationsgeschichte.

Wenn Identität auf der Kontinuität individueller Einheitsbildung beruht, stellt sich die Frage, wie aus dieser individuellen Kontinuität gemeinsame Orientierung und gemeinsame Wirklichkeit entstehen können. Diese Frage kann jedoch nicht unmittelbar durch den Hinweis auf Sprache und Kommunikation beantwortet werden. Denn auch sprachliche Äußerungen und kommunikative Zusammenhänge müssen zunächst innerhalb individueller Organisationsprozesse verstanden werden können. Wäre individuelle Einheitsbildung beliebig, könnte Kommunikation diese Beliebigkeit nicht nachträglich aufheben. Zunächst muss daher geklärt werden, weshalb die Einmaligkeit jeder individuellen Organisationsgeschichte nicht bedeutet, dass jedes Individuum seine Wirklichkeit voraussetzungslos und beliebig hervorbringt. Erst auf dieser Grundlage lässt sich untersuchen, wie unterschiedliche individuelle Wirklichkeiten durch Sprache und Kommunikation aufeinander bezogen werden können.

## Individualität ohne Beliebigkeit

Mit der Rekonstruktion der Identität als Kontinuität individueller Organisationsgeschichte stellt sich eine grundlegende erkenntnistheoretische Frage. Wenn jede Weltkonstruktion notwendig innerhalb einer individuellen Organisationsgeschichte entsteht, führt dies dann nicht zu einem radikalen Relativismus? Lebt jedes Individuum letztlich in seiner eigenen Welt? Wird Wirklichkeit damit nicht zu einer Konstruktion, deren Geltung auf das einzelne Individuum beschränkt bleibt?

Diese Einwände erscheinen auf den ersten Blick naheliegend. Sie beruhen jedoch auf einem Missverständnis des Begriffs der Individualität.

Die Theorie der Einheitsbildung versteht Individualität nicht als Gegensatz zu gemeinsamer Wirklichkeit. Individualität bedeutet zunächst lediglich, dass jeder Organisationsprozess eine eigene genetische Geschichte besitzt. Jedes Individuum entwickelt seine Einheitsbildungen innerhalb einer unverwechselbaren Folge affektiver Hervorhebungen, emotionaler Verallgemeinerungen, Relevanzbildungen, Integrationen und Stabilisierungen. Diese individuelle Organisationsgeschichte kann von keinem anderen Individuum vollständig nachvollzogen werden, weil jedes Verstehen ihrer Äußerungen wiederum innerhalb der eigenen Organisationsgeschichte erfolgt.

Gerade daraus folgt jedoch keine Beliebigkeit.

Beliebigkeit würde voraussetzen, dass sich Einheitsbildungen unabhängig von den Wirkungen entwickeln könnten, denen das Individuum begegnet. Genau dies behauptet die Theorie der Einheitsbildung nicht. Jede Weltkonstruktion bleibt vielmehr an Wirkungen gebunden, die sich der freien Verfügung des Individuums entziehen. Individuelle Organisation besitzt daher immer einen Bewährungshorizont. Organisationszusammenhänge können tragfähig sein oder scheitern. Sie können erweitert, korrigiert oder grundlegend verändert werden. **Individualität bedeutet deshalb Offenheit der Organisation, nicht Freiheit von ihren Bedingungen.**

Damit erhält auch der Begriff der Wirklichkeit eine neue Bestimmung. Wirklichkeit ist weder ausschließlich individuell noch vollständig unabhängig vom Individuum gegeben. Sie entsteht im Spannungsfeld zwischen individueller Organisation und den Wirkungen der Realität. Gerade deshalb können sich Wirklichkeiten verändern, ohne beliebig zu werden.

Diese Einsicht erklärt zugleich, weshalb unterschiedliche Individuen dieselben Situationen verschieden verstehen können. Unterschiedlich sind nicht notwendig die Wirkungen selbst, sondern ihre organisationale Einordnung innerhalb unterschiedlicher Organisationsgeschichten. Zwei Individuen können daher zu verschiedenen Deutungen gelangen, obwohl sie sich auf denselben Wirkungszusammenhang beziehen.

Gerade hierin liegt die eigentliche Bedeutung von Kommunikation.

Kommunikation dient nicht dazu, bereits identische Bedeutungen auszutauschen. Sie ermöglicht vielmehr den Vergleich, die Korrektur und die wechselseitige Weiterentwicklung individueller Weltkonstruktionen. Indem Individuen ihre begrifflichen Explikationen aufeinander beziehen, können gedeutete Ähnlichkeiten erkannt und stabilisiert werden. Auf dieser Grundlage entwickeln sich Begriffe, Unterscheidungen und Deutungsmuster, an denen sich unterschiedliche Individuen orientieren können, ohne dass ihre jeweiligen Erfahrungswirklichkeiten deshalb identisch werden müssen.

Damit wird verständlich, wie trotz der Individualität jeder Weltkonstruktion überindividuelle Orientierung möglich wird. Sie beruht nicht auf der Identität individueller Erfahrungen, sondern auf der fortlaufenden Abstimmung und Stabilisierung gedeuteter Ähnlichkeiten. Individuelle Weltkonstruktionen bleiben verschieden, können jedoch so weit aufeinander bezogen werden, dass Verständigung, gemeinsames Handeln und verlässliche Orientierung möglich werden.

Wissenschaft führt diese Möglichkeit in methodisch kontrollierter Form weiter. Sie ersetzt individuelle Weltkonstruktionen nicht, sondern entwickelt Verfahren, durch die

Einheitsbildungen eindeutig bestimmt, vergleichbar gemacht, überprüft und über individuelle Organisationsprozesse hinweg stabilisiert werden können. Ihre besondere erkenntnistheoretische Verlässlichkeit beruht daher nicht auf einer Loslösung vom Individuum, sondern auf der methodischen Kontrolle und fortlaufenden Bewährung ihrer Bestimmungen.

Hier zeigt sich erneut der grundlegende Unterschied zwischen Realität und Wirklichkeit.

Realität bildet den unverfügbaren Horizont, an dem sich jede Weltkonstruktion bewähren muss. Wirklichkeit bezeichnet den jeweils erreichten Organisationszustand individueller und gemeinsamer Einheitsbildung. Diese Unterscheidung verhindert sowohl den Relativismus als auch den naiven Realismus. Wirklichkeit ist nicht beliebig, weil sie an den Wirkungen der Realität geprüft wird. Sie ist aber auch nicht einfach gegeben, weil sie erst innerhalb fortlaufender Organisationsprozesse entsteht.

Damit erhält schließlich auch die Individualität selbst eine neue philosophische Bedeutung.

Individualität bezeichnet nicht die Abschließung des Individuums gegenüber anderen. Sie bezeichnet die Einmaligkeit seiner Organisationsgeschichte. Gerade weil jede Organisationsgeschichte einzigartig ist, besitzt jedes Individuum einen eigenen Zugang zur Welt. Gerade weil alle Individuen zugleich auf dieselbe Realität bezogen bleiben und ihre Weltkonstruktionen kommunikativ aufeinander abstimmen können, entstehen gemeinsame Wirklichkeiten.

Das Individuum ist weder in einer privaten Welt eingeschlossen noch verschwindet es in einer vollständig objektiven Welt. Individuelle und gemeinsame Wirklichkeit bilden vielmehr zwei Organisationsperspektiven desselben fortlaufenden Einheitsbildungsprozesses.

Diese Einsicht besitzt erhebliche Konsequenzen für die weitere Untersuchung. Denn sie macht deutlich, dass die Individualität des Verstehens nicht am Ende begrifflicher Reflexion überwunden wird. Sie bleibt auch dort erhalten, wo Denken, Sprache und Wissenschaft entstehen. Gerade diese späteren Organisationsebenen entwickeln sich aus individuellen Einheitsbildungen und bleiben auf sie angewiesen.

Damit ist der genetische Erfahrungsbegriff in seiner Grundstruktur rekonstruiert. Erfahrung erscheint nicht länger als Ausgangspunkt menschlichen Verstehens, sondern als Ergebnis fortlaufender Einheitsbildung. Sie besitzt notwendig einen individuellen Charakter, ohne deshalb beliebig zu sein. Aus ihrer fortschreitenden Organisation entwickeln sich schließlich jene beiden Organisationsformen, die für das weitere Verständnis der Theorie entscheidend sind: das **Erfahrungsverstehen** und das **Denkverstehen**.

Ihre Rekonstruktion soll im nächsten Abschnitt erfolgen. Hier soll gezeigt werden, dass Erfahrungsverstehen und Denkverstehen keine voneinander getrennten Prozesse darstellen, sondern unterschiedliche Organisationsformen desselben individuellen Verstehensprozesses sind. Ihre Unterscheidung und ihr genetischer Zusammenhang machen verständlich, wie begriffliches Denken aus bereits organisierten Erfahrungszusammenhängen hervorgeht, ohne sich von ihnen zu lösen.

# 4. Erfahrungsverstehen und Denkverstehen

## Erfahrungsverstehen

Die ursprüngliche Organisationsform des Verstehens

Mit der Rekonstruktion der Erfahrung wurde deutlich, dass sie nicht den Anfang des Verstehens bildet, sondern das Ergebnis einer bereits weit fortgeschrittenen Einheitsbildung ist. Erfahrung entsteht innerhalb einer individuellen Organisationsgeschichte und entwickelt sich als fortlaufender Organisationsprozess. Damit ist jedoch eine weitere Differenzierung notwendig. Mit der Rekonstruktion der Erfahrung wurde deutlich, dass sie nicht den Anfang des Verstehens bildet, sondern das Ergebnis einer bereits weit fortgeschrittenen Einheitsbildung ist. Erfahrung entsteht innerhalb einer individuellen Organisationsgeschichte und entwickelt sich als fortlaufender Organisationsprozess. Damit ist jedoch eine weitere Differenzierung notwendig. Denn innerhalb des fortschreitenden Verstehensprozesses bilden sich unterschiedliche Organisationsformen heraus.

Die Theorie der Einheitsbildung unterscheidet deshalb zwischen

**Erfahrungsverstehen** und **Denkverstehen**.

Diese Unterscheidung darf allerdings von Beginn an nicht missverstanden werden. Sie beschreibt keine zwei voneinander getrennten Verstehensprozesse. Im Individuum bestehen Erfahrungsverstehen und Denkverstehen nicht als zwei voneinander unabhängige Prozesse. Es gibt nur einen einzigen individuellen Verstehensprozess. Die Unterscheidung zwischen Erfahrungsverstehen und Denkverstehen ist das Ergebnis einer genetisch-rekonstruktiven Analyse, welche unterschiedliche Organisationsformen innerhalb dieses einen Verstehensprozesses sichtbar macht.

Das Erfahrungsverstehen bezeichnet die ursprüngliche Organisationsform dieses Verstehens.

Es ist jene Organisationsweise, innerhalb derer sich Wirkungen zu Erfahrungen, Erfahrungen zu Bedeutungszusammenhängen und Bedeutungszusammenhänge zu individueller Wirklichkeit organisieren. Das Erfahrungsverstehen arbeitet dabei nicht mit Begriffen, Definitionen oder sprachlichen Kategorien. Es organisiert Bedeutung unmittelbar innerhalb des individuellen Organisationsprozesses.

Unmittelbarkeit bedeutet dabei nicht Unmittelbarkeit im Sinne einer voraussetzungslosen Gegebenheit. Das Erfahrungsverstehen ist keineswegs voraussetzungslos. Es setzt vielmehr die gesamte bisherige Organisationsgeschichte des Individuums voraus. Seine Unmittelbarkeit besteht darin, dass diese Organisationsgeschichte nicht begrifflich reflektiert werden muss, damit sie wirksam wird.

Wenn ein Individuum einer Situation begegnet, erlebt es diese nicht zunächst als Summe einzelner Daten, um daraus anschließend eine Bedeutung abzuleiten. Die Situation erscheint ihm vielmehr unmittelbar als vertraut oder fremd, als bedeutsam oder belanglos, als erfreulich, bedrohlich, belastend oder orientierend. Diese organisationale Bedeutung entsteht nicht erst durch begriffliche Analyse. Sie ist bereits das Ergebnis des Erfahrungsverstehens.

Gerade hierin liegt seine eigentliche Leistung.

Das Erfahrungsverstehen organisiert nicht lediglich einzelne Eindrücke, sondern bildet fortlaufend Zusammenhänge, in denen bereits organisierte Erfahrungen aufeinander bezogen, verändert und weiterentwickelt werden. Es organisiert damit die Erfahrung als einen sich fortlaufend entwickelnden Zusammenhang. Auf dieser Grundlage bildet sich jene implizite Welt, innerhalb derer sich das Individuum orientiert, handelt und neue Wirkungen versteht. Ohne diese organisationale Grundlage könnte begriffliches Denken überhaupt keinen Gegenstand finden.

Damit wird zugleich verständlich, weshalb das Erfahrungsverstehen dem Denkverstehen genetisch vorausliegt. Begriffe entstehen nicht im leeren Raum. Sie beziehen sich auf bereits organisierte Erfahrungszusammenhänge.

**Denken beginnt daher niemals bei Null, sondern setzt eine Welt voraus, die durch das Erfahrungsverstehen bereits organisiert worden ist.**

Diese genetische Asymmetrie lässt sich besonders anschaulich an der Meditation verdeutlichen. In ihr kann die fortlaufende begriffliche Explikation bewusst zurücktreten, ohne dass damit das Erfahrungsverstehen zum Erliegen kommt. Das Individuum nimmt weiterhin körperliche Zustände, Gefühle und Situationen wahr und erfährt sie als bedeutsam, ohne sie notwendig begrifflich zu bestimmen. Meditation führt deshalb nicht zu einem ursprünglichen, noch unorganisierten Erleben zurück. Auch das meditierende Individuum bleibt innerhalb seiner bereits entstandenen Organisationsgeschichte. Verändert wird vielmehr das Verhältnis der Organisationsformen: Das Denkverstehen tritt zurück, während das Erfahrungsverstehen fortbesteht.

Daran zeigt sich zugleich, dass das Verhältnis von Erfahrungsverstehen und Denkverstehen nicht symmetrisch ist. Denkverstehen ist auf Erfahrungsverstehen angewiesen, Erfahrungsverstehen dagegen nicht notwendig auf Denkverstehen. Diese genetische Vorrangstellung bedeutet jedoch keine höhere Wertigkeit. Beide erfüllen unterschiedliche organisationale Funktionen. Das Erfahrungsverstehen organisiert implizite Bedeutungszusammenhänge. Das Denkverstehen setzt diese bereits organisierte Grundlage voraus, expliziert deren Zusammenhänge begrifflich und transformiert sie in eine eigene Organisationsform.

Daraus folgt, dass der Begriff nicht am Ursprung des Verstehens steht, sondern einer genetisch nachgeordneten Organisationsform angehört. Damit tritt zugleich die besondere Stellung der Emotion hervor.

Die Theorie der Einheitsbildung versteht Emotion nicht als Gegensatz zum Verstehen, sondern als grundlegendes Moment der Organisation von Erfahrung. Emotionen treten nicht erst nachträglich als Bewertungen bereits verstandener Situationen hinzu, sondern erhalten und verallgemeinern Gewichtungen innerhalb der fortlaufenden Organisationsgeschichte und wirken dadurch an der Bildung und Fortentwicklung jener Bedeutungszusammenhänge mit, aus denen Erfahrung hervorgeht. Gefühle wiederum explizieren die organisationale Bedeutung bereits entstandener Erfahrungszusammenhänge auf der emotionalen Organisationsebene in körperlich erfahrbarer Form.

**Diese emotionale Organisationsleistung besteht darin, dass Wirkungen nicht gleichgültig nebeneinanderstehen, sondern innerhalb der individuellen Organisationsgeschichte unterschiedliches Gewicht erhalten.**

Sie können etwa als vertraut oder fremd, anziehend oder abstoßend, zuträglich oder bedrohlich, erwartbar oder irritierend erfahren werden. Emotionale Bedeutung bezeichnet damit keine zusätzliche Eigenschaft einer bereits bestimmten Situation. Sie bezeichnet vielmehr die Weise, in

der eine Situation innerhalb des bestehenden Erfahrungszusammenhangs für das Individuum relevant wird.

Gefühle bringen deshalb nicht lediglich Affekte oder einzelne Reize zum Ausdruck. Sie machen körperlich erfahrbar, welche organisationale Bedeutung eine Situation innerhalb des individuellen Erfahrungszusammenhangs gewinnt. Das Individuum erlebt eine Situation nicht zunächst neutral, um sie anschließend emotional zu bewerten. Vielmehr erscheint sie ihm bereits innerhalb des Erfahrungsverstehens als bedeutsam. Gefühle sind daher emotionale Explikationen individueller Erfahrungszusammenhänge.

Damit lassen sich **Affekt, Emotion und Gefühl** auch funktional voneinander unterscheiden. Der Affekt bezeichnet die frühe organisationswirksame Hervorhebung einer Differenz. Emotion erhält und verallgemeinert solche Gewichtungen innerhalb der fortlaufenden Organisationsgeschichte und ermöglicht dadurch die Ausbildung von Relevanzen. Das Gefühl schließlich macht die organisationale Bedeutung bereits entstandener Erfahrungszusammenhänge in körperlich erfahrbarer Form explizit. Affekt, Emotion und Gefühl bezeichnen daher keine austauschbaren psychischen Zustände, sondern unterschiedliche Funktionen innerhalb des Prozesses der Einheitsbildung.

Diese Auffassung unterscheidet sich grundlegend von solchen Erkenntnistheorien, in denen Emotionen als nachträgliche Zusätze zu einer bereits erkannten Welt erscheinen. Die Theorie der Einheitsbildung rekonstruiert den Zusammenhang umgekehrt. Ohne emotionale Organisation könnten sich keine Relevanzen und damit keine Erfahrungszusammenhänge herausbilden, die später begrifflich bestimmt werden können. Die Welt wird nicht zunächst neutral erkannt und anschließend emotional bewertet. Bereits die Erfahrungswirklichkeit des Individuums ist durch organisationale Relevanzen strukturiert.

Damit ist die emotionale Organisation jedoch nicht mit einer Hervorbringung der Realität gleichzusetzen. Realität bleibt der Einheitsbildung entzogen und wird nur in ihren Wirkungen innerhalb individueller Organisationsprozesse erfahrbar. **Die emotionale Organisation bestimmt daher nicht, was Realität ist, sondern welche ihrer Wirkungen für das Individuum relevant werden und in seine Erfahrungswirklichkeit eingehen.** Wirklichkeit entsteht auf diese Weise innerhalb der Einheitsbildung; Realität bleibt der Horizont, an dem sich diese Wirklichkeitsbildungen bewähren.

Das Erfahrungsverstehen besitzt deshalb eine eigene Form der Rationalität. Diese Rationalität ist nicht begrifflich. Sie besteht in der Fähigkeit, Wirkungen zu bedeutungsvollen Organisationszusammenhängen zu verbinden und dadurch Orientierung innerhalb der Welt zu ermöglichen. Das Individuum versteht eine Situation häufig lange, bevor es sie sprachlich erklären kann. Gerade dieses implizite Verstehen bildet die Grundlage allen späteren Denke

**Erfahrungsverstehen und Denkverstehen sind damit keine zwei voneinander getrennten Arten des Verstehens. Sie sind unterschiedliche Organisationsformen innerhalb desselben individuellen Verstehensprozesses.**

Das Erfahrungsverstehen bildet und entwickelt jene Bedeutungszusammenhänge, innerhalb derer sich das Individuum orientiert. Das Denkverstehen greift auf diese Zusammenhänge zurück, transformiert sie in begrifflich bestimmbare Einheiten und eröffnet dadurch neue Möglichkeiten ihrer Analyse und Explikation. Was begrifflich gedacht werden kann, muss nicht bereits zuvor begrifflich expliziert worden sein. Es muss jedoch bereits in einem

Erfahrungszusammenhang organisiert sein. Damit verändert sich zugleich das Verhältnis zwischen Erfahrungsverstehen und Sprache.

Sprache erzeugt das Erfahrungsverstehen nicht. Sie setzt es voraus. Wörter erhalten ihre Bedeutung nicht dadurch, dass sie auf Wörter verweisen. Sie erhalten ihre Bedeutung dadurch, dass sie an bereits organisierte Erfahrungszusammenhänge anschließen. Sprachverstehen bleibt daher auf das Erfahrungsverstehen angewiesen.

Ebenso verändert sich das Verhältnis zwischen Erfahrungsverstehen und Wissenschaft.

Auch wissenschaftliches Denken beginnt nicht mit begrifflicher Leere. Wissenschaftler verfügen bereits über eine Welt des Erfahrungsverstehens, innerhalb derer Fragestellungen, Probleme und Relevanzen entstehen. Die wissenschaftliche Methode transformiert diese Zusammenhänge in definierte Begriffe, Modelle und Theorien. Sie ersetzt das Erfahrungsverstehen jedoch nicht. Sie baut auf ihm auf.

Gerade hierin zeigt sich erneut die zentrale Bedeutung des Individuums. Das Erfahrungsverstehen ist immer individuelles Verstehen. Es entsteht innerhalb einer einzigartigen Organisationsgeschichte und trägt deren Kontinuität fort. Dennoch bleibt es grundsätzlich offen für Kommunikation und gemeinsame Wirklichkeitsbildung. Denn die im Erfahrungsverstehen entstandenen Organisationszusammenhänge können später begrifflich expliziert, sprachlich mitgeteilt und wissenschaftlich überprüft werden.

Damit wird zugleich deutlich, weshalb das Erfahrungsverstehen nicht mit bloßem Erleben gleichgesetzt werden darf. Erleben bezeichnet den Vollzug individueller Erfahrung. Das Erfahrungsverstehen bezeichnet die Organisationsform dieses Vollzugs. Es rekonstruiert nicht den Inhalt einzelner Erfahrungen, sondern die Weise, in der Erfahrungen zu einer zusammenhängenden individuellen Wirklichkeit organisiert werden.

Die genetische Analyse führt damit an einen entscheidenden Punkt. Das Erfahrungsverstehen bildet die ursprüngliche Organisationsform menschlichen Verstehens. Es organisiert implizite Bedeutungszusammenhänge, aus denen sich Welt, Orientierung und Erfahrung entwickeln. Gleichzeitig enthält es bereits die Voraussetzungen für eine neue Organisationsform, welche diese impliziten Zusammenhänge begrifflich expliziert.

Mit der Rekonstruktion dieser zweiten Organisationsform beginnt der nächste Schritt der Untersuchung. Er soll zeigen, dass das Denkverstehen nicht neben dem Erfahrungsverstehen steht, sondern bereits organisierte Erfahrungszusammenhänge analytisch transformiert und dabei eine eigene Organisationsform ausbildet. Beide gehören demselben individuellen Verstehensprozess an. Ihre Unterscheidung entsteht erst durch die genetisch-rekonstruktive Analyse und nicht innerhalb des unmittelbaren Vollzugs des Verstehens selbst.

## Denken und Verstehen – Organisationsform und Vollzug

Die Theorie der Einheitsbildung unterscheidet grundlegend zwischen **Verstehen** und **Denken**. Diese Unterscheidung ist deshalb von besonderer Bedeutung, weil beide Begriffe im alltäglichen wie auch im philosophischen Sprachgebrauch häufig nahezu gleichbedeutend verwendet werden. Wer etwas denkt, scheint es zu verstehen, und wer etwas versteht, scheint darüber denken zu können. Aus der genetischen Perspektive der Theorie der Einheitsbildung zeigt sich jedoch, dass Verstehen wesentlich grundlegender ist als Denken.

**Verstehen bezeichnet den umfassenden individuellen Organisationsprozess, durch den Wirkungen für ein Individuum überhaupt zu bedeutungsvollen Zusammenhängen werden können.**

Verstehen beginnt daher nicht erst dort, wo ein Individuum Begriffe bildet, Urteile fällt oder sprachlich über etwas nachdenkt. Es setzt wesentlich früher ein. Bereits wenn Unterschiede innerhalb des individuellen Vollzugs wirksam werden, affektiv hervorgehoben, emotional verallgemeinert und zu Relevanzen organisiert werden, beginnt jener Prozess, aus dem später Einheiten, Erfahrungen und schließlich zusammenhängende Wirklichkeiten hervorgehen.

Verstehen ist deshalb kein ausschließlich begrifflicher Vorgang. Ein Individuum kann eine Situation verstehen, ohne sie begrifflich bestimmen zu können. Es kann sich orientieren, etwas wiedererkennen, Vertrautheit oder Fremdheit erfahren, Gefahren wahrnehmen, Erwartungen entwickeln und situationsangemessen handeln, ohne die dabei wirksamen Zusammenhänge sprachlich explizieren zu können. Gerade darin zeigt sich, dass Verstehen nicht mit Denken identisch sein kann.

Innerhalb dieses umfassenden Verstehensprozesses bilden sich unterschiedliche Organisationsformen heraus. Die Theorie der Einheitsbildung unterscheidet insbesondere zwischen

**Erfahrungsverstehen** und **Denkverstehen**.

Diese Begriffe bezeichnen keine zwei voneinander unabhängigen Verstehensprozesse. Es gibt nur einen fortlaufenden individuellen Verstehensprozess. Erfahrungsverstehen und Denkverstehen sind unterschiedliche Organisationsformen innerhalb dieses einen Prozesses.

Das Erfahrungsverstehen bezeichnet jene Organisationsform, in der sich Wirkungen innerhalb bereits entstandener Erfahrungszusammenhänge organisieren und verändern. Neue Wirkungen werden nicht als isolierte Daten aufgenommen, sondern treffen auf eine bereits bestehende Organisationsgeschichte. Sie werden innerhalb vorhandener Relevanzen, emotionaler Gewichtungen, Erwartungen und Bedeutungszusammenhänge wirksam. Das Individuum versteht eine Situation deshalb häufig lange bevor es sie begrifflich erklären kann.

**Das Erfahrungsverstehen besitzt eine eigene organisationale Leistungsfähigkeit: Es ermöglicht Orientierung innerhalb der Welt, ohne auf begriffliche Explikation angewiesen zu sein.**

An dieser Stelle ist eine terminologische Unterscheidung notwendig. Erfahrungsverstehen und Erleben sind nicht identisch. Erfahrungsverstehen bezeichnet die Organisationsform, innerhalb derer Erfahrungen entstehen, fortgeführt und verändert werden. **Erleben bezeichnet demgegenüber den individuellen Vollzug dieser organisierten Erfahrung.** Das Individuum erlebt eine Situation als bedeutsam, vertraut, bedrohlich, erfreulich, irritierend oder orientierend. Das Erleben ist damit keine zusätzliche Organisationsebene neben dem Erfahrungsverstehen. Es ist die Weise, in der sich dessen organisierte Zusammenhänge im individuellen Vollzug ausprägen.

Entsprechendes gilt für das Verhältnis von Denkverstehen und Denken.

**Denkverstehen bezeichnet die begrifflich-analytische Organisationsform des Verstehens; Denken bezeichnet den Vollzug innerhalb dieser Organisationsform.**

Diese Unterscheidung ist von grundlegender Bedeutung. Denkverstehen und Denken dürfen nicht synonym verwendet werden. Das Denkverstehen bezeichnet die Organisationsbedingungen, unter denen bereits entstandene Erfahrungszusammenhänge begrifflich bestimmt, unterschieden, verglichen, sprachlich expliziert und analytisch neu organisiert werden können. Denken ist dagegen das konkrete Operieren innerhalb dieser Organisationsform: das Unterscheiden, Vergleichen, Zerlegen, Verbinden, Folgern, Fragen, Prüfen oder begriffliche Neuordnen.

Damit ergibt sich eine begriffliche Entsprechung:

**Erfahrungsverstehen verhält sich zum Erleben wie Denkverstehen zum Denken.**

In beiden Fällen bezeichnet der erste Begriff die jeweilige Organisationsform des Verstehens, während der zweite den individuellen Vollzug innerhalb dieser Organisationsform bezeichnet. Diese Unterscheidung verhindert zugleich, dass unterschiedliche Ebenen der Theorie miteinander vermischt werden.

Das Denkverstehen entsteht genetisch später als das Erfahrungsverstehen. Es setzt bereits organisierte Erfahrungszusammenhänge voraus und überführt ausgewählte Zusammenhänge in eine andere Organisationsform. Erfahrungen können nun begrifflich expliziert, sprachlich bestimmt, miteinander verglichen und analytisch neu organisiert werden. Das Denkverstehen erzeugt seinen Ausgangspunkt daher nicht selbst. Es greift auf bereits entstandene Erfahrungszusammenhänge zurück und transformiert deren organisationale Bedeutung in eine begrifflich-analytische Form.

Die besondere Leistung des Denkens besteht deshalb nicht darin, Verstehen überhaupt erst hervorzubringen. Denken operiert vielmehr innerhalb einer bereits entwickelten Verstehensorganisation. Was im Erfahrungsverstehen kontinuierlich, relational, emotional gewichtet und situationsgebunden organisiert ist, kann im Denken als unterscheidbare Einheit bestimmt werden. Etwas kann benannt, gegenüber anderem abgegrenzt, verglichen, zerlegt, miteinander verbunden und in neue Beziehungen gebracht werden.

**Denken ist daher nicht Verstehen, sondern ein Vollzug innerhalb einer besonderen Organisationsform des Verstehens.**

Oder, auf die Ebene der Organisationsformen bezogen:

**Denkverstehen ist eine Organisationsform des umfassenden Verstehensprozesses.**

Diese beiden Aussagen müssen auseinandergehalten werden. Gerade dadurch gewinnt die Begrifflichkeit der Theorie an Präzision. Würde man Denken selbst unmittelbar als „Organisationsform des Verstehens“ bezeichnen, würden Organisationsform und konkreter Vollzug ineinanderfallen. Präziser ist deshalb die Unterscheidung: Das **Denkverstehen** ist die Organisationsform; das **Denken** ist der Vollzug dieser Organisationsform.

Damit wird zugleich verständlich, warum Denken seinen eigenen Bedeutungsgrund nicht erzeugt. Damit überhaupt etwas gedacht werden kann, müssen bereits Relevanzen, Erfahrungen und Bedeutungszusammenhänge entstanden sein. Das Denken beginnt nicht bei Wirkungen, die erst durch Begriffe zu einer verständlichen Welt geordnet werden müssten. Es setzt vielmehr bereits organisierte Erfahrungszusammenhänge voraus und transformiert ausgewählte Aspekte dieser Zusammenhänge in begrifflich bestimmbare Einheiten. Denken beginnt daher niemals voraussetzungslos. Es beginnt immer mit einer bereits organisierten Erfahrungswirklichkeit.

Daraus ergibt sich eine genetische Asymmetrie. Das Erfahrungsverstehen ist nicht notwendig auf Denkverstehen angewiesen, während Denkverstehen Erfahrungsverstehen voraussetzt. Das Zurücktreten begrifflichen Denkens hebt deshalb den Verstehensprozess nicht auf. Auch dort, wo Denken zeitweise zurücktritt, kann Erfahrungsverstehen fortbestehen. Die genetische Vorrangstellung des Erfahrungsverstehens bedeutet jedoch keine höhere Wertigkeit. Beide Organisationsformen erfüllen unterschiedliche Funktionen.

Diese Asymmetrie lässt sich in einer einfachen Formel ausdrücken:

**Verstehen ist ohne Denken möglich; Denken ohne vorausgehendes Verstehen dagegen nicht.**

Damit ist allerdings keine einseitige Abhängigkeit für den entwickelten menschlichen Verstehensprozess behauptet. Ist das Denkverstehen einmal entstanden, wirkt es auf das weitere Erfahrungsverstehen zurück. Begriffliche Explikationen, sprachliche Unterscheidungen und analytische Neuorganisationen verändern die Zusammenhänge, innerhalb derer weitere Erfahrungen entstehen. Wer über neue Begriffe verfügt, kann neue Unterschiede wahrnehmen, bisher unbeachtete Zusammenhänge hervorheben und Situationen anders erleben. Erfahrungsverstehen und Denkverstehen stehen daher in einem fortlaufenden Wechselverhältnis, obwohl ihre genetische Entstehung asymmetrisch bleibt.

Mit dem Denkverstehen entsteht zugleich eine neue organisationale Möglichkeit. Während das Erfahrungsverstehen überwiegend in kontinuierlichen, relationalen und situationsgebundenen Zusammenhängen organisiert ist, operiert das Denkverstehen mit diskret bestimmbaren Einheiten und explizierbaren Beziehungen. Begriffe können voneinander abgegrenzt, Beziehungen zwischen ihnen hergestellt, Möglichkeiten variiert und daraus neue begriffliche Ordnungen entwickelt werden. Beide Organisationsformen sind dynamisch, aber ihre Dynamik ist verschieden organisiert: Das Erfahrungsverstehen entwickelt sich im kontinuierlichen relationalen Zusammenhang, das Denkverstehen innerhalb diskret bestimmbarer Einheiten und ihrer explizierbaren Beziehungen.

Gerade diese diskrete Bestimmbarkeit eröffnet dem Denken einen Möglichkeitsraum, der weit über unmittelbar erfahrene Situationen hinausreichen kann. Das Individuum kann über Vergangenes und Zukünftiges, über hypothetische Situationen, mathematische Strukturen, wissenschaftliche Modelle oder philosophische Begriffe denken. Einheiten können aus ihren ursprünglichen Erfahrungszusammenhängen herausgelöst, neu kombiniert und auf Beziehungen geprüft werden, die im unmittelbaren Erleben niemals in dieser Form auftreten müssen.

Darin liegt die außerordentliche Produktivität analytischen Denkens. Sobald begrifflich bestimmte Einheiten verfügbar sind, können sie unterschieden, zerlegt, verglichen, neu kombiniert und zu immer komplexeren Zusammenhängen organisiert werden. Das Denken kann dadurch Möglichkeiten erschließen, die weit über das unmittelbar Erfahrene hinausreichen. Diese analytische Leistungsfähigkeit setzt jedoch die Einheiten voraus, mit denen sie operiert. Sie erklärt nicht aus sich selbst, wie jene Einheiten überhaupt entstanden sind.

Gerade an diesem Punkt wird die Bedeutung der genetischen Perspektive sichtbar. Die Theorie der Einheitsbildung bestreitet nicht die Eigenständigkeit und Produktivität des Denkens. Sie fragt jedoch danach, was diesem Denken vorausliegen muss, damit es überhaupt möglich wird. Begriffe, Urteile, logische Beziehungen und analytische Operationen können nicht den Anfang des Verstehens bilden, weil sie bereits Einheiten voraussetzen, mit denen operiert werden kann.

Das Verhältnis von Denken und Verstehen zeigt sich besonders deutlich am Beispiel von Gefühlen und Erleben. Ein Gefühl kann innerhalb des Erfahrungsverstehens wirksam sein und die Bedeutung einer Situation mitbestimmen, ohne begrifflich expliziert zu werden. Sobald das Individuum jedoch sagt, es empfinde Unsicherheit, Freude, Angst oder Überraschung, wird das Gefühl in eine andere Organisationsform überführt. Der Begriff des Gefühls ist nicht mit dem Gefühl selbst identisch. Ebenso ist die Beschreibung eines Erlebnisses nicht das Erleben selbst.

Das Denkverstehen kann Gefühle und Erleben daher nicht unmittelbar in ihrer ursprünglichen Organisationsweise wiedergeben. Sobald ein Gefühl begrifflich bestimmt oder ein Erleben sprachlich beschrieben wird, hat bereits eine Transformation stattgefunden. Was im Erleben dynamisch, relational und emotional organisiert ist, erscheint im Denkverstehen in analytisch bestimmbarer Form. Zwischen Erleben und begrifflicher Explikation besteht deshalb keine unmittelbare Abbildungsbeziehung.

Gerade darin liegt jedoch keine Schwäche des Denkens. Seine Leistung besteht nicht darin, das Erleben identisch abzubilden. Seine Leistung besteht darin, Aspekte des Erlebten in einer neuen Organisationsform bestimmbar, vergleichbar, kommunizierbar und analytisch bearbeitbar zu machen. Die Transformation verändert die Organisationsweise, eröffnet dadurch jedoch zugleich Möglichkeiten, die im unmittelbaren Erfahrungsverstehen nicht bestehen.

Damit kann das Verhältnis der zentralen Begriffe nun präzise bestimmt werden.

**Verstehen** bezeichnet den umfassenden individuellen Organisationsprozess, innerhalb dessen Wirkungen zu Einheiten, Erfahrungen, Bedeutungszusammenhängen und schließlich zu Welt organisiert werden.

**Erfahrungsverstehen** bezeichnet die genetisch grundlegende Organisationsform dieses Verstehens, innerhalb derer sich Erfahrungen und implizite Bedeutungszusammenhänge bilden und fortentwickeln.

**Erleben** bezeichnet den individuellen Vollzug dieser organisierten Erfahrung.

**Denkverstehen** bezeichnet die genetisch spätere begrifflich-analytische Organisationsform des Verstehens, in der bereits organisierte Zusammenhänge in diskret bestimmbare Einheiten transformiert und expliziert werden.

**Denken** bezeichnet den konkreten individuellen Vollzug innerhalb dieser begrifflich-analytischen Organisationsform.

Aus dieser begrifflichen Ordnung ergibt sich schließlich die grundlegende Aussage:

**Nicht das Denken ermöglicht das Verstehen. Das Verstehen ermöglicht das Denken.**

Das Denken ist daher weder mit dem Verstehen identisch noch bildet es dessen Ursprung. Es ist eine hochentwickelte Form individuellen Vollzugs innerhalb des Denkverstehens, das seinerseits eine genetisch nachgeordnete Organisationsform des umfassenden Verstehensprozesses bildet.

In der präzisesten Form lautet die theoretische Bestimmung deshalb:

**Verstehen ist der umfassende Organisationsprozess. Erfahrungsverstehen und Denkverstehen sind unterschiedliche Organisationsformen dieses Prozesses. Erleben und Denken bezeichnen die jeweiligen individuellen Vollzüge innerhalb dieser Organisationsformen.**

Diese Differenzierung erlaubt es, die genetische Vorrangstellung des Verstehens gegenüber dem Denken festzuhalten, ohne die Eigenständigkeit und außerordentliche Leistungsfähigkeit des Denkens zu relativieren.

**„Denkverstehen ist eine Organisationsform des Verstehens; Denken ist deren Vollzug."**

## Denkverstehen

Die begriffliche Organisationsform des Verstehens

Mit dem Erfahrungsverstehen wurde jene Organisationsform rekonstruiert, innerhalb derer sich für das Individuum überhaupt eine zusammenhängende Erfahrungswirklichkeit bildet. Wirkungen werden zu Einheiten organisiert, Einheiten zu Erfahrungen verbunden und Erfahrungen zu einer individuellen Welt integriert. Damit ist jedoch die Entwicklung des Verstehens noch nicht abgeschlossen. Der Mensch bleibt nicht auf die implizite Organisation seiner Erfahrungswirklichkeit beschränkt. Er entwickelt die Fähigkeit, seine Erfahrungen zu explizieren, sie begrifflich zu ordnen, sprachlich mitzuteilen und analytisch weiterzuentwickeln. Mit diesem Übergang entsteht eine neue Organisationsform des Verstehens: das Denkverstehen.

Das Denkverstehen ist keine Fortsetzung des Erfahrungsverstehens auf derselben Organisationsebene. Es stellt vielmehr eine Transformation bereits organisierter Erfahrungszusammenhänge dar. Sein Gegenstand sind nicht die Wirkungen der Realität selbst, sondern die bereits im Erfahrungsverstehen entstandenen Organisationszusammenhänge. Denken beginnt daher niemals voraussetzungslos. Es beginnt immer mit einer bereits organisierten Erfahrungswirklichkeit.

Gerade hierin liegt der grundlegende Unterschied zwischen beiden Organisationsformen.

Das Erfahrungsverstehen organisiert die Bedeutung einer Situation unmittelbar innerhalb des individuellen Organisationsprozesses. Das Denkverstehen macht diese bereits organisierte Bedeutung zum Gegenstand begrifflicher Explikation. Es setzt die bereits organisierte Bedeutung voraus, transformiert sie jedoch in eine analytische Organisationsform, innerhalb derer neue Bedeutungszusammenhänge entstehen können.

Diese Übersetzung besitzt einen eigenständigen Charakter. Begriffe sind keine bloßen sprachlichen Etiketten für bereits vorhandene Erfahrungen. Sie transformieren Erfahrungszusammenhänge in eine neue Form der Organisation. Dieser Übergang lässt sich in einer Hinsicht als Übergang von einer eher analogen zu einer stärker digitalen Organisationsweise beschreiben. Während Erfahrungszusammenhänge kontinuierlich, relational und in unterschiedlichen Abstufungen organisiert sind, bildet das begriffliche Denken unterscheidbare Einheiten, die voneinander abgegrenzt, miteinander verglichen und neu kombiniert werden können. Durch Begriffe können Erfahrungen miteinander verglichen, voneinander unterschieden, verallgemeinert, analysiert und systematisch weiterentwickelt werden. Das Denken erweitert dadurch die Möglichkeiten des Verstehens erheblich. Es verändert zugleich aber auch die Weise, in der Erfahrungszusammenhänge organisiert werden.

Explikation bedeutet nicht, verborgene Inhalte einfach sichtbar zu machen. Sie bezeichnet den Organisationsprozess, durch den ausgewählte Aspekte impliziter Erfahrungszusammenhänge in eine begriffliche Organisationsform überführt werden. Das Ergebnis dieser Transformation ist daher nicht identisch mit dem ursprünglichen Erfahrungsverstehen.

**Denken reproduziert Erfahrung nicht. Es greift ausgewählte Aspekte bereits organisierter Erfahrungszusammenhänge auf und organisiert sie in begrifflicher Form neu.**

Gerade deshalb besitzt das Denkverstehen eine eigene Organisationslogik. Es arbeitet mit Begriffen, Definitionen, begrifflich bestimmten Relationen, logischen Verknüpfungen und sprachlichen Differenzierungen. Diese begrifflich-analytischen Organisationsformen gehören nicht dem Erfahrungsverstehen selbst an. Sie bilden eine eigenständige Organisationsebene, deren Möglichkeiten über das unmittelbare Erleben hinausreichen. Diese Eigenständigkeit bleibt jedoch in zweifacher Hinsicht an das Erfahrungsverstehen gebunden. Zum einen kann das Denkverstehen nur ausgewählte Aspekte bereits organisierter Erfahrungszusammenhänge aufgreifen und ist insofern durch diese Auswahl begrenzt. Zum anderen können die daraus gebildeten begrifflichen Einheiten innerhalb des Denkverstehens eigenständig miteinander verknüpft, verändert und weiterentwickelt werden. Dadurch entsteht ein eigener Möglichkeitsraum des Denkens, dessen Bildungen nicht mehr unmittelbar aus Erfahrungen hervorgehen müssen, genetisch jedoch auf Erfahrungsverstehen angewiesen bleiben.

Auch diese Eigenständigkeit hebt die genetische Abhängigkeit des Denkverstehens vom Erfahrungsverstehen nicht auf. Begriffe müssen nicht jeweils unmittelbar an einzelne Erfahrungen anschließen. Innerhalb des Denkverstehens können vielmehr neue begriffliche Einheiten aus bereits bestehenden Begriffen, Relationen und Operationen hervorgehen und dadurch Bedeutungszusammenhänge entstehen, die nur noch mittelbar auf Erfahrung bezogen sind. Der Möglichkeitsraum des Denkens kann sich deshalb weit über das unmittelbar Erfahrbare hinaus entwickeln. Seine genetische Grundlage bleibt jedoch das Erfahrungsverstehen, aus dem die Möglichkeit begrifflicher Einheitsbildung überhaupt erst hervorgegangen ist.

Diese Abhängigkeit besitzt erhebliche erkenntnistheoretische Bedeutung. Sie zeigt, dass das Denkverstehen zwar eine eigenständige Organisationslogik entwickelt, aber keine von seiner Genese unabhängige Instanz bildet. Das Denkverstehen erschließt daher nicht unabhängig vom Erfahrungsverstehen eine bereits bestimmte Welt. Es entwickelt vielmehr auf der Grundlage bereits organisierter Erfahrungszusammenhänge eigene begriffliche Organisationsweisen, die neue Möglichkeiten des Verstehens eröffnen und dadurch zugleich auf die Erfahrungswirklichkeit des Individuums zurückwirken.

Damit verändert sich zugleich das Verhältnis zwischen Sprache und Denken. Sprache ist nicht Ursprung des Denkens, ebenso wenig lässt sich Sprache einfach aus dem Denken ableiten. Beide stehen jedoch in einem engen Entwicklungszusammenhang. Sprache schafft eine eigenständige Organisationsform, in der begriffliche Explikationen stabilisiert, kommuniziert und systematisch weiterentwickelt werden können. Ohne Sprache bliebe das Denkverstehen weitgehend auf den individuellen Vollzug beschränkt. Ohne bereits entstandene Erfahrungszusammenhänge bliebe Sprache ohne erfahrungsbezogene Bedeutung.

Im Zusammenwirken von Denkverstehen und Sprache entsteht damit eine neue Möglichkeit: Individuelle Erfahrungszusammenhänge können begrifflich expliziert und dadurch kommunizierbar werden. Unterschiedliche Individuen können ihre jeweiligen Wirklichkeitsbildungen miteinander vergleichen, korrigieren und weiterentwickeln. Damit entstehen zugleich die

Voraussetzungen für Wissenschaft, Philosophie, Recht, Mathematik und andere Formen systematisch entwickelten Denkens.

Diese Leistung darf jedoch nicht darüber hinwegtäuschen, dass auch das Denkverstehen eine Organisationsform des individuellen Verstehens bleibt. Auch wissenschaftliches Denken vollzieht sich nicht außerhalb individueller Organisationsprozesse. Wissenschaft entwickelt zwar hochstabilisierte Begriffe, Modelle und Methoden. Diese bleiben jedoch auf Individuen angewiesen, die sie verstehen, anwenden und weiterentwickeln. Die Eigenständigkeit wissenschaftlicher Erkenntnis beruht daher nicht auf einer Überwindung individueller Organisation, sondern auf ihrer methodischen und interindividuellen Stabilisierung.

Hier zeigt sich zugleich die Grenze des Denkverstehens. Auch dort, wo es sich von unmittelbaren Erfahrungszusammenhängen löst und innerhalb seines eigenen Möglichkeitsraums neue begriffliche Einheiten bildet, bleibt es eine Form der Einheitsbildung. Es besitzt daher keinen unmittelbaren Zugang zur Realität selbst, sondern organisiert Wirklichkeit in begrifflicher Form. Auch die innere Kohärenz und logische Geschlossenheit seiner Modelle begründen deshalb noch keinen Anspruch darauf, ontologische Strukturen der Realität abzubilden.

Diese Einsicht besitzt für die gesamte Theorie der Einheitsbildung grundlegende Bedeutung. Sie erklärt, weshalb Wissenschaft außerordentlich verlässliche Modelle entwickeln kann, ohne dadurch eine erkenntnistheoretische Außenperspektive auf die Realität zu gewinnen. Das Denkverstehen erweitert die Möglichkeiten des Verstehens erheblich und kann sich weit über unmittelbar Erfahrbares hinaus entwickeln. Es überschreitet jedoch niemals seinen Charakter als Einheitsbildung.

Gerade deshalb dürfen Erfahrungsverstehen und Denkverstehen weder gleichgesetzt noch voneinander getrennt werden. Das Erfahrungsverstehen organisiert implizite individuelle Wirklichkeit. Das Denkverstehen greift ausgewählte Aspekte dieser Organisation auf, transformiert sie in eine begriffliche Form und entwickelt auf dieser Grundlage eigene begriffliche Zusammenhänge. Beide Organisationsformen gehören demselben individuellen Verstehensprozess an, stehen jedoch in einem asymmetrischen Verhältnis: Das Denkverstehen setzt Erfahrungsverstehen voraus, während Erfahrungsverstehen nicht notwendig auf Denkverstehen angewiesen ist. Wo beide ausgebildet sind, wirken sie jedoch im konkreten Verstehensvollzug fortlaufend aufeinander ein.

Damit wird zugleich deutlich, weshalb ihre analytische Unterscheidung selbst bereits eine Leistung des Denkverstehens darstellt. Das Individuum erlebt seinen Verstehensprozess nicht als Nebeneinander zweier Organisationsformen. Im konkreten Vollzug bilden Erfahrungsverstehen und Denkverstehen einen zusammenhängenden Verstehensprozess. Erst die genetisch-rekonstruktive Analyse unterscheidet innerhalb dieses Vollzugs unterschiedliche Organisationsleistungen, um ihre jeweilige Funktion und ihr Verhältnis sichtbar zu machen.

Gerade hierin liegt die reflexive Stärke der Theorie der Einheitsbildung. Sie verwechselt ihre analytischen Unterscheidungen nicht mit der Struktur des unmittelbaren Erlebens. Die Theorie beschreibt den Verstehensprozess nicht einfach so, wie er erlebt wird, sondern rekonstruiert die unterschiedlichen Organisationsformen, aus denen dieser Vollzug hervorgeht. Ihre eigenen begrifflichen Unterscheidungen werden dadurch selbst als Leistungen des Denkverstehens verständlich.

Mit dieser Einsicht ist der entscheidende Übergang vorbereitet. Nachdem Erfahrungsverstehen und Denkverstehen jeweils in ihrer Eigenart rekonstruiert worden sind, muss nun ihr

Zusammenhang bestimmt werden. Es wird zu zeigen sein, dass beide keine getrennten Prozesse bilden, sondern unterschiedliche Organisationsformen desselben individuellen Verstehensprozesses. Ihre Einheit hebt ihre genetische Asymmetrie nicht auf: Das Denkverstehen geht aus bereits organisiertem Erfahrungsverstehen hervor, entwickelt eine eigene Organisationslogik und wirkt zugleich auf die weitere Organisation von Erfahrung zurück.

## Zusammenwirken der Verstehensformen

Mit der Rekonstruktion des Erfahrungsverstehens und des Denkverstehens sind zwei unterschiedliche Organisationsformen desselben individuellen Verstehensprozesses sichtbar geworden. Das Erfahrungsverstehen organisiert die impliziten Bedeutungszusammenhänge individueller Wirklichkeit. Das Denkverstehen greift ausgewählte Aspekte dieser bereits entstandenen Zusammenhänge auf, transformiert sie in eine begriffliche Organisationsform und ermöglicht ihre sprachliche Explikation. Beide besitzen damit unterschiedliche organisationale Funktionen. Sie stehen jedoch nicht unabhängig nebeneinander.

**Nachdem sich das Denkverstehen ausgebildet hat, entsteht zwischen beiden ein fortlaufendes Wechselverhältnis, in dem sie sich wechselseitig erweitern und verändern.**

Das Erfahrungsverstehen geht dem Denkverstehen genetisch voraus. Ohne bereits organisierte Erfahrungszusammenhänge könnte begriffliches Denken keine Bedeutung gewinnen. Denken beginnt niemals mit einer voraussetzungslosen Welt, sondern mit einer bereits entstandenen individuellen Wirklichkeit, deren organisationale Zusammenhänge begrifflich expliziert werden können.

Mit der begrifflichen Explikation verändert sich jedoch zugleich der weitere Erfahrungszusammenhang. Neue Begriffe eröffnen neue Möglichkeiten der Orientierung. Sie machen Unterschiede bestimmbar, die zuvor implizit geblieben waren, verändern bestehende Relevanzen und ermöglichen neue Formen individueller Weltorganisation. Das Denken beschreibt die Erfahrung daher nicht lediglich, sondern wirkt auf ihre weitere Organisation zurück.

Umgekehrt verändert die weitere Erfahrung auch das Denken. Neue Wirkungen können bestehende Begriffe bestätigen, erweitern, präzisieren oder grundlegend infrage stellen. Begriffe besitzen deshalb keinen endgültigen Charakter. Sie entwickeln sich innerhalb eines fortlaufenden Verhältnisses zu den Erfahrungszusammenhängen, auf deren Grundlage sie entstanden sind. Das Denkverstehen bleibt auf den Erfahrungsprozess bezogen, während begriffliche Explikationen ihrerseits neue Möglichkeiten für die weitere Organisation von Erfahrung eröffnen.

Zwischen beiden Organisationsformen besteht daher kein lineares Verhältnis. Erfahrungsverstehen ermöglicht zunächst die Entstehung begrifflichen Denkens; das entstandene Denkverstehen wirkt anschließend auf das weitere Erfahrungsverstehen zurück. Dieses veränderte Erfahrungsverstehen kann wiederum zur Grundlage neuer begrifflicher Explikationen werden.

**Aus der genetischen Asymmetrie entwickelt sich damit ein rekursiver Organisationsprozess, ohne dass die ursprüngliche Abhängigkeit des Denkverstehens vom Erfahrungsverstehen aufgehoben wird.**

Gerade hierin liegt die Dynamik individueller Weltkonstruktion. Das Individuum entwickelt seine Welt nicht zunächst vollständig auf der Ebene des Erfahrungsverstehens, um anschließend mit dem Denken zu beginnen. Sobald Denkverstehen entstanden ist, wirken beide

Organisationsformen fortlaufend aufeinander ein. Begriffliche Einheitsbildungen verändern die weitere Organisation von Erfahrung; neue Erfahrungszusammenhänge verändern wiederum die Möglichkeiten begrifflicher Explikation.

Besonders deutlich wird dieser Zusammenhang am Beispiel der Sprache. Sprache dient nicht lediglich dazu, bereits entstandene Gedanken auszudrücken. Sobald Erfahrungszusammenhänge sprachlich expliziert werden, verändert sich zugleich ihre organisationale Bestimmbarkeit. Was zuvor nur implizit erfahren wurde, kann nun begrifflich unterschieden, verglichen, reflektiert und anderen Individuen mitgeteilt werden. Sprache erweitert dadurch nicht nur die Möglichkeiten des Denkens, sondern wirkt zugleich auf das weitere Erfahrungsverstehen zurück. Ein Individuum, das einen neuen Begriff verstanden hat, kann seine Welt anders erfahren als zuvor. Dies nicht, weil sich die Realität verändert hätte, sondern weil sich die Organisation seines Verstehens verändert hat.

Dasselbe zeigt sich an wissenschaftlichen Begriffen. Wissenschaft entwickelt begriffliche Organisationsformen, die weit über die alltägliche Erfahrungswirklichkeit hinausreichen können. Diese wirken wiederum auf das alltägliche Erfahrungsverstehen zurück. Wissenschaft verändert daher nicht nur die Möglichkeiten des Denkens, sondern auch die Weise, in der Wirkungen wahrgenommen, unterschieden und in bestehende Erfahrungszusammenhänge eingeordnet werden.

Erkenntnis bedeutet unter diesen Voraussetzungen nicht die bloße Vermehrung von Wissen. Jeder tragfähige Begriff kann den Organisationszusammenhang verändern, innerhalb dessen spätere Erfahrungen verstanden werden. Neue Erfahrungen können begriffliche Neubildungen erforderlich machen; neue Begriffe können umgekehrt neue Möglichkeiten eröffnen, Erfahrungen zu unterscheiden und zu organisieren. Die individuelle Organisationsgeschichte entwickelt sich daher nicht in zwei voneinander getrennten Bereichen, sondern im fortlaufenden Zusammenwirken von Erfahrungsverstehen und Denkverstehen.

Gerade deshalb kann keine der beiden Organisationsformen auf die andere reduziert werden. Das Erfahrungsverstehen kann das Denkverstehen nicht ersetzen, wenn begriffliche Analyse, sprachliche Explikation und systematische Erkenntnis erforderlich werden. Ebenso wenig kann das Denkverstehen das Erfahrungsverstehen ersetzen, weil es genetisch bereits organisierte Erfahrungszusammenhänge voraussetzt. Beide Organisationsformen besitzen daher eine eigenständige organisationale Funktion.

**Ihre Einheit besteht nicht in symmetrischer Abhängigkeit, sondern in ihrem fortlaufenden Zusammenwirken bei bleibender genetischer Asymmetrie.**

Damit wird zugleich verständlich, weshalb menschliches Verstehen ein grundsätzlich offener Entwicklungsprozess bleibt. Solange Erfahrungsverstehen und Denkverstehen einander fortwährend verändern, bleibt auch die Wirklichkeit des Individuums entwicklungsfähig. Neue Erfahrungen können bestehende begriffliche Organisationen verändern, und neue begriffliche Organisationen können neue Möglichkeiten des Erfahrens eröffnen. Der Prozess der Einheitsbildung besitzt deshalb keinen endgültigen Abschluss. Er entwickelt sich mit jeder neuen Organisationsleistung weiter.

Diese Offenheit bedeutet jedoch keine Beliebigkeit. Erfahrungszusammenhänge wie begriffliche Organisationen müssen sich fortlaufend bewähren. **Bewährung bildet damit das Korrektiv des gesamten Verstehensprozesses.** Einheitsbildungen bleiben bestehen, solange sie sich unter weiteren Wirkungen als tragfähig erweisen; wo dies nicht der Fall ist, müssen sie

verändert, erweitert oder aufgegeben werden. Realität wird dabei nicht selbst zum Gegenstand unmittelbarer Erkenntnis. Sie bildet vielmehr den Horizont, innerhalb dessen sich Wirklichkeitsbildungen an ihren Wirkungen bewähren müssen. Weder Erfahrungsverstehen noch Denkverstehen kann sich dieser Bewährung entziehen.

Diese Einsicht führt unmittelbar zum nächsten Schritt der Untersuchung. Wenn sich Erfahrungsverstehen und Denkverstehen im konkreten Vollzug miteinander verbinden, stellt sich die Frage, weshalb sie überhaupt als zwei Organisationsformen unterschieden werden können. Die Antwort darauf führt zur methodischen Selbstreflexion der Theorie der Einheitsbildung. Denn die analytische Trennung beider Organisationsformen gehört nicht dem unmittelbaren Vollzug des Verstehens selbst an, sondern entsteht erst durch seine genetisch-rekonstruktive Analyse

## Die Einheit des Verstehens

Erfahrungsverstehen und Denkverstehen als Organisationsformen desselben Prozesses

Mit der Rekonstruktion des Erfahrungsverstehens und des Denkverstehens sind zwei unterschiedliche Organisationsformen menschlichen Verstehens sichtbar geworden. Beide besitzen eine eigene organisationale Funktion. Das Erfahrungsverstehen organisiert die impliziten Bedeutungszusammenhänge individueller Wirklichkeit. Das Denkverstehen greift ausgewählte Aspekte dieser bereits entstandenen Zusammenhänge auf und transformiert sie in eine begriffliche Organisationsform, die sprachlich expliziert werden kann. Daraus könnte jedoch leicht der Eindruck entstehen, als vollzögen sich im Individuum tatsächlich zwei voneinander getrennte Verstehensprozesse. Genau dies behauptet die Theorie der Einheitsbildung nicht.

**Es gibt nur einen Verstehensprozess.**

Erfahrungsverstehen und Denkverstehen sind keine zwei nebeneinander ablaufenden Vorgänge. Sie sind vielmehr unterschiedliche Organisationsformen desselben individuellen Verstehensprozesses. Im konkreten Vollzug bilden sie einen gemeinsamen Organisationszusammenhang, ohne ihre jeweilige Eigenart aufzugeben. Diese Einheit hebt ihre genetische Asymmetrie nicht auf: Das Erfahrungsverstehen geht dem Denkverstehen voraus und bildet dessen organisationale Voraussetzung.

Diese Einsicht besitzt grundlegende Bedeutung für das Verständnis der gesamten Theorie. Denn sie macht deutlich, dass die analytische Unterscheidung zwischen Erfahrungsverstehen und Denkverstehen nicht mit dem konkreten Vollzug des Verstehens verwechselt werden darf.

Das Individuum erlebt seinen Verstehensprozess nicht als Abfolge zweier getrennter Ebenen. Es erlebt eine Situation nicht zunächst rein emotional, um anschließend begrifflich über sie nachzudenken. Ebenso wenig denkt es zunächst begrifflich und entwickelt erst danach eine Erfahrung. Sobald beide Organisationsformen ausgebildet sind, wirken Erleben, begriffliches Denken und sprachliche Explikation innerhalb eines zusammenhängenden Organisationsprozesses.

**Gerade deshalb können Erleben, Denken und Sprechen innerhalb desselben individuellen Verstehensprozesses gleichzeitig wirksam sein.**

Diese Gleichzeitigkeit stellt keinen Widerspruch dar. Unterschiedliche Organisationsformen können innerhalb eines gemeinsamen Vollzugs zusammenwirken, ohne ihre jeweilige Eigenart

zu verlieren. Das Erfahrungsverstehen organisiert implizite Bedeutungszusammenhänge; das Denkverstehen greift ausgewählte Aspekte dieser Zusammenhänge auf und transformiert sie begrifflich. Im konkreten Vollzug wirken beide fortlaufend aufeinander ein.

Erst dadurch wird verständlich, weshalb innerhalb des menschlichen Verstehens Erfahrungszusammenhänge zugleich erlebt, begrifflich reflektiert und sprachlich expliziert werden können. Was das Individuum erfährt, bildet die Grundlage seines Denkens. Was es denkt, wirkt wiederum auf seine weiteren Erfahrungszusammenhänge zurück. Beide Organisationsformen stehen daher nach der Entstehung des Denkverstehens in einem fortlaufenden Wechselverhältnis. Sie bilden keine getrennten Welten, sondern unterschiedliche Organisationsweisen innerhalb einer sich fortlaufend entwickelnden individuellen Wirklichkeit.

Hier zeigt sich zugleich die besondere Bedeutung der Individualität.

Der gemeinsame Organisationszusammenhang ist immer der Organisationszusammenhang eines bestimmten Individuums. Erfahrungsverstehen und Denkverstehen existieren niemals unabhängig von einer individuellen Organisationsgeschichte. Das Erfahrungsverstehen geht dem Denkverstehen genetisch voraus; nach dessen Entstehung entwickeln sich beide in fortlaufender Wechselwirkung weiter. Das Individuum bildet daher nicht den Ort zweier verschiedener Prozesse. Es bildet den Vollzugszusammenhang eines Verstehensprozesses, innerhalb dessen unterschiedliche Organisationsformen wirksam werden.

Gerade deshalb besitzt auch das Denken einen unvermeidlich individuellen Ausgangspunkt. Begriffe entstehen nicht unabhängig von bereits organisierten Erfahrungszusammenhängen. Jedes Denken beginnt auf der Grundlage einer individuellen Wirklichkeit, die sich innerhalb der eigenen Organisationsgeschichte entwickelt hat. Diese individuelle Grundlage verschwindet auch dort nicht vollständig, wo wissenschaftliche Begriffe einen hohen Grad an Allgemeinheit erreichen. Wissenschaft stabilisiert begriffliche Einheiten, Verfahren und Modelle organisationsübergreifend; sie hebt ihren Vollzug durch Individuen jedoch nicht auf.

Damit erhält auch die analytische Unterscheidung zwischen Erfahrungsverstehen und Denkverstehen ihren eigentlichen erkenntnistheoretischen Status.

**Sie ist keine unmittelbar erlebte Gliederung des Verstehens. Sie ist vielmehr eine Leistung des Denkverstehens.**

Die Theorie der Einheitsbildung rekonstruiert unterschiedliche Organisationsformen innerhalb eines Verstehensprozesses, der sich dem Individuum selbst als zusammenhängender Vollzug darstellt. Die Unterscheidung entsteht daher nicht bereits im Erleben, sondern durch dessen begriffliche Analyse. Sie gehört nicht unmittelbar zum Vollzug des Verstehens, sondern zu seiner genetisch-rekonstruktiven Explikation.

Gerade hierin liegt die reflexive Stärke der Theorie.

Sie macht ihre eigenen begrifflichen Unterscheidungen zum Gegenstand ihrer Methode. Sie behauptet nicht, das Individuum erlebe tatsächlich zwei getrennte Prozesse. Sie zeigt vielmehr, dass die analytische Trennung selbst bereits Ergebnis des Denkverstehens ist. Die Theorie wendet ihre genetisch-rekonstruktive Methode damit auch auf ihre eigene Begrifflichkeit an.

Diese Selbstanwendung besitzt erhebliche philosophische Bedeutung. Erkenntnistheoretische Analysen können dazu neigen, ihre analytischen Kategorien als Strukturen dessen zu

behandeln, was sie untersuchen. Die Theorie der Einheitsbildung unterscheidet demgegenüber zwischen dem konkreten Vollzug des Verstehens und seiner begrifflichen Rekonstruktion. Ihre Begriffe sind selbst analytische Einheitsbildungen, mit deren Hilfe unterschiedliche Organisationsleistungen innerhalb des Verstehensprozesses rekonstruiert werden.

Dadurch verändert sich zugleich das Verständnis philosophischer Analyse.

Philosophie zerlegt den Verstehensprozess nicht in tatsächlich voneinander getrennte Bestandteile. Sie rekonstruiert unterschiedliche Organisationsfunktionen innerhalb eines zusammenhängenden Vollzugs. Ihre analytischen Begriffe besitzen deshalb methodischen Charakter. Sie ermöglichen die Rekonstruktion des Verstehens, dürfen aber nicht mit den Organisationsprozessen gleichgesetzt werden, die sie begrifflich bestimmen.

Gerade hierin unterscheidet sich die Theorie der Einheitsbildung von dualistischen Modellen. Sie behandelt weder Gefühl und Denken noch Erfahrung und Sprache noch Individuum und Welt als voneinander unabhängige Bereiche. Sie rekonstruiert vielmehr einen genetischen Organisationsprozess, innerhalb dessen unterschiedliche Organisationsformen entstehen, sich eigenständig entwickeln und miteinander verbunden bleiben.

Damit wird zugleich verständlich, weshalb das Individuum als Medium der Weltkonstruktion bezeichnet werden kann. Welt entsteht nicht teilweise im Erfahrungsverstehen und teilweise im Denkverstehen. Sie entwickelt sich innerhalb eines individuellen Organisationsprozesses, an dem nach ihrer jeweiligen Entstehung unterschiedliche Organisationsformen beteiligt sind.

**Das Individuum ist daher nicht Träger verschiedener voneinander unabhängiger Welten, sondern der Vollzugszusammenhang einer fortlaufenden Weltkonstruktion.**

Diese Einsicht führt schließlich zu einer grundlegenden erkenntnistheoretischen Konsequenz.

Wenn Erfahrungsverstehen und Denkverstehen analytisch unterschieden werden können, jede solche Unterscheidung aber selbst innerhalb des Denkverstehens vollzogen wird, kann auch die Theorie der Einheitsbildung ihren eigenen Verstehensprozess nicht von außen beschreiben.

**Jede Analyse bleibt selbst eine Einheitsbildung innerhalb desjenigen Verstehensprozesses, dessen Bedingungen sie rekonstruiert.**

Die erkenntnistheoretische Grenze entsteht daher nicht daraus, dass Erkenntnis unmöglich wäre, sondern daraus, dass Erkenntnis ihren eigenen Organisationszusammenhang niemals verlassen kann.

Genau an diesem Punkt eröffnet sich die nächste Fragestellung der Untersuchung. Wenn jedes Verstehen innerhalb eines individuellen Organisationsprozesses entsteht und auch seine begriffliche Analyse diesem Prozess angehört, stellt sich die Frage, ob überhaupt eine erkenntnistheoretische Außenperspektive möglich ist. Die Beantwortung dieser Frage führt unmittelbar zum nächsten Schritt der Theorie der Einheitsbildung: zum Individuum als erkenntnistheoretischer Grenze jeder möglichen Weltkonstruktion.

## Das Individuum als erkenntnistheoretische Grenze

Zur Unmöglichkeit einer Außenperspektive

Mit der Rekonstruktion der Einheit von Erfahrungsverstehen und Denkverstehen ist ein entscheidender Punkt erreicht. Beide stellen keine getrennten Prozesse dar, sondern unterschiedliche Organisationsformen desselben individuellen Verstehensprozesses. Zugleich hat sich gezeigt, dass bereits ihre analytische Unterscheidung eine Leistung des Denkverstehens ist. Aus dieser Einsicht ergibt sich eine weitreichende erkenntnistheoretische Konsequenz: Wenn jede Erfahrung, jedes Denken und jede begriffliche Analyse innerhalb eines individuellen Organisationsprozesses entstehen, kann kein Individuum diesen Prozess verlassen, um ihn von außen zu betrachten.

**Eine erkenntnistheoretische Außenperspektive ist deshalb prinzipiell unmöglich.**

Daraus folgt jedoch weder, dass Erkenntnis beliebig wäre, noch dass unterschiedliche Individuen in voneinander abgeschlossenen Wirklichkeiten verbleiben müssten. Individuelle Einheitsbildungen können miteinander verglichen, sprachlich vermittelt, überprüft und unter gemeinsamen Bedingungen stabilisiert werden. Unterschiedliche Individuen können dadurch zu Bestimmungen gelangen, die nicht mehr von den Besonderheiten einer einzelnen Organisationsgeschichte abhängig sind, sondern organisationsübergreifend nachvollzogen und bestätigt werden können.

Genau darin besteht aus Sicht der Theorie der Einheitsbildung Objektivität. Sie bezeichnet keine Erkenntnis außerhalb individueller Einheitsbildung und auch keine unmittelbare Übereinstimmung mit der Realität selbst.

**Objektivität ist vielmehr die organisationsübergreifende Stabilität der Bestimmbarkeit von Einheiten und ihren Beziehungen.**

Je eindeutiger Einheiten bestimmt, je genauer die Bedingungen ihrer Bestimmung festgelegt und je zuverlässiger die daraus gewonnenen Ergebnisse von unterschiedlichen Individuen nachvollzogen und bestätigt werden können, desto höher ist der erreichte Grad an Objektivität.

Objektivität hebt damit die individuelle Einheitsbildung nicht auf, sondern entsteht gerade auf ihrer Grundlage. Das einzelne Individuum bleibt der notwendige Vollzugszusammenhang jeder Erkenntnis. Durch begriffliche Eindeutigkeit, geregelte Verfahren und wiederholte Bewährung können die Besonderheiten individueller Organisationsgeschichten jedoch so weit zurücktreten, dass organisationsübergreifend stabile Bestimmungen möglich werden.

**Objektivität bedeutet daher nicht Perspektivlosigkeit, sondern die methodisch stabilisierte Überschreitung individueller Besonderheiten, ohne die Individualität des Erkenntnisvollzugs aufzuheben.**

Während ein traditionelles Objektivitätsverständnis den Anspruch erhebt, durch die methodische Ausschaltung individueller Perspektiven zu einer perspektivunabhängigen Erkenntnis zu gelangen, versteht die Theorie der Einheitsbildung Objektivität als organisationsübergreifende Stabilisierung zwischen unvermeidlich individuellen Perspektiven.

Gerade dadurch wird auch die doppelte Bedeutung des Individuums für jede Weltkonstruktion sichtbar. Es ist einerseits der unvermeidliche Vollzugszusammenhang jeder Erkenntnis; andererseits bildet es gerade deshalb deren erkenntnistheoretische Grenze. Auch organisationsübergreifend stabilisierte Erkenntnis kann nur innerhalb individueller Verstehensprozesse vollzogen werden. Es gibt keinen archimedischen Standpunkt außerhalb dieser Prozesse, von dem aus

festgestellt werden könnte, ob die objektiv stabilisierten Bestimmungen mit der Struktur der Realität selbst übereinstimmen.

Objektivität überwindet daher nicht die individuelle Perspektive selbst, sondern methodisch deren individuelle Besonderheiten. Sie ermöglicht organisationsübergreifend stabile Erkenntnis, ohne die Perspektivität des Erkenntnisvollzugs aufzuheben, und eröffnet deshalb keine Außenperspektive auf die Realität.

Diese Einsicht verändert auch den erkenntnistheoretischen Status **philosophischer Theorien**. Philosophie kann ihre Begriffe nicht von einem voraussetzungslosen Standpunkt aus entwickeln. Jede philosophische Theorie operiert innerhalb derselben Bedingungen des Denkverstehens, die sie begrifflich zu bestimmen versucht. Auch **ihre Kategorien sind analytische Einheitsbildungen. Sie können Zusammenhänge mit großer Erklärungskraft erschließen, doch aus dieser Erklärungskraft folgt nicht, dass sie unmittelbar die ontologische Struktur der Realität wiedergeben.**

Für die Wissenschaft gilt grundsätzlich dasselbe, allerdings unter besonderen methodischen Bedingungen. Wissenschaft entwickelt hochstabilisierte Formen des Denkverstehens. Sie arbeitet mit definierten Einheiten, logischen Relationen, mathematischen Strukturen, Kausalitätsannahmen, Messungen und methodisch kontrollierten Verfahren. Gerade diese methodische Organisation ermöglicht ihre außergewöhnliche Verlässlichkeit. Wissenschaft kann dadurch individuelle Besonderheiten weitgehend zurückdrängen und Erkenntnisse hervorbringen, die von unterschiedlichen Individuen nachvollzogen, überprüft und reproduziert werden können.

Die dabei entstehende Perspektive ist jedoch keine ontologische Außenperspektive. Sie lässt sich vielmehr als **methodische Hilfsperspektive** verstehen, durch die individuelle Wirklichkeitsbildungen organisationsübergreifend vergleichbar und überprüfbar werden. Ihre Stärke liegt in der methodischen Stabilisierung ihrer Einheiten und Verfahren und in der Möglichkeit ihrer interindividuellen Bewährung. Auch die größte methodische Stabilität verwandelt diese Perspektive jedoch nicht in einen Standpunkt außerhalb der Bedingungen menschlichen Verstehens.

Damit wird eine Unterscheidung sichtbar, die für die Theorie der Einheitsbildung von grundlegender Bedeutung ist:

**Methodische Stabilität und ontologischer Anspruch sind nicht dasselbe.**

Wissenschaftliche Modelle können außerordentlich erfolgreich sein, präzise Vorhersagen ermöglichen und sich unter immer neuen Bedingungen bewähren, ohne dass daraus folgt, ihre begrifflichen Strukturen seien mit den Strukturen der Realität selbst identisch. Die Kohärenz und Bewährung einer Einheitsbildung legitimieren ihre erkenntnistheoretische Verwendung, nicht aber ihre ontologische Verallgemeinerung.

Von hier aus richtet sich die Kritik der Theorie der Einheitsbildung auch gegen die ontologische Überdehnung philosophischer Begriffe. Begriffe wie Sein, System, Sinnfeld, Tatsache oder Struktur können außerordentlich leistungsfähige analytische Einheiten darstellen. Problematisch wird ihr Gebrauch erst dort, wo aus ihrer begrifflichen Bestimmbarkeit darauf geschlossen wird, dass ihnen unmittelbar entsprechende Strukturen der Realität selbst zukommen. Denn auch diese Begriffe entstehen innerhalb des Denkverstehens und setzen jene Einheitsbildungsprozesse voraus, deren Ergebnisse sie sind.

Die Kritik richtet sich daher weder gegen philosophische Begriffsbildung noch gegen Ontologie als Fragestellung. Sie richtet sich gegen den Übergang von der Leistungsfähigkeit einer begrifflichen Organisation zu einem ontologischen Anspruch, der sich aus dieser Leistungsfähigkeit allein nicht begründen lässt.

**Der ontologische Anspruch einer Einheitsbildung kann nicht durch dieselbe Einheitsbildung verbürgt werden.**

Eine Theorie kann ihre Begriffe begründen, systematisch entfalten und an ihren Folgen bewähren; sie kann sich jedoch nicht außerhalb der Bedingungen ihres eigenen Denkverstehens stellen, um ihre Übereinstimmung mit der Realität selbst festzustellen.

Diese Grenze folgt nicht aus einer konkurrierenden Ontologie. Sie ergibt sich aus der genetischen Rekonstruktion des Verstehens selbst. Wenn jedes Denken innerhalb individueller Einheitsbildung entsteht, kann auch die Aussage über die ontologischen Grundlagen der Realität nur innerhalb dieses Denkverstehens formuliert werden. Gerade deshalb kann sie nicht beanspruchen, von einem Standpunkt außerhalb der Einheitsbildung aus zu sprechen. Die Theorie der Einheitsbildung bestreitet damit nicht die Realität, sondern die Möglichkeit eines unmittelbaren erkenntnistheoretischen Zugangs zu ihr.

Damit erhält der Begriff der Realität seine entscheidende Funktion. Realität ist nicht das Produkt der Einheitsbildung. Sie bleibt vielmehr der unverfügbare Horizont, innerhalb dessen Einheitsbildungen entstehen und sich bewähren müssen. Ihre Wirkungen können bestehende Wirklichkeiten bestätigen, irritieren, verändern oder scheitern lassen. Auf diese Weise begrenzt Realität die Möglichkeiten der Weltkonstruktion, ohne selbst als unabhängig von jeder Einheitsbildung bestimmbarer Gegenstand verfügbar zu werden.

**Wirklichkeit entsteht innerhalb der Einheitsbildung.**
**Realität bleibt der Horizont ihrer Bewährung.**

Gerade diese Unterscheidung bewahrt die Theorie sowohl vor einem naiven Realismus als auch vor einem beliebigen Konstruktivismus. Wirklichkeit wird durch Einheitsbildung hervorgebracht, aber nicht willkürlich erzeugt. Ihre Einheiten müssen sich fortlaufend unter Wirkungen bewähren, die der individuellen Organisation nicht zur freien Verfügung stehen. Realität ist daher weder eine unmittelbar erkennbare Welt „an sich“ noch ein bloßes Produkt des Verstehens. Sie bezeichnet die Grenze, an der sich Wirklichkeitsbildungen bewähren, verändern oder scheitern können.

Darin liegt zugleich die erkenntnistheoretische Selbstbegrenzung der Theorie der Einheitsbildung. Sie verzichtet auf ontologische Letztaussagen nicht deshalb, weil sie Realität leugnet, sondern weil sie die Bedingungen ernst nimmt, unter denen überhaupt etwas über Realität ausgesagt werden kann. Ihre Aufgabe besteht deshalb nicht darin, das Wesen der Realität zu bestimmen, sondern die Organisationsprozesse zu rekonstruieren, durch die Wirkungen innerhalb individueller Verstehensprozesse bestimmbar werden und als Wirklichkeit erscheinen können.

Damit verändert sich auch das Selbstverständnis philosophischer Erkenntnis. Philosophie muss nicht aufhören, nach Sein, Realität oder Wahrheit zu fragen. Sie muss jedoch den erkenntnistheoretischen Status ihrer eigenen Begriffe mitreflektieren. Ihre Begriffe sind keine Beobachtungen von einem Standpunkt außerhalb des Verstehens, sondern analytische Einheitsbildungen, die innerhalb des individuellen Denkverstehens des jeweiligen Philosophen **entstehen.** Ihre besondere Leistung besteht deshalb darin, Bedingungen, Voraussetzungen und Grenzen

menschlicher Weltkonstruktion begrifflich zu rekonstruieren und dabei zugleich die Bedingungen ihrer eigenen Begriffsbildung sichtbar zu machen.

Gerade darin kann philosophische Erkenntnis eine Form von Allgemeinheit gewinnen, ohne einen absoluten Standpunkt beanspruchen zu müssen. Ihre Allgemeinheit beruht nicht darauf, dass sie die individuelle Organisation überwindet, sondern darauf, dass sie Organisationsbedingungen rekonstruiert, die über einzelne individuelle Ausprägungen hinausreichen. Auch diese Allgemeinheit bleibt jedoch eine Leistung des Denkverstehens und damit innerhalb jener erkenntnistheoretischen Grenze, die sie selbst beschreibt.

Damit erreicht die Theorie der Einheitsbildung einen ihrer entscheidenden erkenntnistheoretischen Sätze:

**Das Individuum ist nicht nur das Medium der Weltkonstruktion,**
**sondern zugleich die erkenntnistheoretische Grenze jeder möglichen Weltkonstruktion.**

Weder Wissenschaft noch Philosophie können einen Standpunkt außerhalb der Bedingungen des Verstehens einnehmen. Ihre besondere Leistungsfähigkeit besteht vielmehr darin, innerhalb dieser Bedingungen immer stabilere, differenziertere und weiterreichende Einheitsbildungen hervorzubringen und sie fortlaufend an ihren Wirkungen zu bewähren.

Die Grenze der Erkenntnis liegt daher nicht darin, dass Erkenntnis unmöglich oder notwendig unzuverlässig wäre. Sie liegt darin, dass jede Erkenntnis innerhalb desjenigen Organisationsprozesses verbleibt, durch den überhaupt etwas als erkennbar bestimmt werden kann. Gerade diese Einsicht begrenzt den Anspruch der Erkenntnis – ohne ihre Leistung zu mindern.

## Wissenschaftliches Denkverstehen

Die bisherigen Überlegungen haben gezeigt, dass Denkverstehen eine genetisch spätere Organisationsform des Verstehens darstellt. Es setzt bereits entstandene Erfahrungszusammenhänge voraus, löst ausgewählte Einheiten aus deren konkretem Zusammenhang und transformiert sie in begrifflich-analytisch bestimmbare Einheiten. Dadurch entsteht die Möglichkeit, Erfahrungen nicht nur zu vollziehen, sondern sie zu explizieren, miteinander zu vergleichen, systematisch zu ordnen und über den unmittelbaren Erfahrungszusammenhang hinaus weiterzuentwickeln.

Auf dieser Grundlage entsteht auch wissenschaftliches Denken. Wissenschaft bildet keine grundsätzlich andere Form des Verstehens. Sie entwickelt vielmehr besondere Verfahren, durch die Denkverstehen methodisch organisiert und seine Ergebnisse über den individuellen Vollzug hinaus vergleichbar, überprüfbar und stabilisierbar werden.

Damit stellt sich jedoch eine grundlegende erkenntnistheoretische Frage. Wenn auch wissenschaftliches Denken innerhalb individueller Verstehensprozesse entsteht, worauf beruht dann seine besondere Verlässlichkeit? Wie kann Wissenschaft Erkenntnisse hervorbringen, die unabhängig von den Erfahrungen und Überzeugungen einzelner Individuen Geltung beanspruchen, ohne dadurch eine Perspektive außerhalb individuellen Verstehens einzunehmen?

Die Theorie der Einheitsbildung beantwortet diese Frage nicht durch eine Relativierung wissenschaftlicher Erkenntnis, sondern durch eine genauere Bestimmung ihres methodischen Charakters.

**Wissenschaft ist keine ontologische Perspektive auf die Realität, sondern die am weitesten entwickelte methodische Organisationsform des Denkverstehens.**

Ihre besondere Leistung besteht nicht darin, die Bedingungen individueller Einheitsbildung zu überwinden, sondern darin, das Denkverstehen so zu organisieren, dass seine Ergebnisse in einem hohen Maße eindeutig, vergleichbar, überprüfbar und organisationsübergreifend stabil werden können.

Auch wissenschaftliches Denken beginnt nicht voraussetzungslos. Es setzt dieselben genetischen Organisationsleistungen voraus wie jedes andere menschliche Verstehen. Wissenschaftler verfügen bereits über Erfahrungszusammenhänge, Relevanzen, Begriffe und sprachliche Organisationsformen, bevor wissenschaftliche Forschung beginnen kann. Wissenschaft erzeugt diese Voraussetzungen nicht neu. Sie greift auf sie zurück, wählt bestimmte Zusammenhänge aus und transformiert sie unter methodisch kontrollierten Bedingungen in eigenständige begriffliche Organisationsformen.

Damit bleibt wissenschaftliches Denken notwendig auf das Erfahrungsverstehen angewiesen. Der Wissenschaftler tritt nicht als ausschließlich begrifflich operierendes Individuum in den Erkenntnisprozess ein. Was ihm auffällt, welche Erscheinungen er für bedeutsam hält, welche Fragen er stellt und welche Zusammenhänge ihm überhaupt untersuchungswürdig erscheinen, entsteht innerhalb seiner individuellen Organisationsgeschichte. Das wissenschaftliche Denkverstehen beginnt daher nicht mit einer neutralen Welt, sondern mit einer bereits organisierten individuellen Wirklichkeit, innerhalb derer bestimmte Wirkungen hervortreten und Bedeutung gewinnen.

Gerade deshalb bleiben auch Emotionen und Gefühle für die Genese wissenschaftlichen Verstehens von Bedeutung. Emotionale Organisation ist nach der Theorie der Einheitsbildung kein nachträglicher Zusatz zu einem bereits vollzogenen Verstehen. Sie ist an der Entstehung und Fortentwicklung jener Relevanzen beteiligt, innerhalb derer überhaupt etwas als bedeutsam hervortreten kann. Gefühle wiederum machen die organisationale Bedeutung bereits entstandener Erfahrungszusammenhänge körperlich erfahrbar. Auch wissenschaftliche Neugier, Irritation, Überraschung oder das Empfinden, dass ein Zusammenhang erklärungsbedürftig sein könnte, entstehen deshalb nicht außerhalb, sondern innerhalb der individuellen Organisationsgeschichte.

Die besondere Leistung wissenschaftlicher Methodik kann folglich nicht darin bestehen, Erfahrungsverstehen, Emotionen und Gefühle aus dem Erkenntnisprozess zu eliminieren. Eine solche Eliminierung wäre schon deshalb unmöglich, weil damit zugleich jene organisationale Grundlage beseitigt würde, auf der das Denkverstehen genetisch aufbaut. Wissenschaft entwickelt vielmehr Verfahren, durch die die individuellen Besonderheiten dieser Grundlage für die wissenschaftliche Bestimmung möglichst weit zurücktreten können.

Dabei vollzieht das wissenschaftliche Denkverstehen eine entscheidende Transformation.

**Das konkrete Erleben und die darin auftretenden Gefühle sind einmalige Ereignisse innerhalb einer individuellen Organisationsgeschichte. Wissenschaftliche Erkenntnis kann diese Einmaligkeit nicht als solche übernehmen, sondern muss von ihr abstrahieren.**

Sie löst ausgewählte Merkmale aus ihrem individuellen Erfahrungszusammenhang, bestimmt sie begrifflich und generalisiert sie zu Einheiten, die über den einzelnen Vollzug hinaus vergleichbar und wiederholbar verwendet werden können.

**Abstraktion und Generalisierung bilden damit grundlegende Voraussetzungen wissenschaftlicher Objektivierung.**

Durch Abstraktion treten jene Besonderheiten zurück, die an den einmaligen individuellen Erfahrungszusammenhang gebunden sind. Durch Generalisierung werden ausgewählte Bestimmungen über den einzelnen Fall hinaus auf andere Fälle übertragbar. Erst dadurch entstehen Einheiten, die von unterschiedlichen Individuen unter vergleichbaren Bedingungen in gleicher Weise bestimmt, miteinander verglichen und methodisch überprüft werden können.

Das Erfahrungsverstehen und seine emotionale Organisation werden dabei nicht beseitigt. Sie bleiben im individuellen Vollzug erhalten und bilden weiterhin die genetische Grundlage des Denkverstehens. Was sich verändert, ist der organisationale Status dessen, was in die wissenschaftliche Bestimmung eingeht.

**Das Erfahrungsverstehen organisiert das Einmalige in seinem individuellen Zusammenhang; wissenschaftliches Denkverstehen abstrahiert aus diesem Zusammenhang und generalisiert ausgewählte Bestimmungen zu organisationsübergreifend verwendbaren Einheiten.**

Auf dieser Grundlage entsteht eine methodische Hilfsperspektive. Sie bezeichnet keinen dritten Standpunkt neben oder außerhalb individueller Perspektiven. Sie schafft vielmehr Bedingungen, unter denen das Individuum die Besonderheiten seines eigenen Erfahrungsverstehens für einen bestimmten Erkenntniszweck möglichst weit zurückstellen kann. Wissenschaftliche Methodik ermöglicht damit eine Distanzierung von der Einmaligkeit des eigenen Erlebens und den damit verbundenen Bedeutungsgewichtungen, ohne die Individualität des Erkenntnisvollzugs selbst aufzuheben.

Der Wissenschaftler bleibt deshalb auch im strengsten methodischen Vollzug ein individuell verstehendes, erfahrendes und emotional organisiertes Individuum. Seine Gefühle, Erwartungen und Relevanzen verschwinden nicht. Innerhalb des wissenschaftlichen Vollzugs werden seine begrifflichen Bestimmungen jedoch an Regeln gebunden, deren Geltung möglichst unabhängig von diesen individuellen Besonderheiten sein soll.

**Wissenschaft eliminiert Erfahrungsverstehen, Emotionen und Gefühle daher nicht aus dem Erkenntnisprozess; sie abstrahiert bei der wissenschaftlichen Bestimmung von ihrer individuellen Einmaligkeit und entzieht ihnen durch methodische Objektivierung die unmittelbare Entscheidung über die Geltung wissenschaftlicher Aussagen.**

Gerade diese methodische Organisation erklärt die Verlässlichkeit wissenschaftlicher Erkenntnis. Wissenschaft bestimmt ihre Einheiten möglichst eindeutig, expliziert Relationen und legt Verfahren offen, mit denen Aussagen überprüft werden können. Beobachtungen werden methodisch kontrolliert, Schlussfolgerungen nachvollziehbar gemacht, Ergebnisse wiederholt und Modelle miteinander verglichen. Wissenschaftliche Einheitsbildungen stehen darüber hinaus unter einem fortdauernden Bewährungsdruck. Vorhersagen können scheitern, Experimente andere Ergebnisse hervorbringen als erwartet und neue Wirkungen bestehende Modelle infrage stellen.

Die Verlässlichkeit wissenschaftlicher Erkenntnis beruht daher nicht allein auf der inneren Kohärenz ihrer Begriffe und Modelle. Sie entsteht aus dem Zusammenspiel von Abstraktion, Generalisierung, methodischer Eindeutigkeit, organisationsübergreifender Überprüfbarkeit und fortlaufender Bewährung. Wissenschaftliche Einheitsbildungen können gerade deshalb eine

außergewöhnliche Stabilität erreichen, weil ihre Geltung nicht von der Erfahrung oder Überzeugung eines einzelnen Individuums abhängt und zugleich immer wieder an Wirkungen geprüft werden kann, die ihrer begrifflichen Organisation nicht zur freien Verfügung stehen.

Diese Bewährung darf jedoch nicht mit einem Nachweis ontologischer Übereinstimmung verwechselt werden. Wissenschaftliche Modelle können außerordentlich erfolgreich sein, präzise Vorhersagen ermöglichen und technische Anwendungen hervorbringen, ohne dass daraus folgt, ihre begrifflichen Strukturen seien mit den Strukturen der Realität selbst identisch. Die Bewährung wissenschaftlicher Einheitsbildungen begründet ihre erkenntnistheoretische Tragfähigkeit, nicht ihren Seinsanspruch. Auch die stabilste wissenschaftliche Bestimmung bleibt eine Organisationsleistung des Denkverstehens.

Dies wird besonders am Charakter wissenschaftlicher Modelle sichtbar. Modelle sind keine Abbilder der Realität, sondern methodisch stabilisierte Organisationsformen, durch die ausgewählte Wirklichkeitszusammenhänge begrifflich bestimmbar werden. Sie reduzieren die Komplexität des Erfahrungszusammenhangs, bilden bestimmte Einheiten und Relationen und lassen andere unberücksichtigt. Diese Selektivität ist keine bloße Schwäche wissenschaftlicher Modelle, sondern eine Bedingung ihrer analytischen Leistungsfähigkeit. Gerade weil ein Modell nicht die gesamte Wirklichkeit erfassen muss, kann es ausgewählte Zusammenhänge mit außerordentlicher Präzision organisieren.

Damit zeigt sich zugleich die Eigenständigkeit des wissenschaftlichen Denkverstehens. Wissenschaft bleibt genetisch auf Erfahrungsverstehen angewiesen, ist aber keineswegs darauf beschränkt, bereits vorhandene Erfahrungen begrifflich wiederzugeben. Einmal gebildete analytische Einheiten können innerhalb des Denkverstehens miteinander verbunden, transformiert und zu neuen begrifflichen oder formalen Strukturen weiterentwickelt werden. Dadurch entsteht ein eigener Möglichkeitsraum des Denkens, der weit über das unmittelbar Erfahrbare hinausreichen kann.

Besonders deutlich wird dies in Mathematik und theoretischer Physik. Mathematische Strukturen müssen nicht unmittelbar aus einzelnen Erfahrungen abgelesen werden. Auf der Grundlage bereits entstandener analytischer Einheiten können neue Relationen und formale Zusammenhänge entwickelt werden, für die zunächst keine unmittelbare Entsprechung im Erfahrungsverstehen vorhanden sein muss. Auch solche hochabstrakten Einheitsbildungen verlieren jedoch ihren genetischen Zusammenhang mit dem Erfahrungsverstehen nicht. Ihre Ausgangseinheiten und ihre Möglichkeit, überhaupt verstanden zu werden, setzen bereits organisierte Erfahrungs- und Denkzusammenhänge voraus.

Aus dieser Perspektive lässt sich auch wissenschaftlicher Fortschritt genauer bestimmen. Wissenschaft entwickelt sich nicht notwendig dadurch fort, dass ihre Modelle einer endgültigen ontologischen Beschreibung der Realität immer näher kommen. Fortschritt zeigt sich zunächst darin, dass begriffliche und methodische Organisationsformen präzisiert, erweitert, miteinander verbunden oder durch tragfähigere ersetzt werden. Ein neues Modell kann mehr Wirkungen erklären, genauere Vorhersagen ermöglichen, bislang getrennte Zusammenhänge integrieren oder sich unter Bedingungen bewähren, an denen ein früheres Modell scheitert.

**Wissenschaftlicher Fortschritt ist damit als Weiterentwicklung und Bewährung methodischer Organisationsleistungen bestimmbar, ohne eine fortschreitende Annäherung an eine letztgültig erkennbare Struktur der Realität voraussetzen zu müssen.**

Damit wird auch das Verhältnis zwischen alltäglichem und wissenschaftlichem Verstehen verständlich. Wissenschaft denkt nicht aufgrund einer grundsätzlich anderen Form des Verstehens. Sowohl alltägliches als auch wissenschaftliches Denken gehören dem Denkverstehen an und bleiben auf Erfahrungsverstehen angewiesen. Der entscheidende Unterschied liegt in der Weise ihrer Organisation. Alltägliches Denken kann erfolgreich mit situationsbezogenen, veränderlichen und nicht ausdrücklich definierten Einheiten operieren. Wissenschaft dagegen abstrahiert und generalisiert systematisch, bestimmt ihre Einheiten und Relationen explizit, legt ihre Verfahren offen und macht ihre Ergebnisse organisationsübergreifend überprüfbar.

Dabei besteht zwischen alltäglichem und wissenschaftlichem Denkverstehen noch eine weitere Gemeinsamkeit. In beiden vermittelt das Gegenständliche eine besondere Sicherheit des Verstehens. Was als materieller Gegenstand erscheint, lässt sich abgrenzen, wiedererkennen und anhand wahrnehmbarer Eigenschaften bestimmen. Im Alltag bewährt sich diese Gegenständlichkeit fortlaufend im Handeln: Dinge können gesehen, berührt, benutzt und anderen gezeigt werden. Gerade diese praktische Bewährung lässt leicht den Eindruck entstehen, mit der Bestimmung eines Gegenstandes zugleich zu erfassen, was unabhängig von unserem Verstehen tatsächlich ist.

Diese besondere Sicherheit des Gegenständlichen ist verständlich. Gegenständliche Einheiten gehören zu den stabilsten Einheitsbildungen des alltäglichen Verstehens. Ihre Eigenschaften können wiederholt erfahren, ihre Veränderungen verfolgt und ihre Wirkungen im Handeln überprüft werden. Was sich auf diese Weise immer wieder bewährt, erscheint nicht nur als verlässlich, sondern nahezu selbstverständlich als etwas, dessen Sein durch seine Wahrnehmbarkeit bestätigt wird. Die praktische Sicherheit des Umgangs kann dadurch unbemerkt in eine Sicherheit über das Sein übergehen.

Für das alltägliche Handeln ist diese Überschreitung meist ohne Bedeutung. Wer einen Gegenstand benutzt, muss nicht zwischen seiner stabilen Wirklichkeit und seiner ontologischen Beschaffenheit unterscheiden. Problematisch wird sie erst, wenn aus der besonderen Verlässlichkeit gegenständlicher Einheiten ein allgemeiner Maßstab dafür entsteht, was überhaupt als wirklich gelten kann. Was sichtbar, greifbar oder anderweitig sinnlich bestimmbar ist, erscheint dann als besonders wirklich; was sich einer solchen Gegenständlichkeit entzieht, kann demgegenüber als weniger wirklich erscheinen.

Wissenschaftliches Denkverstehen kann diese bereits im Alltag angelegte Orientierung erheblich verstärken. Was dort wahrgenommen und praktisch unterschieden wird, kann wissenschaftlich definiert, beobachtet, gemessen und unter kontrollierten Bedingungen überprüft werden. Gerade die empirischen Wissenschaften gewinnen einen wesentlichen Teil ihrer Verlässlichkeit dadurch, dass sie ihre Aussagen möglichst an Beobachtbares, Messbares oder zumindest über beobachtbare Wirkungen Erschließbares binden. Dadurch werden Bestimmungen reproduzierbar und einer organisationsübergreifenden Kontrolle zugänglich.

Diese methodische Selbstbeschränkung bildet eine Stärke wissenschaftlicher Erkenntnis. Sie vermindert die Gefahr bloßer Spekulation und schafft klare Bedingungen dafür, unter welchen Voraussetzungen Aussagen wissenschaftlich überprüft werden können. Die Theorie der Einheitsbildung stellt diese methodische Orientierung deshalb nicht infrage.

Gerade ihr Erfolg enthält jedoch eine erkenntnistheoretische Gefahr. Je eindeutiger etwas bestimmt, gemessen und reproduziert werden kann, desto leichter kann die **Sicherheit der Bestimmung in eine Sicherheit über das Sein überführt werden**. Was wissenschaftlich

besonders zuverlässig bestimmbar ist, kann dadurch den Anschein gewinnen, auch ontologisch besonders ausgezeichnet zu sein.

Eine solche Folgerung ist jedoch durch die wissenschaftliche Methode selbst nicht gedeckt. Aus der methodisch begründeten Aussage, dass Beobachtbares, Messbares oder über beobachtbare Wirkungen Erschließbares unter kontrollierten Bedingungen besonders zuverlässig bestimmt werden kann, folgt nicht, dass nur dieses wirklich sei. Die Grenze einer Methode bezeichnet zunächst die Grenze dessen, was mit dieser Methode bestimmbar ist; sie bezeichnet nicht die Grenze der Realität.

Diese Unterscheidung ist insbesondere dort bedeutsam, wo Wirklichkeitsbereiche nicht dieselbe Form gegenständlicher Bestimmbarkeit besitzen. Gefühle, Bedeutungen, Beziehungen oder soziale Zusammenhänge lassen sich nicht in derselben Weise abgrenzen und messen wie materielle Gegenstände. Daraus folgt jedoch nicht, dass sie einen geringeren Wirklichkeitsstatus besitzen. Es zeigt zunächst lediglich, dass unterschiedliche Einheitsbildungen unterschiedliche Formen ihrer Bestimmung verlangen.

Die Theorie der Einheitsbildung bestreitet daher weder die alltägliche Verlässlichkeit gegenständlicher Erfahrung noch den besonderen Erkenntniswert empirischer Wissenschaft. Sie macht vielmehr auf eine Begrenzung aufmerksam, die entsteht, sobald die besonders erfolgreiche Bestimmbarkeit gegenständlicher Wirklichkeit zu einem ontologischen Vorrang des Gegenständlichen erweitert wird.

**Bestimmbarkeit erhöht die Sicherheit unserer Wirklichkeitsbildung; sie ist jedoch noch kein Beweis für die ontologische Beschaffenheit der Realität.**

Gerade hierin zeigt sich erneut, weshalb Wissenschaft nicht als Gegenpol zum alltäglichen und individuellen Verstehen begriffen werden kann. Sie übernimmt grundlegende Organisationsleistungen des Denkverstehens, transformiert sie jedoch methodisch. Was im Alltag situationsbezogen unterschieden, verglichen und praktisch bewährt wird, kann wissenschaftlich abstrahiert, generalisiert, operationalisiert und organisationsübergreifend kontrolliert werden. Der Übergang zur Wissenschaft bedeutet daher keine Ablösung vom individuellen Verstehen, sondern dessen methodische Weiterentwicklung.

Wissenschaft ist deshalb kein Gegenpol zum individuellen Verstehen, sondern dessen methodisch entwickelte Organisationsform. Auch der wissenschaftliche Begriff muss von einem Individuum verstanden, angewendet und weiterentwickelt werden. Wissenschaftliche Theorien entstehen innerhalb individueller Denkprozesse und gewinnen ihre wissenschaftliche Geltung erst dadurch, dass ihre Einheiten, Relationen und Verfahren kommuniziert, nachvollzogen, überprüft und organisationsübergreifend stabilisiert werden können. Wissenschaft überwindet den individuellen Ursprung des Denkens daher nicht; sie entwickelt Verfahren, durch die dessen individuelle Besonderheiten für die Geltung wissenschaftlicher Bestimmungen möglichst weit zurücktreten können.

Gerade darin liegt auch das besondere Verhältnis von Wissenschaft und Philosophie. Beide vollziehen sich innerhalb des Denkverstehens, richten dieses jedoch auf unterschiedliche Aufgaben. Wissenschaft entwickelt methodisch stabilisierte Einheitsbildungen, mit denen bestimmte Wirklichkeitszusammenhänge untersucht und an ihren Wirkungen bewährt werden können. Philosophie kann dagegen die Voraussetzungen, Begriffe und Grenzen solcher Organisationsformen selbst zum Gegenstand ihrer Rekonstruktion machen. Wissenschaft organisiert

und bewährt Einheitsbildungen methodisch; Philosophie rekonstruiert die Bedingungen und Grenzen, unter denen solche Einheitsbildungen möglich sind.

Diese Unterscheidung begründet weder eine Rangordnung noch eine erkenntnistheoretische Sonderstellung der Philosophie. Auch philosophische Reflexion entsteht innerhalb des individuellen Denkverstehens und unterliegt damit derselben Grenze, die sie für wissenschaftliche Erkenntnis rekonstruiert. Weder Wissenschaft noch Philosophie können ihre Begriffe und Grundannahmen von einem Standpunkt außerhalb aller Einheitsbildung mit der Realität selbst vergleichen. Beide können ihre Annahmen begründen, ihre Zusammenhänge systematisch entfalten und ihre Leistungsfähigkeit an ihren Folgen bewähren; keine von beiden kann daraus einen unmittelbaren Zugang zur Struktur des Seins ableiten.

Damit lässt sich die besondere Stellung der Wissenschaft innerhalb der Theorie der Einheitsbildung präzise bestimmen. Ihre Erkenntnisleistung beruht nicht auf der Überwindung des individuellen Verstehens, sondern auf dessen methodischer Transformation. Sie setzt Erfahrungsverstehen und emotionale Organisation voraus, selektiert daraus bestimmte Wirklichkeitszusammenhänge, abstrahiert von deren individueller Einmaligkeit, generalisiert ausgewählte Bestimmungen und stabilisiert die daraus hervorgehenden analytischen Einheiten durch geregelte Verfahren organisationsübergreifend.

Die Stärke wissenschaftlicher Erkenntnis und ihre erkenntnistheoretische Grenze entspringen damit demselben Prozess. Wissenschaft gewinnt Eindeutigkeit durch Abstraktion, Allgemeinheit durch Generalisierung und Objektivität durch organisationsübergreifende Stabilisierung. Gerade dadurch kann sie Wirklichkeitszusammenhänge mit einer Präzision bestimmen, die dem unmittelbaren Erfahrungsverstehen nicht möglich ist. Zugleich kann sie die individuelle Bedeutungsfülle, von der sie abstrahiert, nicht vollständig in ihre analytischen Einheiten überführen.

Ihre Modelle können sich daher bewähren, ohne Abbilder der Realität zu sein; ihre Bestimmungen können objektiv sein, ohne perspektivlos zu werden; ihre Erkenntnisse können außerordentlich verlässlich sein, ohne einen Seinsanspruch zu begründen. Die wissenschaftliche Stärke liegt gerade in der methodischen Transformation des individuellen Verstehens – ihre Grenze darin, dass auch diese Transformation innerhalb des Denkverstehens verbleibt.

Damit ist zugleich der Übergang zur ontologischen Frage vorbereitet. Wenn selbst die methodisch stabilsten und am umfassendsten bewährten Formen des Denkverstehens keine Außenperspektive auf die Realität eröffnen, muss auch der erkenntnistheoretische Status ontologischer Theorien neu bestimmt werden. Die entscheidende Frage lautet dann nicht mehr nur, welche Ontologie die Realität zutreffend beschreibt, sondern zunächst, was eine Ontologie überhaupt beanspruchen kann, wenn auch ihre Begriffe und Grundannahmen Einheitsbildungen innerhalb des individuellen Denkverstehens sind.

## Ontologie als Denkmodell

Die erkenntnistheoretischen Grenzen ontologischer Aussagen

Die Rekonstruktion des wissenschaftlichen Denkverstehens hat gezeigt, worauf die Leistungsfähigkeit wissenschaftlicher Erkenntnis beruht. Wissenschaft selektiert aus bereits organisierten Erfahrungszusammenhängen bestimmte Wirklichkeitsbereiche, abstrahiert von ihrer individuellen Einmaligkeit, generalisiert ausgewählte Bestimmungen und stabilisiert die daraus

hervorgehenden analytischen Einheiten durch geregelte Verfahren organisationsübergreifend. Gerade dadurch gewinnt sie Eindeutigkeit, Vergleichbarkeit und Objektivität.

Diese methodische Leistungsfähigkeit begründet jedoch keinen unmittelbaren Zugang zur Realität selbst. Wissenschaftliche Einheitsbildungen können sich bewähren, ohne dass daraus folgt, ihre begrifflichen oder mathematischen Strukturen seien mit den Strukturen der Realität identisch. Denn:

**Die Bewährung wissenschaftlicher Einheitsbildungen begründet ihre erkenntnistheoretische Tragfähigkeit, nicht ihren Seinsanspruch.**

Gerade an dieser Stelle liegt ein erkenntnistheoretisch folgenreicher Verschiebung. Der Erfolg wissenschaftlicher Modelle kann dazu verleiten, ihre Bewährung nicht nur als Bestätigung ihrer Leistungsfähigkeit, sondern als Nachweis dafür zu verstehen, dass die Realität selbst so strukturiert sei, wie das Modell sie beschreibt. Damit würde jedoch aus der erfolgreichen Organisation von Wirkungszusammenhängen auf die ontologische Identität der wissenschaftlichen Einheiten und Relationen mit den Strukturen der Realität geschlossen.

Aus Sicht der Theorie der Einheitsbildung ist dieser Schluss nicht gerechtfertigt. Denn gerade die Rekonstruktion wissenschaftlichen Denkverstehens hat gezeigt, dass wissenschaftliche Einheiten nicht einfach vorgefunden werden. Sie entstehen durch Selektion, Abstraktion, Generalisierung und methodische Stabilisierung.

**Es ist daher ein erkenntnistheoretischer Fehler, den organisationalen Entstehungsprozess dieser Einheiten zunächst nachzuweisen und seine Ergebnisse anschließend so zu behandeln, als seien sie unabhängig von diesem Prozess bereits Strukturen der Realität selbst.**

Diese Grenze betrifft nicht nur die Wissenschaft. Sie gewinnt eine noch grundsätzlichere Bedeutung, sobald philosophische Theorien Aussagen darüber machen, was Realität oder Sein selbst sind. Damit stellt sich die Frage nach dem erkenntnistheoretischen Status jeder Ontologie.

Die Theorie der Einheitsbildung beantwortet diese Frage:

**Ontologien sind keine unmittelbaren Beschreibungen der Realität.**
**Sie sind Denkmodelle.**

Diese Bestimmung bedeutet weder, dass Ontologien beliebig wären, noch dass sie ihren philosophischen Wert verlören. Ebenso wenig wird damit die Existenz einer Realität bestritten. Die Aussage betrifft ausschließlich den erkenntnistheoretischen Status ontologischer Bestimmungen. Eine Ontologie kann außerordentlich kohärent, erklärungskräftig und philosophisch fruchtbar sein. Ihre begrifflichen Einheitsbildungen können sich zudem innerhalb des Erfahrungsverstehens bewähren, korrigiert oder verworfen werden. Gerade dadurch bleibt das Denkverstehen an Erfahrungszusammenhänge rückgebunden. Aus dieser Bewährung kann jedoch nicht geschlossen werden, dass die ontologischen Begriffe die Struktur der Realität selbst wiedergeben. Eine solche Feststellung würde einen Standpunkt voraussetzen, der außerhalb des Verstehens nicht verfügbar ist.

Denn auch ontologische Begriffe entstehen innerhalb des Denkverstehens. Begriffe wie Sein, Substanz, Struktur, Prozess, System, Sinnfeld oder Tatsache sind analytische Einheitsbildungen. Sie ermöglichen es, Zusammenhänge zu unterscheiden, zu ordnen und begrifflich zu

bestimmen. Gerade darin liegt ihre philosophische Leistungsfähigkeit. Ihre Erklärungskraft ändert jedoch nichts daran, dass sie Ergebnisse begrifflicher Organisation bleiben.

Hier zeigt sich dieselbe Differenz, die bereits für wissenschaftliche Modelle entscheidend ist. **Aus der Tragfähigkeit einer Einheitsbildung folgt nicht ihr Seinsanspruch.** Ein ontologisches Denkmodell kann Zusammenhänge verständlich machen, Widersprüche auflösen, bislang getrennte Fragestellungen miteinander verbinden und neue Möglichkeiten des Denkens eröffnen. Es kann sich innerhalb seines begrifflichen Zusammenhangs in hohem Maße bewähren. Nichts davon ermöglicht jedoch den zusätzlichen Schritt, seine eigenen Einheiten als unmittelbare Bestimmungen der Realität selbst auszuweisen.

Die erkenntnistheoretische Grenze der Ontologie folgt damit nicht aus einer konkurrierenden Ontologie. Die Theorie der Einheitsbildung behauptet nicht, die Realität sei in Wahrheit anders beschaffen, als eine bestimmte Ontologie annimmt. Eine solche Behauptung würde denselben Seinsanspruch nur durch einen anderen ersetzen. Die Grenze ergibt sich vielmehr aus der genetischen Rekonstruktion des Verstehens selbst. Wenn jedes Denken innerhalb individueller Einheitsbildung entsteht, können auch Aussagen über Sein oder Realität nur innerhalb dieses Denkverstehens formuliert werden. Keine Ontologie kann sich außerhalb der Bedingungen ihrer eigenen Entstehung stellen, um ihre Begriffe mit der Realität selbst zu vergleichen.

Gerade deshalb richtet sich die Kritik der Theorie der Einheitsbildung nicht gegen bestimmte ontologische Begriffe. Begriffe wie Sein, System, Prozess oder Struktur können außerordentlich leistungsfähige analytische Einheiten sein. Problematisch wird erst der Übergang von ihrer begrifflichen Leistungsfähigkeit zu einem ontologischen Absolutheitsanspruch.

**Der erkenntnistheoretische Fehler liegt nicht in der Bildung ontologischer Begriffe, sondern darin, den Status ihrer eigenen Einheitsbildung zu vergessen.**

Damit lässt sich auch der Streit zwischen konkurrierenden Ontologien anders betrachten. Wenn unterschiedliche Theorien die Realität etwa als Substanz, Prozess, System, Struktur oder Zusammenhang von Tatsachen bestimmen, muss ihre Differenz nicht unmittelbar als Streit darüber verstanden werden, welche von ihnen die Realität an sich richtig beschreibt. Zunächst handelt es sich um unterschiedliche Formen begrifflicher Organisation, die unterschiedliche Einheiten bilden, unterschiedliche Relationen hervorheben und dadurch unterschiedliche Zusammenhänge sichtbar machen.

Das bedeutet keineswegs, dass alle Ontologien gleichwertig wären. Auch Denkmodelle können hinsichtlich ihrer Kohärenz, Reichweite, Anschlussfähigkeit und Erklärungskraft miteinander verglichen werden. Sie können unterschiedliche Wirklichkeitszusammenhänge besser oder schlechter verständlich machen, Widersprüche erzeugen oder vermeiden und sich gegenüber neuen Fragestellungen als offen oder unzureichend erweisen. Ihre Beurteilung bleibt deshalb möglich. Was nicht möglich ist, ist die abschließende Bestätigung einer Ontologie durch den Vergleich mit einer unabhängig vom Verstehen zugänglichen Realität.

Damit verändert sich die philosophische Fragestellung. Die Frage **„Welche Ontologie beschreibt die Realität richtig?“** wird nicht einfach bedeutungslos. Sie muss jedoch um eine erkenntnistheoretisch vorgängige Frage ergänzt werden: **Unter welchen Bedingungen entstehen überhaupt jene Einheiten, mit denen eine Ontologie Aussagen über die Realität formuliert?**

Genau an dieser Stelle setzt die Theorie der Einheitsbildung an. Sie entwickelt keine konkurrierende Ontologie, die an die Stelle bisheriger Ontologien treten soll. Sie rekonstruiert vielmehr die Bedingungen, unter denen ontologische Aussagen überhaupt möglich werden. Ihr Gegenstand ist deshalb nicht zunächst das Sein, sondern die Entstehung jener Einheiten, durch die Sein begrifflich bestimmbar wird.

Damit verschiebt sich auch die Funktion ontologischer Denkmodelle. Ihre philosophische Bedeutung besteht nicht darin, einen privilegierten Zugang zur Realität zu eröffnen. Sie liegt in ihrer **Organisationsleistung**. Ontologische Modelle ordnen Wirklichkeitszusammenhänge, erschließen Beziehungen, ermöglichen neue Unterscheidungen und erweitern den Horizont begrifflichen Verstehens. Gerade weil sie bestimmte Einheiten bilden und andere Möglichkeiten zurückstellen, können sie unterschiedliche Aspekte der Wirklichkeit sichtbar machen.

In diesem Sinne verliert die Ontologie für die Philosophie nicht ihre Bedeutung, wohl aber ihren traditionellen erkenntnistheoretischen Anspruch. Die Theorie der Einheitsbildung hebt ontologisches Denken nicht auf, sondern rekonstruiert seinen Status. Ontologische Modelle können notwendig und außerordentlich leistungsfähig sein, ohne deshalb als Beschreibungen der Realität an sich verstanden werden zu müssen. Ihre Leistung besteht vielmehr darin, jene begrifflichen Organisationsformen auszubilden, innerhalb deren etwas als seiend bestimmt und in seinen Beziehungen zu anderem verstanden werden kann.

Ihre Begrenzung ihres Seinsanspruchs bedeutet daher keine Begrenzung ihres philosophischen Erkenntniswertes.

Von hier aus lässt sich auch philosophische Wahrheit genauer bestimmen. Sie kann nicht darin bestehen, von einer Außenperspektive aus, die endgültige Übereinstimmung eines Denkmodells mit der Realität selbst festzustellen. Ihre Tragfähigkeit zeigt sich vielmehr darin, wie kohärent eine begriffliche Organisation entwickelt ist, welche Wirklichkeitszusammenhänge sie verständlich machen kann, welche neuen Beziehungen sie erschließt, wie sie sich gegenüber Einwänden bewährt und in welchem Maße sie ihre eigenen Voraussetzungen und Grenzen mitreflektiert. Philosophische Wahrheit verliert dadurch nicht ihren Anspruch auf Begründung; sie verliert lediglich den Anspruch auf eine Begründung von einem Standpunkt außerhalb des Verstehens.

Gerade hierin unterscheidet sich die Theorie der Einheitsbildung vom Erkenntnisanspruch traditioneller Ontologien. Sie behauptet nicht mehr, eine letztgültige Struktur der Realität gefunden zu haben. Sie entwickelt vielmehr eine Erkenntnistheorie ontologischer Begriffsbildung**.** Sie fragt nicht zuerst danach, was Sein ist, sondern danach, unter welchen Bedingungen ein Individuum überhaupt Einheiten wie Sein, Realität, Substanz, Prozess oder System bilden und mit ihnen philosophisch operieren kann, um erst auf dieser Grundlage ihren ontologischen Stellenwert zu bestimmen. Nachdem rekonstruiert wurde, wie eine ontologische Einheit wie „Sein“, „Substanz“ oder „System“ gebildet wird, kann bestimmt werden, welchen Stellenwert diese Einheit innerhalb unseres Wirklichkeitsverstehens besitzt. Daraus folgt jedoch nicht, dass diese Einheit eine entsprechende Struktur der Realität an sich abbildet.

Allerdings unterliegt auch die Theorie der Einheitsbildung selbst dieser Grenze. Ihre Begriffe – Einheitsbildung, Erfahrungsverstehen, Denkverstehen, Wirklichkeit und Realität – stehen nicht außerhalb des Zusammenhangs, den sie rekonstruieren. Auch sie sind analytische Einheitsbildungen des Denkverstehens. Die Theorie kann deshalb für sich selbst keinen Seinsanspruch beanspruchen, den sie anderen philosophischen Modellen abspricht. Ihre eigene Tragfähigkeit muss sich daran zeigen, ob ihre Rekonstruktion Zusammenhänge verständlich macht,

ihre Voraussetzungen offenlegt, Widersprüche vermeidet und sich an ihren Konsequenzen bewährt.

Diese Selbstanwendung ist entscheidend. Ohne sie würde die Theorie der Einheitsbildung lediglich eine ontologische Position durch eine andere ersetzen. Erst indem sie auch ihre eigenen Begriffe als Ergebnisse von Einheitsbildung versteht, bleibt sie innerhalb der erkenntnistheoretischen Grenze, die sie rekonstruiert.

**Ihre Stärke kann deshalb nicht darin bestehen, außerhalb aller Denkmodelle zu stehen, sondern darin, den Status von Denkmodellen einschließlich ihres eigenen reflexiv sichtbar zu machen.**

Damit führt die Kritik des ontologischen Seinsanspruchs nicht in einen erkenntnistheoretischen Relativismus. Dass kein Denkmodell seine Übereinstimmung mit der Realität an sich feststellen kann, bedeutet nicht, dass jede Einheitsbildung gleichermaßen tragfähig wäre. Wirklichkeiten können sich bewähren oder scheitern, Begriffe können mehr oder weniger eindeutig sein, Modelle können unterschiedliche Erklärungskraft besitzen und wissenschaftliche Bestimmungen können organisationsübergreifend stabilisiert werden.

**Die erkenntnistheoretische Grenze hebt Bewährung nicht auf; sie verhindert lediglich, Bewährung mit einem unmittelbaren Nachweis der Struktur der Realität zu verwechseln.**

Damit ist jedoch die entscheidende positive Frage noch nicht beantwortet. Wenn weder wissenschaftliche Modelle noch ontologische Begriffe von einer Außenperspektive aus mit der Realität selbst verglichen werden können, worauf gründet dann Erkenntnis? Wie können individuelle Wirklichkeiten entstehen, sich verändern, organisationsübergreifend stabilisiert werden und sich an einer Realität bewähren, die niemals unmittelbar verfügbar wird?

Die Antwort kann nun nicht mehr in einem Standpunkt außerhalb des Verstehens gesucht werden. Sie muss dort ansetzen, wo Erfahrung, Denken, wissenschaftliche Objektivierung und ontologische Begriffsbildung tatsächlich vollzogen werden: **beim Individuum selbst.**

Damit führt die erkenntnistheoretische Begrenzung der Ontologie unmittelbar zu den Konsequenzen für die Erkenntnistheorie. Das Individuum erscheint nun nicht mehr lediglich als Träger einzelner Erfahrungen oder Gedanken. Es ist der Organisationszusammenhang, innerhalb dessen Wirkungen zu Erfahrungen, Erfahrungen zu Wirklichkeiten und ausgewählte Wirklichkeitszusammenhänge zu begrifflichen, wissenschaftlichen und philosophischen Einheiten werden können.

**Das Individuum ist damit das Medium der Weltkonstruktion.**

# Konsequenzen für die Erkenntnistheorie

Das Individuum als Medium der Weltkonstruktion

Die vorangegangene Untersuchung verfolgte ein grundlegendes Ziel: die Bedingungen zu rekonstruieren, unter denen für ein Individuum überhaupt Welt entstehen kann. Ausgangspunkt war die Einsicht, dass Welt nicht als selbstverständlich gegebene Voraussetzung philosophischer Reflexion übernommen werden darf. Denn jede Rede von Welt setzt bereits Einheiten, Zusammenhänge und Bedeutungen voraus, deren Entstehung selbst erklärungsbedürftig ist.

Die Theorie der Einheitsbildung verschiebt deshalb den erkenntnistheoretischen Ausgangspunkt. Sie fragt nicht zuerst, wie ein Individuum eine bereits bestimmte Welt erkennt. Sie fragt vielmehr, unter welchen Bedingungen für ein Individuum überhaupt etwas als Einheit hervortreten, Bedeutung gewinnen, erfahren und schließlich begrifflich bestimmt werden kann. Damit richtet sich die Untersuchung auf einen Organisationsprozess, der jeder ausdrücklichen Erkenntnis von Gegenständen bereits vorausliegt.

Die genetische Rekonstruktion dieses Prozesses führte von der Differenz als minimaler Organisationsbedingung über affektive Hervorhebung, emotionale Verallgemeinerung, Relevanzbildung, Integration, Verdichtung und Stabilisierung bis zur Entstehung von Erfahrung, Wirklichkeit und begrifflichem Denken. Dabei zeigte sich, dass keine dieser Organisationsleistungen isoliert verstanden werden kann. Jede setzt bereits entstandene Organisationsleistungen voraus und verändert zugleich die Bedingungen weiterer Einheitsbildung.

**Menschliches Verstehen erscheint dadurch nicht als Aneinanderreihung einzelner Erkenntnisakte, sondern als fortlaufender Organisationsprozess.**

Aus dieser Rekonstruktion ergab sich zunächst eine grundlegende Neubestimmung des Erfahrungsbegriffs. Erfahrung steht nicht am Anfang des Verstehens. Sie entsteht selbst innerhalb des Prozesses der Einheitsbildung. Sie ist weder eine bloße Sammlung einzelner Erlebnisse noch ein Speicher vergangener Inhalte. Erfahrung bezeichnet vielmehr einen dynamischen Organisationszusammenhang, in dem bereits entstandene Einheitsbildungen erhalten, verändert, miteinander verbunden und für weitere Einheitsbildungen wirksam werden.

Damit verändert sich zugleich die Stellung des begrifflichen Denkens. Begriffe bilden nicht den ursprünglichen Zugang zur Welt. Denkverstehen greift auf bereits organisierte Erfahrungszusammenhänge zurück und transformiert deren organisationale Bedeutung in eine eigenständige begrifflich-analytische Organisationsform. Dadurch entstehen Möglichkeiten des Vergleichens, Unterscheidens, Verallgemeinerns, Begründens und systematischen Ordnens, die dem Erfahrungsverstehen in dieser Form nicht zur Verfügung stehen. Das Denkverstehen ist daher weder bloße Wiederholung noch sprachliche Abbildung des Erfahrungsverstehens. Es besitzt eine eigene Organisationsleistung, bleibt genetisch jedoch auf bereits entstandene Erfahrungszusammenhänge angewiesen.

Gerade im Verhältnis von Erfahrungsverstehen und Denkverstehen zeigt sich deshalb die Dynamik menschlichen Verstehens. Erfahrung ermöglicht Denken; Denken wirkt auf weitere Erfahrung zurück. Begriffe verändern die Art, in der neue Erfahrungen organisiert werden können, während jede begriffliche Bestimmung auf Erfahrungszusammenhänge angewiesen bleibt, aus denen sie hervorgegangen ist und an denen sie sich bewähren muss. Beide Organisationsformen stehen damit nicht nebeneinander. Sie bilden unterschiedliche, sich wechselseitig verändernde Organisationsformen innerhalb desselben individuellen Verstehensprozesses.

Von besonderer erkenntnistheoretischer Bedeutung ist dabei, dass bereits die Unterscheidung zwischen Erfahrungsverstehen und Denkverstehen selbst eine Leistung des Denkverstehens darstellt. Im unmittelbaren Vollzug des Verstehens treten beide nicht als voneinander getrennte Bereiche auf. Erst die genetisch-rekonstruktive Analyse unterscheidet sie begrifflich, um ihre unterschiedlichen Funktionen innerhalb eines einheitlichen Organisationsprozesses sichtbar zu machen.

Hier zeigt sich die reflexive Struktur der Theorie der Einheitsbildung. Sie muss ihre eigenen Begriffe und Unterscheidungen denselben Bedingungen unterstellen, die sie für begriffliches

Denken überhaupt rekonstruiert. Auch „Einheit“, „Differenz“, „Erfahrungsverstehen“, „Denkverstehen“ oder „Organisation“ sind keine voraussetzungslos gegebenen Bestimmungen der Realität. Sie sind analytische Einheiten des Denkverstehens, mit deren Hilfe ein genetischer Zusammenhang rekonstruiert wird. Die Theorie kann deshalb ihre eigenen analytischen Unterscheidungen nicht mit Strukturen der Realität selbst gleichsetzen.

Aus dieser Einsicht ergibt sich eine der weitreichendsten erkenntnistheoretischen Konsequenzen der Untersuchung. Wenn jedes Verstehen innerhalb individueller Organisationsprozesse entsteht, kann auch eine Erkenntnistheorie keinen Standpunkt außerhalb dieser Prozesse einnehmen. Das Denken bleibt Teil des Verstehensprozesses, dessen Bedingungen es denkend zu rekonstruieren versucht. Eine voraussetzungslose Außenperspektive ist deshalb nicht erreichbar.

Das Individuum bildet in diesem Sinne nicht nur das Medium der Weltkonstruktion. Es bezeichnet zugleich die erkenntnistheoretische Grenze jeder möglichen Weltkonstruktion. Diese Grenze bedeutet nicht, dass das Individuum in einer abgeschlossenen Innenwelt verbleibt. Es steht fortwährend in Zusammenhängen, die es nicht selbst hervorbringt und deren Wirkungen seine Einheitsbildungen ermöglichen, begrenzen, bestätigen oder verändern können.

**Aber alles, was innerhalb dieses Zusammenhangs erfahren, verstanden, gedacht oder wissenschaftlich bestimmt werden kann, muss innerhalb individueller Organisationsprozesse zur bestimmbaren Einheit werden.**

An diesem Punkt lässt sich der Stellenwert der Theorie der Einheitsbildung besonders deutlich im Verhältnis zur Erkenntnistheorie Immanuel Kants bestimmen. Die Nähe zu Kant ist unverkennbar und philosophisch bedeutsam. Kant hat wie kaum ein anderer gezeigt, dass Erkenntnis nicht als bloße Aufnahme einer unabhängig vom Erkennenden bereits vollständig bestimmten Welt verstanden werden kann. Seine entscheidende Leistung besteht darin, nach den Bedingungen zu fragen, unter denen Gegenstände überhaupt Gegenstände möglicher Erfahrung und objektiver Erkenntnis werden können. Damit hat er die Bedingungen des Erkennens selbst zum Gegenstand philosophischer Untersuchung gemacht.

Die Theorie der Einheitsbildung steht in dieser erkenntniskritischen Tradition. Auch sie bestreitet, dass menschliches Denken seine eigenen Bedingungen verlassen und die Realität von einem voraussetzungslosen Standpunkt aus bestimmen könne. In diesem grundlegenden Punkt bleibt Kants Erkenntniskritik von außerordentlicher Bedeutung. Seine Philosophie markiert eine entscheidende Abkehr von der Vorstellung, Erkenntnis könne ihre eigenen Bedingungen unberücksichtigt lassen und unmittelbar feststellen, wie die Realität unabhängig von jeder Erkenntnis beschaffen ist.

Die Gemeinsamkeit darf jedoch nicht darüber hinwegtäuschen, dass die Theorie der Einheitsbildung zu anderen erkenntnistheoretischen Konsequenzen gelangt. Sie ergänzt die kantische Erkenntnistheorie nicht lediglich um einige genetische Vorstufen.

**Ihr veränderter Ausgangspunkt verändert vielmehr die Architektur der Erkenntnistheorie selbst.**

Dies zeigt sich zunächst am Erfahrungsbegriff. Kant fragt nach den Bedingungen der Möglichkeit von Erfahrung und objektiver Erkenntnis. Die Theorie der Einheitsbildung fragt dagegen, wie Erfahrung überhaupt entstehen kann. Erfahrung bildet für sie deshalb nicht den Ausgangspunkt der erkenntnistheoretischen Rekonstruktion, sondern selbst ein erklärungsbedürftiges

Ergebnis vorausgehender Organisationsprozesse. Affektive Hervorhebung, emotionale Verallgemeinerung, Relevanzbildung, Integration und Stabilisierung sind keine Ergänzungen einer bereits bestehenden Erfahrung. Sie gehören zu den Bedingungen, unter denen sich überhaupt ein organisierter Erfahrungszusammenhang bilden kann.

Daraus ergibt sich eine grundlegende Umkehrung: **Nicht Erfahrung erklärt die Möglichkeit der Einheitsbildung, sondern Einheitsbildung erklärt die Möglichkeit von Erfahrung.**

Noch deutlicher wird die Differenz am Begriff der Einheit. Kant erkennt die konstitutive Bedeutung der Synthesis und der Einheit für mögliche Erfahrung. Die Theorie der Einheitsbildung setzt jedoch auch diese Einheit nicht als bereits verfügbare Organisationsbedingung voraus. Sie macht ihre Entstehung selbst zum Gegenstand genetischer Rekonstruktion. Ihre Frage lautet deshalb nicht nur, wie ein Mannigfaltiges zur Einheit möglicher Erfahrung verbunden werden kann, sondern wie überhaupt jene Organisationsprozesse entstehen, innerhalb deren etwas als zusammengehörige Einheit hervortreten kann. Was bei Kant als Bedingung möglicher Erfahrung untersucht wird, wird damit teilweise selbst zum Gegenstand genetischer Rekonstruktion.

Hier liegt ein grundlegender Unterschied beider Erkenntnisarchitekturen. Würde die Theorie der Einheitsbildung lediglich Affekt, Emotion und Relevanz als zusätzliche Stufen vor Anschauung, Verstand und begriffliche Bestimmung setzen, bliebe die kantische Grundstruktur weitgehend erhalten. Der Anspruch der Theorie reicht jedoch weiter. Sie fragt danach, wie die Einheiten selbst entstehen, mit denen jede weitere Erkenntnis operieren muss. Einheitsbildung wird damit nicht als bereits verfügbare Leistung vorausgesetzt, sondern als genetisch zu rekonstruierender Prozess zum Ausgangspunkt der Erkenntnistheorie.

Damit verändert sich zugleich der Begriff der Erfahrung. Kant untersucht vor allem die transzendentalen Bedingungen, unter denen Erfahrung als geordnete und objektiv bestimmbare Erfahrung möglich ist. Diese Bedingungen besitzen innerhalb seiner Erkenntnisarchitektur einen strukturell stabilen Status; ihre eigene Genese im individuellen Verstehensprozess ist nicht Gegenstand seiner Fragestellung. Die Theorie der Einheitsbildung versteht Erfahrung demgegenüber als einen dynamischen Organisationszusammenhang. Bereits entstandene Einheitsbildungen werden erhalten, verändert und miteinander verbunden und wirken dadurch auf weitere Einheitsbildungen zurück. Erfahrung entsteht somit nicht lediglich unter bestimmten Bedingungen, sondern verändert im Verlauf ihrer eigenen Organisation fortwährend die Voraussetzungen weiterer Erfahrungsbildung. In diesem präzisen Sinne lässt sich der kantische Erfahrungsbegriff als vornehmlich konstitutionstheoretisch, der Erfahrungsbegriff der Einheitsbildungstheorie dagegen als genetisch-dynamisch charakterisieren.

Gerade hier erhält die emotionale Organisation ihren systematischen Stellenwert. Sie wird nicht als psychologische Ergänzung des Verstandes eingeführt. Affektive Hervorhebung und emotionale Verallgemeinerung bezeichnen vielmehr Organisationsleistungen, durch die Differenzen überhaupt wirksam werden, Gewicht erhalten und in Relevanzzusammenhänge eingehen können. Erst innerhalb solcher Zusammenhänge können sich jene stabilisierten Einheiten herausbilden, die erfahren und später begrifflich bestimmt werden.

Dass diese emotionale Organisation bei Kant nicht dieselbe erkenntnistheoretische Grundfunktion erhalten kann, sollte deshalb nicht lediglich als Versäumnis seiner Philosophie verstanden werden. Es ergibt sich vielmehr aus der Architektur seiner Fragestellung. Wo die Bedingungen möglicher objektiver Erfahrung untersucht werden, muss insbesondere erklärt werden, wodurch Gegenstände allgemein und notwendig bestimmbar werden können. Affektive und emotionale Organisationsprozesse erscheinen von diesem Ausgangspunkt aus nicht als konstitutive

Grundlage objektiver Geltung. Die Theorie der Einheitsbildung stellt dagegen eine genetisch frühere Frage: Wie entsteht überhaupt ein organisierter Erfahrungszusammenhang, innerhalb dessen die spätere Frage nach objektiver Bestimmbarkeit gestellt werden kann?

Damit verschiebt sich auch die Stellung des Verstandes und des begrifflichen Denkens. Die Theorie der Einheitsbildung bestreitet nicht deren eigenständige und für objektive Bestimmung unverzichtbare Leistung. Sie bestreitet jedoch, dass sich von dieser Organisationsebene aus, die Genese des Verstehens vollständig erklären lässt. Bevor ein Individuum eine Einheit begrifflich bestimmen kann, müssen bereits Organisationszusammenhänge entstanden sein, innerhalb deren etwas relevant, wiedererkennbar und als zusammengehörig erfahren werden kann. Das Denkverstehen setzt deshalb Erfahrungsverstehen voraus, ohne sich auf dieses reduzieren zu lassen.

An diesem Punkt wird verständlich, weshalb die Unterscheidung zwischen Erfahrungsverstehen und Denkverstehen für die Architektur der Theorie der Einheitsbildung so wichtig ist. Sie erlaubt es, die eigenständige Leistung begrifflichen Denkens anzuerkennen, ohne dieses zum Ursprung allen Verstehens zu machen. Das Denkverstehen schafft neue analytische Einheiten, entwickelt Begriffe und Modelle und eröffnet damit Organisationsmöglichkeiten, die im Erfahrungsverstehen nicht vorhanden sind. Seine Einheiten entstehen jedoch innerhalb eines bereits bestehenden individuellen Organisationszusammenhangs. Der Begriff steht nicht am Anfang der Einheitsbildung. Er ist Ergebnis und zugleich Fortsetzung eines bereits begonnenen Organisationsprozesses auf einer eigenständigen Organisationsebene.

Besonders deutlich zeigt sich die Grenze der Gemeinsamkeit mit Kant schließlich im Verhältnis von Wirklichkeit und Realität. Die Unterscheidung der Theorie der Einheitsbildung darf nicht mit Kants Unterscheidung von Erscheinung und Ding an sich gleichgesetzt werden.

Wirklichkeit bezeichnet innerhalb der Theorie der Einheitsbildung nicht eine bloße Erscheinungswelt, hinter der eine an sich bestehende Welt verborgen läge. Wirklichkeit entsteht als organisierter Zusammenhang stabilisierter Einheitsbildungen.

**Wirklichkeit bezeichnet die Form, in der Welt für ein Individuum bestimmbar wird.**

Ihre Konstruktion bedeutet keine Beliebigkeit, weil Einheitsbildungen sich innerhalb eines Zusammenhangs bewähren müssen, den das Individuum nicht frei hervorbringt.

Realität bezeichnet demgegenüber kein verborgenes Gegenstandsreich hinter der Wirklichkeit. Sie ist der Grenzbegriff für dasjenige, was nicht vollständig in Einheitsbildung und Bestimmbarkeit aufgehen kann und dennoch als Horizont ihrer Bewährung wirksam bleibt. Über Realität kann daher nicht in derselben Weise gesprochen werden wie über bestimmte Gegenstände innerhalb einer Wirklichkeit. Sobald etwas bestimmt, unterschieden und begrifflich bezeichnet wird, ist es bereits Bestandteil einer Wirklichkeitsbildung.

Damit unterscheidet sich die Theorie der Einheitsbildung in einem wesentlichen Punkt von Kant. Sie ersetzt das Verhältnis von Erscheinung und Ding an sich nicht lediglich durch andere Begriffe. Mit der Differenz von Wirklichkeit und Realität versucht sie vielmehr, den erkenntnistheoretischen Grenzgedanken neu zu bestimmen. Realität ist kein unerkennbarer Gegenstand hinter den Erscheinungen, sondern bezeichnet die Grenze jeder möglichen Bestimmbarkeit und zugleich den Horizont, innerhalb dessen sich Wirklichkeitsbildungen bewähren und verändern können.

Daraus folgt zugleich, dass die Theorie der Einheitsbildung weder als bloße Fortsetzung noch als Widerlegung Kants verstanden werden kann. Sie übernimmt eine seiner folgenreichsten Einsichten:

**Erkenntnis kann ihre eigenen Bedingungen nicht überspringen.**

Sie zieht daraus jedoch Konsequenzen, die über die kantische Erkenntnisarchitektur hinausführen. Erfahrung wird selbst genetisch erklärungsbedürftig, Einheit wird zum Ergebnis eines Organisationsprozesses, emotionale Organisation erhält eine grundlegende Funktion, begriffliches Denken wird genetisch in einen umfassenderen Verstehensprozess eingeordnet, und das Verhältnis von bestimmbarer Wirklichkeit und nicht vollständig bestimmbarer Realität wird anders gefasst.

Gerade deshalb bleibt Kant für die Theorie der Einheitsbildung ein entscheidender Bezugspunkt. Seine Bedeutung liegt nicht darin, dass seine Erkenntnistheorie lediglich bestätigt oder um zusätzliche Stufen ergänzt würde. Sie liegt vielmehr darin, dass an ihr besonders deutlich sichtbar wird, wo die Theorie der Einheitsbildung an eine grundlegende erkenntniskritische Einsicht anschließt und wo sie aufgrund ihres genetischen Ausgangspunktes zu anderen Ergebnissen gelangt.

Der Unterschied lässt sich deshalb in zwei aufeinander bezogenen Fragen zusammenfassen. Kant fragt nach den Bedingungen, unter denen objektiv gültige Erfahrung möglich ist. Die Theorie der Einheitsbildung setzt noch früher an. Sie fragt zunächst nach den Bedingungen, unter denen überhaupt etwas als Einheit entstehen und erfahren werden kann, und rekonstruiert von dort aus, wie Einheiten stabilisiert, wiedererkannt und schließlich organisationsübergreifend bestimmbar werden können. Damit wird auch Objektivität selbst zum Gegenstand genetischer Rekonstruktion. Sie bezeichnet nicht mehr lediglich die Geltung von Erkenntnis unter vorausgesetzten Bedingungen möglicher Erfahrung, sondern eine Bestimmbarkeit, die sich aus der Stabilisierung von Einheitsbildungen entwickelt und über unterschiedliche Organisationszusammenhänge hinweg bewährt. Die zweite Fragestellung hebt die kantische daher nicht auf. Sie ordnet sie genetisch ein, verändert durch diese Einordnung jedoch zugleich den erkenntnistheoretischen Status dessen, was als objektiv gelten kann. Diese Verschiebung bleibt nicht auf den Begriff der Objektivität beschränkt. Sie verändert auch die Begriffe, mit denen anschließend über Erfahrung, Erkenntnis, Wirklichkeit und Realität gesprochen werden kann.

Aus dieser veränderten Erkenntnisarchitektur ergibt sich zugleich ein anderer Blick auf Wissenschaft. Wenn begriffliches Denken innerhalb bereits organisierter Erfahrungszusammenhänge entsteht, kann auch wissenschaftliches Denken keinen grundsätzlich anderen Ursprung besitzen. Wissenschaft beginnt nicht außerhalb des individuellen Verstehens. Sie entwickelt vielmehr besondere Verfahren, durch die begriffliche Einheiten definiert, stabilisiert, miteinander verbunden und organisationsübergreifend überprüfbar gemacht werden.

Ihre außerordentliche Erkenntnisleistung wird dadurch nicht relativiert. Im Gegenteil: Erst die Unterscheidung zwischen genetischem Ursprung und methodischer Leistung macht verständlich, weshalb wissenschaftliche Erkenntnisse eine Verlässlichkeit erreichen können, die individuelles Erfahrungsverstehen überschreitet. Wissenschaft stabilisiert analytische Einheiten durch Definitionen, Messverfahren, logische Beziehungen, kontrollierte Beobachtungen, reproduzierbare Verfahren und öffentliche Überprüfbarkeit. Individuell gebildete Denkzusammenhänge werden dadurch in Formen überführt, die von anderen Individuen nachvollzogen, geprüft und weiterentwickelt werden können.

Wissenschaftliche Objektivität besteht deshalb nicht in der Überwindung individueller Einheitsbildung. Sie entsteht vielmehr durch Verfahren, welche unterschiedliche individuelle Einheitsbildungen auf methodisch stabilisierte Bestimmungen beziehen. Ihre Stärke liegt in dieser organisationsübergreifenden Stabilisierung.

Daraus folgt jedoch kein privilegierter Zugang zur Realität unabhängig von den Bedingungen des Verstehens. Wissenschaftliche Begriffe, Modelle und Theorien bleiben analytische Organisationsformen des Denkverstehens. Ihre Erklärungskraft, ihre prognostische Leistungsfähigkeit und ihre praktische Bewährung können außerordentlich groß sein. Sie verwandeln die verwendeten analytischen Einheiten jedoch nicht in unmittelbar erkannte Strukturen der Realität an sich.

Gerade hierin zeigt sich erneut die Tragweite der kantischen Erkenntniskritik, aber auch ihre Weiterführung durch die Theorie der Einheitsbildung. Auch Wissenschaft kann die Bedingungen ihrer eigenen Erkenntnis nicht verlassen. Die Theorie der Einheitsbildung führt diesen Gedanken weiter, indem sie nicht nur die Bedingungen objektiver Erkenntnis, sondern auch die genetische Entstehung jener Einheiten untersucht, mit denen wissenschaftliche Erkenntnis operiert.

Dasselbe gilt in besonderer Weise für die Philosophie und ihre ontologischen Begriffe. Begriffe wie Sein, Substanz, Realität, Prozess, Identität oder System besitzen eine außerordentliche philosophische Organisationsleistung. Mit ihnen können Zusammenhänge erschlossen, Unterschiede sichtbar gemacht und umfassende Denkmodelle entwickelt werden.

Die Theorie der Einheitsbildung muss ontologisches Denken deshalb nicht aufheben. Sie verändert jedoch seinen erkenntnistheoretischen Status.

Gerade hierin unterscheidet sich die Theorie der Einheitsbildung vom Erkenntnisanspruch traditioneller Ontologien. Sie behauptet nicht, eine letztgültige Struktur der Realität gefunden zu haben. Sie entwickelt vielmehr eine Erkenntnistheorie ontologischer Begriffsbildung. Sie fragt nicht zuerst danach, was Sein ist, sondern danach, unter welchen Bedingungen ein Individuum überhaupt Einheiten wie Sein, Realität, Substanz, Prozess oder System bilden und mit ihnen philosophisch operieren kann, um erst auf dieser Grundlage ihren ontologischen Stellenwert zu bestimmen.

Ontologische Denkmodelle verlieren dadurch keineswegs ihre philosophische Bedeutung. Ihre Bedeutung wird vielmehr genauer bestimmbar. Sie können Wirklichkeitszusammenhänge ordnen, Beziehungen erschließen, neue Unterscheidungen ermöglichen und den Horizont begrifflichen Verstehens erweitern. Gerade weil unterschiedliche Ontologien unterschiedliche Einheiten bilden, Beziehungen hervorheben und andere Möglichkeiten zurückstellen, können sie verschiedene Aspekte der Wirklichkeit sichtbar und denkbar machen.

Was sie jedoch nicht können, ist ihre eigenen Bedingungen der Begriffsbildung zu verlassen, um von einem Standpunkt außerhalb des Denkverstehens festzustellen, ob ihre Einheiten die Struktur der Realität an sich wiedergeben. Eine Ontologie kann kohärent, erklärungskräftig und philosophisch außerordentlich fruchtbar sein. Aus dieser Leistung folgt jedoch nicht ihre ontologische Letztgültigkeit.

Ontologie wird damit nicht bedeutungslos. Ihre Frage verändert ihren erkenntnistheoretischen Status. Sie kann weiterhin danach fragen, was es bedeutet, etwas als seiend, als Substanz, als Prozess oder als System zu bestimmen. Sie muss jedoch zugleich reflektieren, unter welchen

Bedingungen diese Bestimmungen entstehen und welche Reichweite ihnen deshalb zukommen kann.

Damit erhält auch der Titel dieser Arbeit seine vollständige Bedeutung.

**Das Individuum als Medium der Weltkonstruktion** bedeutet weder, dass das Individuum die Realität hervorbringt, noch dass Welt lediglich eine beliebige individuelle Konstruktion wäre. Realität bleibt der nicht vollständig bestimmbare Horizont, innerhalb dessen sich Einheitsbildungen bewähren, verändern oder scheitern können. Welt dagegen entsteht als organisierter Zusammenhang bestimmbarer Wirklichkeiten innerhalb individueller Verstehensprozesse.

Das Individuum ist Medium der Weltkonstruktion, weil sich ausschließlich innerhalb individueller Organisationsprozesse jene Einheitsbildungen vollziehen, aus denen Erfahrungen, Bedeutungen, Begriffe und Wirklichkeitszusammenhänge hervorgehen. Auch Kommunikation, Wissenschaft und Philosophie können diese individuelle Grundlage nicht aufheben. Sie erweitern und stabilisieren sie durch organisationsübergreifende Formen des Denkens und der Verständigung.

Das Individuum ist deshalb nicht bloß Beobachter einer fertigen Welt. Ebenso wenig ist es deren souveräner Erzeuger. Es ist der unverzichtbare Organisationszusammenhang, innerhalb dessen Wirkungen zu Differenzen, Differenzen zu Relevanzen, Relevanzen zu Erfahrungen und Erfahrungen schließlich zu begrifflich bestimmbaren Wirklichkeiten werden können.

Von hier aus lässt sich auch das Verhältnis der Theorie der Einheitsbildung zu anderen philosophischen Theorien genauer bestimmen. Sie versteht sich nicht als eine weitere Theorie, die bestehenden Weltdeutungen lediglich eine neue Weltdeutung hinzufügt. Ihr Anspruch liegt vielmehr darin, jene Organisationsbedingungen genetisch zu rekonstruieren, die jede philosophische Weltdeutung bereits voraussetzen muss, sobald sie Einheiten bildet, Begriffe verwendet, Beziehungen bestimmt und Aussagen über Wirklichkeit formuliert.

Das bedeutet nicht, dass andere philosophische Systeme dadurch überflüssig würden. Im Gegenteil. Gerade weil unterschiedliche philosophische Modelle unterschiedliche analytische Einheiten bilden, können sie unterschiedliche Zusammenhänge sichtbar machen. Die Theorie der Einheitsbildung entscheidet nicht allein aufgrund ihrer eigenen Begrifflichkeit, welches dieser Modelle die Realität „wirklich“ beschreibt. Sie fragt zunächst danach, wie ihre Einheiten entstehen, welche Organisationsleistungen sie ermöglichen und welche Grenzen mit ihnen verbunden sind.

Damit verändert sich schließlich auch das Verständnis philosophischer Erkenntnis. Philosophie muss nicht darauf verzichten, nach Sein, Wahrheit, Wirklichkeit, Erkenntnis oder Welt zu fragen. Sie kann diese Fragen jedoch nicht mehr unabhängig von den Bedingungen stellen, unter denen ihre eigenen Begriffe entstehen. Ihre besondere Leistung liegt deshalb nicht allein in der Entwicklung möglichst umfassender Denkmodelle, sondern zugleich in der Reflexion auf deren Voraussetzungen und Grenzen.

Gerade an diesem Punkt begegnen sich die Theorie der Einheitsbildung und die kritische Philosophie Kants erneut, ohne dass ihre Unterschiede eingeebnet werden dürfen. Beide begrenzen Erkenntnis nicht, um sie zu entwerten. Sie bestimmen ihre Bedingungen, um ihren möglichen Anspruch genauer fassen zu können. Die Theorie der Einheitsbildung verschiebt diese kritische Reflexion jedoch auf einen genetisch früheren Ausgangspunkt und gelangt gerade deshalb in entscheidenden Fragen zu anderen Ergebnissen. Erfahrung ist nicht Ausgangspunkt, sondern

Ergebnis von Einheitsbildung. Einheit ist nicht nur Bedingung der Synthesis, sondern selbst genetisch erklärungsbedürftig. Emotionale Organisation gehört zu den Grundlagen des Verstehens. Wirklichkeit bezeichnet den organisierten Zusammenhang stabilisierter Einheitsbildungen, während Realität als Grenzbegriff den nicht vollständig bestimmbaren Horizont ihrer Bewährung bezeichnet.

Die Theorie der Einheitsbildung beansprucht daher keine letzte Wahrheit über die Realität. Ein solcher Anspruch würde den erkenntnistheoretischen Bedingungen widersprechen, die sie selbst rekonstruiert. Ihr Anspruch ist ein anderer: Sie versucht zu zeigen, unter welchen Bedingungen für ein Individuum Einheiten entstehen, Erfahrungen organisiert, Bedeutungen gebildet, Begriffe entwickelt und schließlich wissenschaftliche und philosophische Denkmodelle hervorgebracht werden können.

Damit führt die Untersuchung zu jener Frage zurück, von der sie ausgegangen ist: Wie kann für ein Individuum überhaupt Welt entstehen?

Die Antwort lautet nicht, dass Welt im Individuum bereits vorhanden wäre oder von ihm frei hervorgebracht würde. Welt entsteht in einem fortlaufenden Prozess der Einheitsbildung, in dem Differenzen organisationswirksam werden, Bedeutung gewinnen, zu Erfahrungen verdichtet und schließlich auch begrifflich expliziert werden können. Dieser Prozess besitzt keinen Standpunkt außerhalb seiner selbst, von dem aus seine Übereinstimmung mit einer unabhängig von ihm vollständig bestimmbaren Realität abschließend festgestellt werden könnte. Er besitzt jedoch die Möglichkeit fortlaufender Bewährung, Korrektur, Erweiterung und organisationsübergreifender Stabilisierung.

Darin liegen zugleich die Grenze und die Leistungsfähigkeit menschlichen Verstehens.

**Wir können die Bedingungen unseres Verstehens nicht verlassen.**
**Aber wir können sie verstehen.**

# 5. Sprache und begriffliche Weltkonstruktion

## Sprache ist nicht Ursprung des Verstehens

Sprache bildet nicht den Ursprung des Verstehens. Damit sprachliche Zeichen für ein Individuum überhaupt Bedeutung gewinnen können, müssen bereits Erfahrungszusammenhänge entstanden sein, innerhalb derer Unterschiede wirksam, Einheiten wiedererkennbar und Bedeutungen stabilisiert werden können. Sprache trifft daher nicht auf einen noch ungeordneten Verstehensprozess, den sie erstmals strukturiert. Sie setzt vielmehr bereits entstandene Formen des Verstehens voraus.

Diese genetische Nachordnung bedeutet keine Geringschätzung der Sprache. Ihre besondere Leistung besteht gerade darin, bereits entstandene Bedeutungszusammenhänge in einer Form verfügbar zu machen, in der sie expliziert, stabilisiert und zwischen Individuen vermittelt werden können. Sprachliche Zeichen ermöglichen es, begrifflich bestimmte Einheiten festzuhalten, erneut aufzugreifen und in immer neue Zusammenhänge einzubeziehen. Dadurch gewinnt das Denkverstehen eine Ausdrucks- und Vermittlungsform, die seine Möglichkeiten erheblich erweitert.

Sprache überträgt dabei Bedeutung nicht wie einen bereits fertigen Inhalt von einem Individuum auf ein anderes. Ein sprachliches Zeichen kann für ein Individuum nur dann Bedeutung gewinnen, wenn es innerhalb seiner eigenen Erfahrungs- und Denkzusammenhänge anschlussfähig wird. Was ein Wort bedeutet, kann deshalb nicht unabhängig von den Verstehenszusammenhängen bestimmt werden, innerhalb derer es verwendet und verstanden wird. Sprache ermöglicht Verständigung, weil sprachliche Zeichen innerhalb unterschiedlicher individueller Verstehensprozesse auf hinreichend stabilisierte Bedeutungszusammenhänge bezogen werden können.

Damit erhält Sprache eine doppelte Funktion. Sie ermöglicht einerseits die Explikation und Stabilisierung begrifflicher Einheiten innerhalb des individuellen Denkverstehens. Andererseits schafft sie die Voraussetzung dafür, solche Einheiten zwischen Individuen aufeinander zu beziehen, ihre Bedeutungen abzustimmen und zunehmend gemeinsame begriffliche Ordnungen auszubilden. Sprache ist deshalb nicht Ursprung des Verstehens, sondern eine Organisationsform, durch die bereits entstandene Verstehenszusammenhänge explizierbar und kommunikativ anschlussfähig werden.

Mit dieser Bestimmung stellt sich jedoch die Frage nach der eigentlichen Funktion des Begriffs. Wenn Sprache Bedeutung nicht ursprünglich hervorbringt und ein Begriff nicht lediglich als sprachliche Bezeichnung einer bereits vorhandenen Einheit verstanden werden kann, muss genauer untersucht werden, was bei der Begriffsbildung geschieht. Die Theorie der Einheitsbildung gelangt hier zu einem entscheidenden Ergebnis: Begriffe benennen nicht einfach bereits bestehende Einheiten, sondern transformieren organisierte Erfahrungszusammenhänge in eine neue Organisationsform.

## Der Begriff als Transformation

Ein Begriff ist keine sprachliche Kopie einer Erfahrung, ebenso wenig bildet er die Wirklichkeit einfach ab. Was innerhalb des Erfahrungsverstehens in einen umfassenderen Bedeutungszusammenhang eingebunden ist, wird durch die begriffliche Transformation als analytisch

bestimmbare Einheit hervorgebracht. Bestimmte Zusammenhänge werden hervorgehoben, von anderen unterschieden und so organisiert, dass sie unabhängig von der konkreten Erfahrungssituation erneut aufgegriffen, verglichen und mit anderen begrifflichen Einheiten verbunden werden können.

Darin liegt der entscheidende Übergang. Die begriffliche Einheit ist nicht mit der Einheit des Erfahrungsverstehens identisch, aus der sie hervorgegangen ist. Das Erfahrungsverstehen organisiert Einheiten innerhalb dynamischer und relationaler Bedeutungszusammenhänge. Der Begriff transformiert bestimmte Zusammenhänge demgegenüber in diskret bestimmbare analytische Einheiten. In diesem präzisen Sinne besitzt begriffliches Denken einen gleichsam digitalen Charakter: Etwas kann als dieses und nicht als jenes bestimmt, bezeichnet und mit anderen bestimmten Einheiten in Beziehung gesetzt werden. Damit entsteht eine Organisationsform, in der Zusammenhänge hervorgebracht werden, die im unmittelbaren Erfahrungsverstehen nicht als analytisch bestimmte Zusammenhänge vorhanden sind.

Diese Transformation lässt sich genauer bestimmen, wenn die unterschiedlichen Organisationsweisen von Erfahrungsverstehen und Denkverstehen betrachtet werden. Das Erfahrungsverstehen organisiert Bedeutungen innerhalb zusammenhängender, sich fortlaufend verändernder Bedeutungsfelder. Seine Organisationsweise kann insofern als analog bezeichnet werden, als einzelne Bedeutungen nicht zunächst isoliert nebeneinanderstehen, sondern innerhalb kontinuierlicher und relational miteinander verbundener Zusammenhänge entstehen und wirksam werden. Eine Situation wird erfahren, ohne dass ihre einzelnen Bestandteile zuvor begrifflich voneinander getrennt und anschließend wieder zusammengesetzt werden müssten. Ihre Bedeutung ergibt sich aus dem Zusammenhang, in dem die jeweiligen Einheitsbildungen stehen.

Das Denkverstehen verändert diese Organisationsweise. Es greift auf bereits organisierte Erfahrungszusammenhänge zurück und transformiert bestimmte Zusammenhänge in analytisch unterscheidbare Einheiten. Seine Organisationsweise erhält dadurch einen diskreten und in diesem präzisen Sinne gleichsam digitalen Charakter. Etwas muss als bestimmte Einheit von anderem abgegrenzt werden, damit es begrifflich bezeichnet, verglichen und systematisch bearbeitet werden kann. Der Begriff macht damit eine Form der Bestimmbarkeit möglich, die innerhalb des analogen Zusammenhangs des Erfahrungsverstehens in dieser Weise noch nicht gegeben ist.

Mit dieser diskreten Bestimmbarkeit entsteht zugleich die Möglichkeit **linearer Explikation**. Begriffe können voneinander unterschieden, nacheinander bestimmt und durch explizite Beziehungen miteinander verbunden werden. Sprache ermöglicht es dadurch, Zusammenhänge in eine Abfolge unterscheidbarer Bestimmungen zu überführen. Argumentationen können schrittweise entwickelt, logische Beziehungen expliziert und komplexe Zusammenhänge in aufeinander bezogenen Aussagen dargestellt werden. Linearität ist in diesem Sinne keine ursprüngliche Struktur des Erfahrungsverstehens und ebenso wenig eine notwendige Struktur allen Denkens. Sie bildet vielmehr eine besondere Möglichkeit begrifflicher Explikation, die mit Sprache ihre besondere Leistungsfähigkeit gewinnt.

Der Übergang vom Erfahrungsverstehen zum Denkverstehen ist deshalb mehr als die sprachliche Bezeichnung bereits vorhandener Einheiten. Er bedeutet eine Transformation der Organisationsweise. Kontinuierlich und relational organisierte Erfahrungszusammenhänge werden in unterscheidbare analytische Einheiten überführt, die begrifflich stabilisiert und miteinander verknüpft werden können. Der Begriff löst bestimmte Zusammenhänge aus der umfassenderen Erfahrungsorganisation heraus, hebt sie hervor, grenzt sie von anderen ab und macht sie dadurch einer analytischen Bearbeitung zugänglich. Erst auf dieser Grundlage werden

Definitionen, Klassifikationen, logische Beziehungen und schließlich wissenschaftliche Theorien möglich.

Dabei darf die Unterscheidung zwischen analogem Erfahrungsverstehen und diskretem beziehungsweise digitalem Denkverstehen nicht als Trennung zweier voneinander unabhängiger Prozesse missverstanden werden. Das Denkverstehen bleibt auf Erfahrungszusammenhänge angewiesen, aus denen seine analytischen Einheiten hervorgehen. Umgekehrt wirken begriffliche Unterscheidungen auf weitere Erfahrungen zurück und verändern die Weise, in der neue Zusammenhänge erfahren und organisiert werden können. Beide Organisationsformen stehen daher in einem fortlaufenden Wechselverhältnis. Ihre Unterscheidung bezeichnet keine Trennung des Verstehens, sondern unterschiedliche Organisationsweisen innerhalb desselben individuellen Verstehensprozesses.

Gerade deshalb reduziert der Begriff die Erfahrung nicht einfach. Er verändert ihre Organisation. Die Transformation in diskret bestimmbare Einheiten ermöglicht analytische Leistungen, die dem Erfahrungsverstehen in dieser Form nicht zur Verfügung stehen. Zugleich kann der Begriff den Erfahrungszusammenhang, aus dem er hervorgegangen ist, niemals vollständig übernehmen. Jede begriffliche Bestimmung hebt bestimmte Zusammenhänge hervor, während andere implizit bleiben. Der Gewinn an Bestimmbarkeit ist daher notwendig mit einer Veränderung des ursprünglichen Bedeutungszusammenhangs verbunden.

Hier zeigt sich der Unterschied zwischen Erfahrungsverstehen und Denkverstehen besonders deutlich. Das Erfahrungsverstehen organisiert Bedeutungen innerhalb des dynamischen Zusammenhangs individueller Weltkonstruktion. Bedeutung entsteht relational und ist in Situationen, frühere Erfahrungen, emotionale Gewichtungen und Relevanzen eingebunden. Das Denkverstehen greift auf diese bereits organisierten Zusammenhänge zurück, macht bestimmte Beziehungen begrifflich explizit und überführt sie in eine analytische Ordnung. Der Begriff ersetzt daher das Erfahrungsverstehen nicht. Er eröffnet vielmehr eine neue Weise, bereits entstandene Erfahrungszusammenhänge zu organisieren und mit ihnen weiterzuarbeiten.

Darin liegt zugleich die Leistungsfähigkeit begrifflichen Denkens. Begriffe ermöglichen es, Erfahrungen miteinander zu vergleichen, Gemeinsamkeiten herauszuarbeiten, Unterschiede präzise zu bestimmen und allgemeine Zusammenhänge zu formulieren. Weil begriffliche Einheiten von der unmittelbaren Erfahrungssituation abgelöst und als unterscheidbare Einheiten stabilisiert werden können, ermöglichen sie es darüber hinaus, über nicht gegenwärtige Sachverhalte nachzudenken, hypothetische Möglichkeiten zu entwickeln und komplexe theoretische Systeme aufzubauen. Ein begrifflich bestimmter Zusammenhang kann festgehalten, erneut aufgegriffen, mit anderen begrifflichen Einheiten verbunden und unabhängig von der Situation seiner Entstehung weiterbearbeitet werden.

Gerade die Verbindung von diskreter Bestimmbarkeit und expliziter Verknüpfbarkeit erweitert damit die Möglichkeiten des Denkverstehens erheblich. Einheiten können definiert, geordnet und in geregelte Beziehungen zueinander gebracht werden. Aussagen lassen sich aufeinander beziehen, Schlussfolgerungen entwickeln und komplexe Modelle aus einer Vielzahl analytisch bestimmter Einheiten aufbauen. Die besondere Leistung begrifflichen Denkens besteht daher nicht allein darin, vorhandene Erfahrungen zu benennen. Sie besteht darin, innerhalb einer Organisationsform zu operieren, in der Zusammenhänge entstehen können, die im unmittelbaren Erfahrungsverstehen nicht als analytisch bestimmte Zusammenhänge vorhanden sind.

Gerade darin besteht die Abstraktionsleistung des Begriffs. Abstraktion bedeutet nicht Entfernung von der Wirklichkeit, sondern Veränderung der Organisationsweise. Indem bestimmte

Zusammenhänge aus einem umfassenderen Erfahrungszusammenhang herausgehoben und als eigenständige analytische Einheiten organisiert werden, gewinnen sie eine Bestimmbarkeit, die neue Formen des Vergleichs und der Verknüpfung ermöglicht. In diesem Sinne können begriffliche Einheiten als Artefakte des Denkverstehens verstanden werden. Sie werden nicht als fertige analytische Einheiten vorgefunden, sondern durch begriffliche Transformation hervorgebracht. Artefakt bedeutet dabei weder Willkür noch Wirklichkeitsverlust. Die begriffliche Einheit bleibt aus Erfahrungszusammenhängen hervorgegangen und muss sich innerhalb weiterer Erfahrungs- und Denkzusammenhänge bewähren.

Damit wird zugleich verständlich, weshalb begriffliche Bestimmung den Erfahrungszusammenhang, aus dem sie hervorgeht, nicht vollständig übernehmen kann. Was gewonnen wird, ist analytische Bestimmbarkeit; was verändert wird, ist der umfassendere Bedeutungszusammenhang des Erfahrungsverstehens. Die Stärke des Begriffs besteht gerade darin, nicht alles zugleich festzuhalten, sondern bestimmte Zusammenhänge so zu organisieren, dass mit ihnen analytisch weitergearbeitet werden kann.

Diese Transformation eröffnet Möglichkeiten, die über die einzelne begriffliche Einheit hinausweisen. Eine analytisch bestimmte Einheit kann mit anderen Einheiten verglichen, von ihnen unterschieden und in explizite Beziehungen zu ihnen gesetzt werden. Begriffe bleiben deshalb nicht isoliert. Mit jeder begrifflichen Bestimmung entsteht zugleich die Möglichkeit weiterer Unterscheidungen und Verknüpfungen. Aus einzelnen Begriffen können Begriffszusammenhänge, aus Begriffszusammenhängen Ordnungen und aus solchen Ordnungen umfassendere begriffliche Strukturen entstehen.

Damit verändert sich die erkenntnistheoretische Bedeutung des Begriffs grundlegend. Er erscheint weder als bloßes sprachliches Zeichen noch als unmittelbare Darstellung der Wirklichkeit, sondern als eigenständige Organisationsleistung des Denkverstehens. Seine entscheidende Leistung besteht darin, aus bereits organisierten Erfahrungszusammenhängen analytisch bestimmbare Einheiten hervorzubringen, die voneinander unterschieden und miteinander verbunden werden können.

Genau an diesem Punkt führt die Untersuchung über den einzelnen Begriff hinaus. Sobald mehrere begriffliche Einheiten zur Verfügung stehen, stellt sich nicht mehr nur die Frage, wie der einzelne Begriff entsteht. Nun muss erklärt werden, wie diese Einheiten miteinander verbunden und zu umfassenderen Ordnungen organisiert werden.

Gegenstände erhalten Eigenschaften, Ereignisse werden als Ursachen oder Folgen bestimmt, räumliche und zeitliche Beziehungen werden expliziert und Regeln formuliert, unter denen einzelne Bestimmungen miteinander verbunden werden können. Auf diese Weise entsteht aus begrifflichen Einheiten schrittweise ein Zusammenhang, innerhalb dessen etwas nicht mehr nur erfahren, sondern begrifflich bestimmt und in Beziehung zu anderem gesetzt werden kann.

Die Frage nach dem Begriff führt damit notwendig zur Frage nach der begrifflich organisierten Welt.

## Die begrifflich organisierte Welt

Mit der Entstehung begrifflicher Einheiten ist ein entscheidender Schritt vollzogen, die Entwicklung des Denkverstehens jedoch noch nicht abgeschlossen. Analytisch bestimmbare Einheiten bleiben nicht isoliert. Sie können voneinander unterschieden, miteinander verglichen und

in Beziehungen zueinander gesetzt werden. Gerade diese Verknüpfbarkeit ermöglicht es dem Denkverstehen, aus einzelnen begrifflichen Einheiten umfassendere Ordnungen hervorzubringen. Auf diese Weise entsteht schrittweise eine begrifflich organisierte Welt.

Diese Welt ist nicht mit der Erfahrungswirklichkeit identisch. Sie entsteht auf ihrer Grundlage, folgt jedoch anderen Organisationsbedingungen. Während das Erfahrungsverstehen Wirklichkeit innerhalb dynamischer und relationaler Bedeutungszusammenhänge organisiert, verbindet das Denkverstehen analytisch bestimmte Einheiten zu explizierbaren Ordnungen. Etwas kann nun als Gegenstand bestimmt, mit Eigenschaften versehen, räumlich und zeitlich eingeordnet, als Ursache oder Wirkung verstanden und unter Regeln oder Kategorien gefasst werden. Die begrifflich organisierte Welt entsteht damit nicht durch die bloße Ansammlung einzelner Begriffe, sondern durch die Beziehungen, in die begriffliche Einheiten zueinander gebracht werden.

Darin liegt eine wesentliche Erweiterung des Verstehens. Ein einzelner Begriff ermöglicht die analytische Bestimmung einer Einheit; eine begriffliche Welt entsteht erst dort, wo solche Einheiten innerhalb umfassenderer Zusammenhänge organisiert werden. Gegenstände werden von Eigenschaften unterschieden, Eigenschaften unterschiedlichen Gegenständen zugeschrieben, Ereignisse miteinander in Beziehung gesetzt und räumliche, zeitliche oder kausale Ordnungen gebildet. Regeln und Kategorien ermöglichen es schließlich, solche Beziehungen über einzelne Situationen hinaus zu stabilisieren. Aus einzelnen analytischen Einheiten entstehen dadurch zunehmend komplexe begriffliche Organisationszusammenhänge.

Gegenstände, Eigenschaften, Ursachen, Räume, Zeiten oder Regeln dürfen dabei nicht als ursprünglich gegebene Bestandteile einer bereits fertig gegliederten Welt verstanden werden. Sie sind Formen, in denen das Denkverstehen Erfahrungszusammenhänge analytisch organisiert. Ein Gegenstand ist deshalb nicht einfach etwas, das unabhängig vom Verstehen bereits als **begrifflich bestimmter Gegenstand** vorhanden wäre und anschließend nur noch benannt werden müsste. Gegenständlichkeit kann bereits innerhalb des Erfahrungsverstehens als stabilisierte und wiedererkennbare Einheitsbildung entstehen. Im Denkverstehen wird eine solche Einheit jedoch analytisch bestimmt, von anderen Einheiten abgegrenzt und in explizite begriffliche Beziehungen eingeordnet.

**Der begrifflich bestimmte Gegenstand ist in diesem Sinne eine analytisch stabilisierte Einheit des Denkverstehens.**

Entsprechendes gilt für Eigenschaften. Farbe, Form, Gewicht, Bewegung oder Funktion können innerhalb einer Erfahrung wirksam sein, ohne bereits als voneinander isolierte Eigenschaften begrifflich bestimmt zu sein. Erst ihre analytische Unterscheidung ermöglicht es, sie ausdrücklich als Eigenschaften zu bestimmen, unterschiedlichen Gegenständen zuzuschreiben und miteinander zu vergleichen. Nicht die erfahrbare Differenz selbst entsteht daher erst durch das Denken, sondern ihre begriffliche Bestimmung als Eigenschaft bildet eine besondere Leistung analytischer Differenzierung.

Auch Ursache und Wirkung erhalten unter dieser Perspektive einen bestimmten erkenntnistheoretischen Status. Die Theorie der Einheitsbildung bestreitet nicht, dass Ereignisse in regelhaften Wirkungszusammenhängen stehen können. Sie unterscheidet jedoch zwischen solchen Wirkungszusammenhängen und ihrer begrifflichen Organisation als Kausalität. Ursache und Wirkung sind analytische Einheiten, durch die Veränderungen in eine bestimmte Beziehung gebracht und methodisch untersucht werden können. Kausalität bezeichnet damit eine

außerordentlich leistungsfähige Organisationsform des Denkverstehens, ohne deshalb als unmittelbar gegebene Struktur der Realität bestimmt werden zu müssen.

Ähnliches gilt für Raum und Zeit. Sie erscheinen innerhalb einer begrifflich organisierten Welt leicht als eine bereits vorhandene Ordnung, in der Gegenstände und Ereignisse lediglich ihren Platz einnehmen. Aus der Perspektive der Einheitsbildung sind jedoch auch räumliche und zeitliche Bestimmungen Organisationsleistungen, durch die Einheiten zueinander in Beziehung gesetzt und Veränderungen beschreibbar werden. Sie ermöglichen es, Nähe und Entfernung, Gleichzeitigkeit und Abfolge, Dauer und Veränderung systematisch zu bestimmen. Gerade ihre außerordentliche Stabilität lässt sie als selbstverständliche Strukturen der Welt erscheinen.

Mit Regeln und Kategorien erweitert sich diese Organisationsleistung nochmals. Sie beziehen sich nicht mehr nur auf einzelne begriffliche Einheiten, sondern ordnen Beziehungen zwischen ihnen. Kategorien ermöglichen es, unterschiedliche Einheiten unter gemeinsamen Bestimmungen zusammenzufassen; Regeln stabilisieren bestimmte Formen ihrer Verknüpfung. Werden solche Kategorien und Regeln wiederum miteinander verbunden, entstehen komplexere Systeme, Modelle und theoretische Ordnungen. Die begrifflich organisierte Welt gewinnt dadurch eine Struktur, die weit über die einzelne Erfahrungssituation hinausreicht.

Gerade diese Möglichkeit macht die außerordentliche Leistungsfähigkeit des Denkverstehens verständlich. Eine begrifflich organisierte Welt erlaubt es, Zusammenhänge unabhängig von ihrer unmittelbaren Erfahrungssituation festzuhalten, miteinander zu vergleichen und systematisch weiterzuentwickeln. Ihre analytischen Einheiten können immer wieder aufgegriffen und in neue Beziehungen gestellt werden. Dadurch entstehen Ordnungen, die eine hohe Stabilität erreichen und organisationsübergreifend vermittelt werden können. Alltag, Wissenschaft und Philosophie greifen auf solche begrifflichen Weltordnungen zurück, auch wenn sie ihre Einheiten mit unterschiedlicher Genauigkeit bestimmen und ihre Beziehungen in unterschiedlichem Maße methodisch kontrollieren.

Gerade aufgrund dieser Stabilität kann jedoch leicht der Eindruck entstehen, die begrifflich organisierte Welt sei mit der Welt selbst identisch. Die Theorie der Einheitsbildung macht demgegenüber deutlich, dass auch die stabilsten begrifflichen Ordnungen Ergebnisse von Organisationsprozessen bleiben. Gegenstände, Eigenschaften, Kausalitäten, räumliche und zeitliche Bestimmungen, Kategorien und Systeme sind nicht deshalb beliebig. Ihre Tragfähigkeit zeigt sich gerade darin, dass sie sich innerhalb unterschiedlicher Erfahrungs- und Denkzusammenhänge bewähren, miteinander vereinbaren und organisationsübergreifend stabilisieren lassen. Ihre Stabilität begründet jedoch keinen unmittelbaren Zugang zur Realität selbst.

Damit bleibt jede begrifflich organisierte Welt grundsätzlich veränderbar. Neue Erfahrungen können bestehende Unterscheidungen in Frage stellen, neue Begriffe können bisherige Beziehungen verändern und neue theoretische Zusammenhänge können etablierte Ordnungen reorganisieren. Die begriffliche Welt bildet daher keinen abgeschlossenen Bestand fertiger Einheiten. Auch sie ist ein dynamischer Organisationszusammenhang, dessen Veränderungen sich innerhalb diskret bestimmbarer und explizit aufeinander beziehbarer Einheiten vollziehen. Gerade darin unterscheidet sich ihre Dynamik von derjenigen des Erfahrungsverstehens, ohne sich von diesem zu lösen.

Die begrifflich organisierte Welt ist deshalb weder eine Abbildung der Erfahrungswirklichkeit noch eine von ihr unabhängige zweite Welt. Sie entsteht, wenn analytisch bestimmte Einheiten miteinander verbunden und zu umfassenderen begrifflichen Zusammenhängen geordnet werden. Ihre besondere Leistung besteht darin, Wirklichkeit in einer Weise bestimmbar zu machen,

die Vergleich, Erklärung, systematische Ordnung und theoretische Weiterentwicklung ermöglicht. Ihre Grenze liegt darin, dass auch diese Ordnung eine Organisationsleistung des Denkverstehens bleibt und daher nicht mit der Realität selbst gleichgesetzt werden kann.

Damit stellt sich jedoch eine weitere Frage. Begriffe, Kategorien und theoretische Ordnungen begegnen dem einzelnen Individuum nicht erst als dessen eigene Hervorbringungen. Sie werden sprachlich vermittelt, gesellschaftlich überliefert und in Wissenschaft und Kultur über lange Zeiträume stabilisiert. Wenn ihre Bedeutung dennoch nicht unabhängig vom Verstehen bestehen kann, muss erklärt werden, wie solche bereits vorhandenen begrifflichen Ordnungen für ein Individuum überhaupt Bedeutung gewinnen können. Die Rekonstruktion der begrifflich organisierten Welt führt damit notwendig zurück zu ihrem Vollzug: zum Individuum, das Begriffe versteht, miteinander verbindet und in seine eigene Organisationsgeschichte integriert.

## Die Systematisierung der begrifflichen Welt

Mit der Entstehung einer begrifflich organisierten Welt ist die Entwicklung des Denkverstehens nicht abgeschlossen. Sobald begriffliche Einheiten miteinander verbunden und zu umfassenderen Ordnungen organisiert werden, können auch diese Ordnungen selbst zum Gegenstand weiteren Denkens werden. Das Individuum operiert dann nicht mehr nur mit Begriffen und ihren Beziehungen, sondern kann die bereits entstandenen begrifflichen Zusammenhänge auf ihre Voraussetzungen, ihre innere Stimmigkeit und ihre wechselseitigen Abhängigkeiten hin untersuchen. Damit gewinnt das Denkverstehen eine Möglichkeit, die für seine weitere Entwicklung von grundlegender Bedeutung ist: Es kann seine eigenen Hervorbringungen erneut zum Gegenstand seiner Organisation machen.

Darin liegt die Reflexivität des Denkverstehens. Sie besteht nicht lediglich darin, dass ein Individuum über sich selbst nachdenken kann. Erkenntnistheoretisch grundlegender ist die Möglichkeit, bereits entstandene analytische Einheiten und deren Beziehungen erneut analytisch zu bearbeiten. Begriffe können durch weitere Begriffe bestimmt, begriffliche Beziehungen miteinander verglichen, Kategorien überprüft und ganze begriffliche Ordnungen reorganisiert werden. Das Ergebnis eines Denkprozesses kann damit zum Ausgangspunkt eines weiteren Denkprozesses werden. Das Denkverstehen organisiert nicht nur Erfahrungszusammenhänge neu, sondern kann auch seine eigenen Transformationsergebnisse erneut organisieren.

Diese Reflexivität begründet keine weitere Organisationsebene neben dem Denkverstehen. Sie bezeichnet vielmehr eine besondere Organisationsmöglichkeit des Denkverstehens selbst. Während die begrifflich organisierte Welt dadurch entsteht, dass analytische Einheiten unterschieden und miteinander verbunden werden, richtet sich die reflexive Systematisierung auf die bereits entstandene Ordnung dieser Verbindungen. Die begriffliche Welt wird dadurch in ihrer eigenen Organisation verfügbar. Widersprüche können sichtbar, Begriffe präzisiert, Voraussetzungen offengelegt und unterschiedliche Erklärungen miteinander verglichen werden. Eine begriffliche Ordnung kann auf eine andere bezogen, ein Modell mit einem anderen Modell verglichen und eine Theorie hinsichtlich ihrer Voraussetzungen und Konsequenzen untersucht werden. Das Denken operiert damit nicht mehr ausschließlich innerhalb einer begrifflichen Ordnung, sondern kann diese Ordnung selbst zum Gegenstand weiterer Organisation machen.

Diese Möglichkeit reicht über die Überprüfung vorhandener Ordnungen hinaus. Das Erfahrungsverstehen liefert dem Denkverstehen nicht alle Inhalte bereits in jener analytischen Form vor, in der das Denken anschließend mit ihnen operiert. Durch die begriffliche Transformation entstehen vielmehr analytische Einheiten, die im Erfahrungsverstehen nicht als analytisch

bestimmte Einheiten vorhanden sind. In diesem Sinne können sie als Artefakte des Denkverstehens verstanden werden. Sie sind weder willkürliche Erfindungen noch bloße Abbilder bereits vorhandener Erfahrungszusammenhänge. Sie werden durch die spezifische Organisationsweise des Denkverstehens hervorgebracht.

Mit diesen analytischen Artefakten eröffnet das Denkverstehen zugleich einen selbst hervorgebrachten Möglichkeitsraum. Weil begriffliche Einheiten von ihren unmittelbaren Erfahrungszusammenhängen gelöst, diskret bestimmt und in neue Beziehungen gebracht werden können, ist das Denken nicht darauf beschränkt, bereits Erfahrenes begrifflich zu reorganisieren. Es kann Einheiten neu kombinieren, Beziehungen entwerfen und Ordnungen entwickeln, die innerhalb des Erfahrungsverstehens in dieser Form nicht vorhanden sind. Was einmal als analytische Einheit bestimmt worden ist, kann unabhängig von der konkreten Erfahrungssituation seiner Entstehung erneut aufgegriffen und mit anderen analytischen Einheiten verbunden werden.

Der Begriff des Möglichkeitsraums bezeichnet dabei keine bereits vorhandene Sphäre, in die das Denken eintritt. Dieser Raum entsteht vielmehr mit den analytischen Operationen des Denkverstehens selbst. Jede neue begriffliche Einheit eröffnet weitere Möglichkeiten ihrer Unterscheidung, Kombination und Relationierung. Neue Beziehungen können wiederum zu neuen analytischen Einheiten werden, die ihrerseits weitere Beziehungen ermöglichen. Was hervorgebracht wurde, kann erneut organisiert werden, und das Ergebnis dieser Organisation kann wiederum zum Ausgangspunkt weiterer Organisation werden. Der Möglichkeitsraum erweitert sich damit durch die Operationen, die innerhalb seiner vollzogen werden.

Gerade hierin liegt eine der folgenreichsten Leistungen des Denkverstehens. Das Denken kann einen vollkommenen Kreis bestimmen, obwohl kein vollkommen kreisförmiger Gegenstand erfahren worden sein muss. Es kann mathematische Räume konstruieren, hypothetische Bedingungen formulieren, kontrafaktisch fragen, was unter anderen Voraussetzungen geschehen wäre, und theoretische Modelle entwickeln, deren Gegenstände oder Zusammenhänge nicht unmittelbar erfahren werden können. Was gedacht werden kann, ist deshalb nicht darauf beschränkt, was bereits erfahren wurde. Das Denkverstehen kann mit seinen eigenen Hervorbringungen weiterarbeiten und dadurch Zusammenhänge hervorbringen, die erst innerhalb seiner analytischen Organisationsweise entstehen.

Dieser Möglichkeitsraum darf jedoch nicht als eine vom Erfahrungsverstehen unabhängige Welt missverstanden werden. Seine Eigenständigkeit ist organisational, nicht genetisch. Die Voraussetzungen seiner Operationen sind aus Einheitsbildungen hervorgegangen, deren genetische Grundlage im Erfahrungsverstehen liegt. Wäre das Denkverstehen lediglich eine sprachliche Explikation dessen, was dort bereits vollständig organisiert vorliegt, könnte es nur ausdrücken, was zuvor schon vorhanden wäre. Weil seine analytischen Einheiten jedoch Transformationen darstellen, gewinnt es eine organisationale Eigenständigkeit, die neue Beziehungen und Ordnungen ermöglicht. Seine Produktivität besteht daher nicht allein in der Neuordnung des Erfahrenen, sondern ebenso in der Hervorbringung neuer Möglichkeiten des Denkens.

Diese organisationale Eigenständigkeit bedeutet jedoch keine Loslösung vom Erleben. Auch dort, wo das Denken mit seinen eigenen analytischen Hervorbringungen operiert und sich innerhalb eines selbst hervorgebrachten Möglichkeitsraums bewegt, bleibt es Teil des umfassenden individuellen Verstehensprozesses. Das Individuum verlässt sein Erleben nicht, wenn es denkt. Vielmehr verändert sich die Organisationsweise, innerhalb derer bestimmte Zusammenhänge expliziert und weiterbearbeitet werden.

Damit bleibt auch die emotionale Organisation für das Denkverstehen wirksam. Der Möglichkeitsraum analytischen Denkens eröffnet eine kaum überschaubare Vielzahl möglicher Unterscheidungen, Verknüpfungen und weiterer Operationen. Das Denken verfolgt jedoch nicht alle diese Möglichkeiten gleichermaßen. Bestimmte Fragen treten hervor, Widersprüche gewinnen Bedeutung, Probleme verlangen nach weiterer Bearbeitung und einzelne Möglichkeiten erscheinen gegenüber anderen als weiterführend. Welche Zusammenhänge überhaupt Aufmerksamkeit gewinnen und für die weitere Organisation relevant werden, lässt sich daher nicht allein aus den analytischen Beziehungen der Begriffe erklären. Auch das reflexive Denkverstehen bleibt auf Relevanzbildungen angewiesen, deren genetische Grundlage in der emotionalen Organisation liegt.

Gerade darin zeigt sich, weshalb die emotionale Fundierung des Verstehens mit der zunehmenden analytischen Leistungsfähigkeit des Denkens nicht verschwindet. Die analytische Organisation bestimmt, welche Beziehungen zwischen bereits bestimmten Einheiten hergestellt und wie diese geprüft werden können. Sie erklärt jedoch nicht aus sich selbst, weshalb für ein Individuum gerade eine bestimmte Frage zum Problem wird, weshalb ein Widerspruch Aufmerksamkeit gewinnt oder weshalb eine unter vielen denkbaren Möglichkeiten weiterverfolgt wird. Der Möglichkeitsraum des Denkverstehens wäre ohne Relevanzbildung hinsichtlich der Richtung weiterer Organisation unbestimmt. Emotionale Organisation und analytische Organisation erfüllen deshalb unterschiedliche, aber aufeinander bezogene Funktionen innerhalb desselben Verstehensprozesses.

Gefühle können innerhalb dieses Prozesses als erfahrbare emotionale Explikationen wirksam werden. Irritation kann einen bislang unbeachteten Widerspruch hervorheben, Unsicherheit eine weitere Prüfung veranlassen, Überraschung einen unerwarteten Zusammenhang relevant werden lassen oder das Erleben von Stimmigkeit die Aufmerksamkeit auf eine gefundene Ordnung richten. Solche Gefühle entscheiden nicht über die logische Gültigkeit einer Schlussfolgerung oder die wissenschaftliche Tragfähigkeit einer Theorie. Sie können jedoch daran beteiligt sein, welche Probleme erkannt, welche Fragen weiterverfolgt und welche Möglichkeiten überhaupt zum Gegenstand weiterer analytischer Bearbeitung werden.

Diese fortdauernde Wirksamkeit darf allerdings nicht mit einer unmittelbaren begrifflichen Zugänglichkeit von Gefühlen und Erleben verwechselt werden. Das Denkverstehen kann weder Gefühle noch das Erleben in ihrer jeweiligen Organisationsweise unmittelbar ausdrücken. Sobald ein Gefühl begrifflich bestimmt oder ein Erleben sprachlich beschrieben wird, hat bereits eine Transformation stattgefunden. Das Erlebte wird in analytisch bestimmbare Einheiten des Denkverstehens überführt. Der Begriff eines Gefühls ist daher nicht das Gefühl selbst, und die begriffliche Beschreibung eines Erlebens ist nicht mit dem Erleben identisch, auf das sie sich bezieht.

Hier zeigt sich eine grundlegende Grenze der Reflexivität. Das Denkverstehen kann sich auf das eigene Erleben beziehen und dieses zum Gegenstand begrifflicher Reflexion machen, aber nur unter den Bedingungen seiner eigenen Organisationsweise. Es kann unterscheiden, benennen, vergleichen und Zusammenhänge explizieren. Es kann den ursprünglichen Erfahrungszusammenhang jedoch nicht unverändert in seine analytische Organisation übernehmen. Was im Erleben dynamisch, relational und emotional organisiert ist, erscheint im Denkverstehen nur in transformierter Form. Wenn ein Individuum etwa sagt, es empfinde Unsicherheit, Freude, Angst oder Überraschung, wird das Gefühl deshalb nicht einfach in Sprache übertragen, sondern begrifflich bestimmt und damit in eine andere Organisationsform transformiert. Zwischen Erleben und begrifflicher Explikation besteht keine unmittelbare Abbildungsbeziehung.

Gerade darin zeigt sich erneut die Einheit des Verstehens. Erfahrungsverstehen und Denkverstehen lassen sich analytisch als unterschiedliche Organisationsformen unterscheiden, ohne im individuellen Vollzug voneinander unabhängig zu werden. Das Denkverstehen gewinnt mit seinen diskret bestimmbaren Einheiten, seiner Reflexivität und seinem selbst hervorgebrachten Möglichkeitsraum eine erhebliche organisationale Eigenständigkeit. Diese hebt weder seine genetische Herkunft aus dem Erfahrungsverstehen noch seine fortdauernde Einbettung in das Erleben auf. Umgekehrt bedeutet diese Einbettung nicht, dass das Denkverstehen Erleben und Gefühle unmittelbar abbilden könnte. Es kann sich auf sie nur beziehen, indem es sie in seine eigene analytische Organisationsform transformiert.

Von hier aus wird zugleich der Unterschied zwischen Genese und Analyse sichtbar. Die analytische Leistungsfähigkeit des Denkverstehens setzt Einheiten voraus, mit denen es operieren kann. Sind solche Einheiten einmal begrifflich bestimmt, können sie unterschieden, zerlegt, miteinander verglichen, neu kombiniert und in immer komplexere Beziehungen gebracht werden. Die außerordentliche Produktivität analytischen Denkens beruht gerade darauf, dass es mit bereits bestimmten Einheiten operieren und innerhalb des dadurch eröffneten Möglichkeitsraums Beziehungen entwickeln kann, die weit über das unmittelbar Erfahrene hinausreichen.

Damit beantwortet die Analyse jedoch noch nicht die Frage nach der Entstehung dieser Einheiten. Sie setzt für ihre Operationen voraus, was eine genetische Rekonstruktion erst verständlich machen muss. Genese bezeichnet deshalb keine alternative Form analytischen Denkens, sondern eine andere Fragerichtung. Während die Analyse untersucht, wie bereits bestimmte Einheiten unterschieden, aufeinander bezogen und systematisch organisiert werden können, fragt die genetische Rekonstruktion danach, unter welchen Bedingungen solche Einheiten überhaupt entstehen und wie aus einer Organisationsform weitere Organisationsformen hervorgehen.

Beide Fragerichtungen stehen nicht im Gegensatz zueinander. Die genetische Rekonstruktion macht die Analyse nicht überflüssig, und die Analyse widerlegt nicht die genetische Fragestellung. Genetisch muss rekonstruiert werden, wie Einheiten entstehen, stabilisiert und schließlich in analytisch bestimmbare Einheiten transformiert werden. Sind solche Einheiten verfügbar, kann die Analyse mit ihnen operieren und die Möglichkeiten ihrer weiteren begrifflichen Organisation erschließen. Die Genese rekonstruiert somit die Entstehung von Einheiten und Organisationsformen; die Analyse operiert mit den entstandenen Einheiten und erschließt ihre weiteren Organisationsmöglichkeiten.

Diese Unterscheidung macht zugleich eine reflexive Besonderheit der genetischen Methode sichtbar. Auch die genetische Rekonstruktion kann ihre eigene analytische Ausgangslage nicht verlassen. Um die Entstehung von Einheiten zu rekonstruieren, muss sie selbst bereits Einheiten unterscheiden, Beziehungen bestimmen und Prozesse begrifflich explizieren. Sie fragt mit den Mitteln des Denkverstehens nach den Bedingungen, unter denen diese Mittel selbst möglich geworden sind. Die genetische Rekonstruktion hebt diese reflexive Struktur nicht auf, sondern macht sie ausdrücklich zum Bestandteil ihrer eigenen erkenntnistheoretischen Begrenzung.

Gerade die außerordentliche Leistungsfähigkeit der Analyse birgt jedoch eine besondere Gefahr. Weil das Denkverstehen mit stabilen und präzise bestimmbaren Einheiten operieren kann, kann deren genetische Herkunft aus dem Blick geraten. Die analytische Einheit erscheint dann leicht als etwas, das bereits unabhängig von ihrer Einheitsbildung vorhanden gewesen sei. Das Artefakt des Denkverstehens kann auf diese Weise als vorgefundene Struktur erscheinen. Die Theorie der Einheitsbildung widerspricht nicht der analytischen Bestimmung solcher Einheiten. Sie macht vielmehr sichtbar, dass deren analytische Verfügbarkeit das Ergebnis eines vorausgegangenen Organisationsprozesses ist.

Diese Gefahr wird gerade durch den Erfolg analytischen Denkens verstärkt. Seine begrifflichen Einheiten können sich als stabil, präzise bestimmbar, wiederholbar und miteinander verknüpfbar erweisen. Sie ermöglichen eine außerordentlich erfolgreiche Orientierung innerhalb der Wirklichkeit. Zusammenhänge können erklärt, Erwartungen gebildet und zunehmend präzise Vorhersagen entwickelt werden. Die Leistungsfähigkeit analytischen Denkens zeigt sich gerade darin, dass seine begrifflichen Ordnungen sich in immer neuen Erfahrungszusammenhängen bewähren und dadurch eine hohe Stabilität gewinnen.

Gerade dieser Orientierungserfolg kann jedoch zu einer erkenntnistheoretischen Verschiebung führen. Je präziser Begriffe bestimmt, je leistungsfähiger Modelle und je zuverlässiger Vorhersagen werden, desto näher scheint das Denken an die Struktur der Realität selbst heranzurücken. Die zunehmende Bewährung einer Wirklichkeitsbildung kann dann als zunehmende Annäherung an die Realität verstanden werden. Aus einer erfolgreichen Organisationsform des Denkverstehens wird auf diese Weise unmerklich eine Aussage über die Beschaffenheit der Realität selbst. Je größer der Erfolg analytischer Organisation wird, desto überzeugender kann der Eindruck erscheinen, ihre Einheiten seien nicht lediglich analytische Artefakte, sondern zunehmend genaue Entsprechungen realer Strukturen.

Aus der Perspektive der Einheitsbildung muss jedoch zwischen einer zunehmenden Tragfähigkeit der Wirklichkeitsbildung und einer Annäherung an die Realität unterschieden werden. Erkenntnisfortschritt kann Wirklichkeitsbildungen präzisieren, erweitern und in ihrer Bewährung stabilisieren. Begriffe können genauer, Modelle leistungsfähiger und Vorhersagen zuverlässiger werden. Daraus folgt jedoch nicht, dass die analytischen Einheiten des Denkverstehens schrittweise mit Strukturen der Realität selbst identisch werden oder dass ihre zunehmende Bewährung als nachweisbare Annäherung an diese Realität verstanden werden könnte.

Eine solche Annäherung ließe sich nur feststellen, wenn die Realität unabhängig von den Wirklichkeitsbildungen des Denkverstehens bestimmbar wäre und als Vergleichsmaßstab zur Verfügung stünde. Genau dies ist jedoch nicht möglich. Sobald etwas unterschieden, als Einheit bestimmt und begrifflich expliziert wird, befindet es sich bereits innerhalb einer Wirklichkeitsbildung. Um behaupten zu können, eine Wirklichkeitsbildung sei der Realität näher gekommen als eine andere, müsste dasjenige, dem sie näher gekommen sein soll, unabhängig von beiden Wirklichkeitsbildungen bestimmbar sein. Gerade diese Bestimmung würde die Realität jedoch bereits wieder in eine Wirklichkeitsbildung überführen.

Erkenntnisfortschritt bezeichnet aus dieser Perspektive deshalb eine zunehmende Tragfähigkeit, Präzision und Bewährung von Wirklichkeitsbildungen, nicht eine nachweisbare Annäherung an die Realität selbst. Damit wird wissenschaftlicher und analytischer Fortschritt nicht relativiert. Seine besondere Leistung wird vielmehr genauer bestimmt, ohne ihm einen Erkenntnisanspruch zuzuschreiben, den er unter den Bedingungen des Denkverstehens nicht einlösen kann. Der erkenntnistheoretisch problematische Schritt liegt weder in der Analyse noch in ihrer zunehmenden Präzision, sondern dort, wo ihr Orientierungserfolg innerhalb der Wirklichkeit als Beleg für eine zunehmende Übereinstimmung ihrer Einheiten mit einer unabhängig davon bestimmten Realität verstanden wird.

Innerhalb dieser erkenntnistheoretischen Grenzen können zunehmend komplexe begriffliche Zusammenhänge entstehen. Bestehende Begriffe werden präzisiert, Kategorien verändert und Beziehungen neu bestimmt. Modelle können unterschiedliche Zusammenhänge unter gemeinsamen Gesichtspunkten organisieren, während Theorien solche Modelle und ihre begrifflichen Voraussetzungen in umfassendere Erklärungszusammenhänge einordnen. Innerhalb des selbst hervorgebrachten Möglichkeitsraums können hypothetische Zusammenhänge entwickelt,

alternative Ordnungen erprobt und mögliche Konsequenzen durchgespielt werden. Entscheidend ist dabei nicht eine festgelegte Abfolge vom Begriff über das Modell zur Theorie, sondern dass jede bereits entstandene begriffliche Organisation erneut zum Gegenstand weiterer Organisation werden kann. Gerade darin liegt die besondere Dynamik reflexiven Denkverstehens.

Diese Dynamik besitzt keinen natürlichen Endpunkt. Auch die Ergebnisse reflexiver Systematisierung können erneut reflektiert werden. Ein Begriff kann durch einen anderen Begriff bestimmt, diese Bestimmung wiederum hinterfragt und der dabei verwendete begriffliche Zusammenhang selbst zum Gegenstand weiterer Untersuchung gemacht werden. Dasselbe gilt für Modelle, Theorien und umfassende Weltentwürfe. Das Denkverstehen kann seine eigenen Voraussetzungen niemals vollständig von einem Standpunkt außerhalb des Denkens überprüfen, es kann sie jedoch innerhalb seiner eigenen Organisationsmöglichkeiten immer wieder explizieren, vergleichen und reorganisieren. Reflexivität ermöglicht damit Kritik, ohne eine Außenperspektive auf das Verstehen vorauszusetzen.

Gerade dadurch bleibt die systematisierte Begriffswelt offen. Neue Erfahrungen können bestehende Unterscheidungen in Frage stellen, neue Begriffe bisherige Zusammenhänge verändern und neue Erklärungen eine Reorganisation umfassender theoretischer Ordnungen erforderlich machen. Zugleich können begriffliche Probleme innerhalb einer bestehenden Ordnung selbst Anlass für deren Veränderung werden. Die Dynamik des Denkverstehens entsteht daher nicht ausschließlich durch neue Erfahrungen, sondern ebenso durch die reflexive Bearbeitung seiner eigenen Ergebnisse und durch die Erkundung des von ihm selbst hervorgebrachten Möglichkeitsraums.

In diesem Zusammenhang erhält Kohärenz eine besondere Bedeutung. Je umfassender begriffliche Zusammenhänge werden, desto stärker müssen ihre einzelnen Bestimmungen miteinander vereinbar sein. Widersprüche zwischen Begriffen, Modellen oder Erklärungen können eine Reorganisation erforderlich machen, ohne dass daraus bereits eine einzig mögliche begriffliche Ordnung folgt. Kohärenz bezeichnet daher keine Übereinstimmung des Denkens mit einer fertig gegliederten Realität, sondern eine Anforderung an die innere Organisation begrifflicher Zusammenhänge.

Kohärenz allein genügt jedoch nicht. Eine begriffliche Ordnung kann in sich widerspruchsfrei sein und dennoch für die Orientierung innerhalb der Wirklichkeit wenig tragfähig bleiben. Deshalb tritt zur inneren Kohärenz die Bewährung in weiteren Erfahrungs- und Denkzusammenhängen hinzu. Begriffe, Modelle und Theorien müssen sich daran messen lassen, ob sie neue Erfahrungen integrieren, Zusammenhänge nachvollziehbar organisieren, Erwartungen ermöglichen und mit anderen tragfähigen begrifflichen Ordnungen vereinbar bleiben. Kohärenz betrifft damit die innere Organisation eines begrifflichen Zusammenhangs, Bewährung dessen Tragfähigkeit innerhalb weiterer Verstehenszusammenhänge.

Gerade die Bewährung verhindert, dass der selbst hervorgebrachte Möglichkeitsraum des Denkverstehens mit Beliebigkeit verwechselt wird. Das Denken kann Möglichkeiten hervorbringen, die über das bisher Erfahrene hinausreichen, doch nicht jede mögliche begriffliche Konstruktion erweist sich deshalb als tragfähig. Der Möglichkeitsraum erweitert den Bereich des Denkbaren, ohne die Bedingungen seiner Bewährung aufzuheben. Die Freiheit analytischer Konstruktion und die Bindung an Bewährung stehen deshalb nicht im Gegensatz. Ihr Zusammenspiel ermöglicht es dem Denkverstehen, über das bereits Erfahrene hinauszugehen und dennoch innerhalb seiner Wirklichkeitsbildungen Orientierung zu gewinnen.

Auch diese reflexive Organisationsleistung bleibt an das Individuum gebunden. Begriffe ordnen sich nicht selbst, Modelle vergleichen sich nicht selbst und Theorien überprüfen ihre eigenen Voraussetzungen nicht. Solche Operationen vollziehen sich dort, wo Individuen begriffliche Zusammenhänge verstehen, aufeinander beziehen, prüfen und reorganisieren. Dass die daraus hervorgehenden Ordnungen sprachlich vermittelt, gesellschaftlich stabilisiert und wissenschaftlich weiterentwickelt werden können, hebt diese individuelle Grundlage nicht auf.

Gerade die Reflexivität des Denkverstehens schafft jedoch die Voraussetzung dafür, dass individuelle begriffliche Ordnungen über ihren jeweiligen Entstehungszusammenhang hinaus nachvollziehbar werden können. Je eindeutiger Begriffe bestimmt, Beziehungen expliziert und Voraussetzungen offengelegt werden, desto eher können andere Individuen diese Ordnungen nachvollziehen, prüfen, kritisieren und weiterentwickeln. Die individuelle Bindung des Verstehens wird dadurch nicht aufgehoben. Vielmehr entsteht die Möglichkeit, unterschiedliche individuelle Denkzusammenhänge über explizierte begriffliche Beziehungen aufeinander zu beziehen.

Hier liegt zugleich eine wesentliche Voraussetzung für Philosophie und Wissenschaft. Beide beruhen in besonderem Maße darauf, bereits entstandene begriffliche Ordnungen selbst zum Gegenstand weiterer Untersuchung zu machen und innerhalb des dadurch eröffneten Möglichkeitsraums alternative Ordnungen, Modelle und Erklärungen zu entwickeln. Philosophie kann die Voraussetzungen, Grenzen und Beziehungen begrifflicher Weltentwürfe reflektieren; Wissenschaft kann Begriffe, Modelle und Theorien methodisch kontrollieren, miteinander vergleichen und aufgrund ihrer Bewährung verändern. Ihre besondere Leistungsfähigkeit beruht damit nicht auf einer grundsätzlich anderen Form des Verstehens, sondern auf der systematischen Entfaltung von Möglichkeiten, die im Denkverstehen selbst entstehen.

Die methodische Präzision wissenschaftlicher Erkenntnis kann dabei die Tragfähigkeit begrifflicher Wirklichkeitsorganisation erheblich steigern. Sie ermöglicht organisationsübergreifende Überprüfung, Reproduzierbarkeit, Erklärung und Vorhersage in einem Ausmaß, das alltägliches Denken weit übersteigen kann. Wissenschaft entwickelt damit besonders leistungsfähige Verfahren zur Systematisierung und Bewährung analytischer Einheiten. Dennoch erhält sie dadurch keinen ontologischen Sonderstatus. Auch ihre Begriffe, Modelle und Theorien bleiben Organisationsleistungen des Denkverstehens und unterliegen den erkenntnistheoretischen Bedingungen ihrer Entstehung.

Dasselbe gilt in anderer Weise für die Philosophie. Ihre besondere Leistung liegt in der Möglichkeit, die Voraussetzungen begrifflicher Ordnungen selbst reflexiv zum Gegenstand zu machen. Sie kann fragen, welche Einheiten ein Denken voraussetzt, welche Unterscheidungen seine Argumentation tragen und welche Grenzen mit seinen begrifflichen Bestimmungen verbunden sind. Auch philosophische Reflexivität schafft jedoch keine Außenperspektive auf das Verstehen. Philosophie bleibt eine reflexive Organisationsform des Denkverstehens und unterliegt damit den Bedingungen, die sie selbst untersucht.

Die Systematisierung der begrifflichen Welt führt damit über die bloße Verknüpfung begrifflicher Einheiten hinaus. Das Denkverstehen kann seine eigenen Hervorbringungen erneut organisieren und innerhalb eines selbst hervorgebrachten Möglichkeitsraums Zusammenhänge entwickeln, die im Erfahrungsverstehen nicht als analytisch bestimmte Zusammenhänge vorhanden sind. Seine Reflexivität ermöglicht es, diese Hervorbringungen ihrerseits zu prüfen, zu verändern und weiterzuentwickeln. Dabei bleibt das Denkverstehen genetisch auf das Erfahrungsverstehen und die emotionale Organisation von Relevanz bezogen, ohne auf deren Organisationsweise beschränkt zu bleiben. Gerade darin liegt seine organisationale Eigenständigkeit.

Diese Eigenständigkeit bleibt jedoch erkenntnistheoretisch begrenzt. Das Denkverstehen kann Erleben und Gefühle nicht unmittelbar in seine analytische Organisationsform übernehmen, sondern nur transformiert explizieren. Es kann seine eigenen Voraussetzungen reflexiv untersuchen, ohne einen Standpunkt außerhalb des Verstehens einzunehmen. Und es kann Wirklichkeitsbildungen für die Orientierung immer weiter präzisieren, ohne daraus eine nachweisbare Annäherung an die Realität ableiten zu können. Seine Grenzen stehen seiner Produktivität daher nicht entgegen. Sie bestimmen vielmehr, unter welchen Bedingungen diese Produktivität möglich ist und welchen erkenntnistheoretischen Stellenwert ihre Ergebnisse beanspruchen können.

Damit ist zugleich die nächste Frage vorbereitet. Wenn reflexiv organisierte Begriffs- und Denkzusammenhänge sprachlich expliziert werden können, werden sie für andere Individuen nachvollziehbar, kritisierbar und veränderbar. Die individuelle Weltkonstruktion kann dadurch mit anderen individuellen Weltkonstruktionen in Beziehung treten, ohne dass deren jeweilige individuelle Grundlage aufgehoben wird. Von hier aus lässt sich rekonstruieren, unter welchen Bedingungen aus individuellen begrifflichen Welten gemeinsame begriffliche Ordnungen entstehen können.

# 6. Kommunikation und Weltkonstruktion

## Die Begegnung individueller Weltkonstruktionen

Mit der Rekonstruktion der individuellen Weltkonstruktion wurde gezeigt, wie sich innerhalb eines Individuums Erfahrungsverstehen, Denkverstehen, Sprache und begriffliche Weltorganisation entwickeln. Wenn reflexiv organisierte Begriffs- und Denkzusammenhänge sprachlich expliziert werden können, werden sie für andere Individuen nachvollziehbar, kritisierbar und veränderbar. Die individuelle Weltkonstruktion kann dadurch mit anderen individuellen Weltkonstruktionen in Beziehung treten, ohne dass deren jeweilige individuelle Grundlage aufgehoben wird. Von hier aus stellt sich die Frage, unter welchen Bedingungen aus individuellen begrifflichen Welten gemeinsame begriffliche Ordnungen entstehen können.

Diese Frage darf jedoch nicht mit der Vorstellung beginnen, zwei bereits ausgebildete Weltkonstruktionen träten einander unmittelbar gegenüber. Eine solche Beschreibung wäre aus der nachträglichen Betrachtung sozialer Beziehungen zwar möglich, würde aber deren erkenntnistheoretische Voraussetzungen bereits überspringen. Die Theorie der Einheitsbildung muss auch hier vom individuellen Verstehenszusammenhang ausgehen. Denn nur innerhalb dieses Zusammenhangs kann für das Individuum überhaupt etwas erfahren, verstanden und zum Bestandteil seiner Welt werden.

Der Ausgangspunkt dieser Rekonstruktion unterscheidet sich damit von sozialphilosophischen Ansätzen, die bereits voraussetzen, dass Individuen einander als eigenständige Personen gegenübertreten. Die Theorie der Einheitsbildung kann auch diese Voraussetzung nicht einfach übernehmen. Bevor ein anderer Mensch als eigenständiges Individuum verstanden werden kann, müssen die auf das Individuum treffenden Einwirkungen zunächst innerhalb seiner eigenen Weltkonstruktion organisiert werden. Erst im weiteren Verlauf können bestimmte Wirkungszusammenhänge einem „Anderen“ zugerechnet und dieser als eigenständiges Individuum verstanden werden.

Dies bedeutet allerdings nicht, dass zunächst eine individuelle, noch vollständig unsoziale Welt entsteht, in die andere Menschen erst nachträglich eintreten. Wirkungen anderer Menschen gehören von Anfang an zu jenen Wirkungen, innerhalb derer sich die individuelle Welt überhaupt entwickelt. Das Soziale tritt der individuellen Weltkonstruktion daher nicht erst nach deren Entstehung von außen gegenüber. Es ist über seine Wirkungen von Beginn an an ihrer Entwicklung beteiligt.

Für die grundlegenden Prozesse der Einheitsbildung besitzen diese Wirkungen zunächst keinen erkenntnistheoretischen Sonderstatus. Eine Farbe, eine Berührung, ein Geräusch, eine körperliche Empfindung, die Bewegung eines anderen Menschen oder eine sprachliche Äußerung treffen das Individuum zunächst als Wirkungen. Was diese Wirkungen voneinander unterscheidet und welche Bedeutung sie für das Individuum gewinnen, steht damit nicht bereits am Anfang fest. Es entsteht innerhalb jener fortlaufenden Prozesse der Differenzierung, emotionalen Gewichtung, Integration, Verdichtung und Stabilisierung, durch die sich Erfahrungszusammenhänge bilden.

Diese Gleichstellung auf der Ebene der Wirkung bedeutet keineswegs, dass eine Farbe, eine körperliche Empfindung und ein anderer Mensch dasselbe wären. Sie bezeichnet ausschließlich ihren erkenntnistheoretischen Ausgangspunkt innerhalb des individuellen Verstehenszusammenhangs. Was auch immer auf das Individuum einwirkt, kann für dieses nur dadurch

Bestandteil seiner Welt werden, dass seine Wirkungen innerhalb der eigenen Organisationsprozesse differenziert und in Erfahrungszusammenhänge integriert werden. Erst innerhalb dieses Prozesses entstehen jene Unterschiede, durch die Farben als Farben, körperliche Veränderungen als Empfindungen und bestimmte Wirkungszusammenhänge schließlich als Wirkungen eines anderen Menschen verstanden werden können.

Damit entsteht die Welt des Individuums nicht als Abbild einer bereits fertig gegliederten Außenwelt. Sie bildet sich als dynamischer Organisationszusammenhang fortlaufend verarbeiteter Wirkungen. Jede neue Wirkung trifft auf bereits organisierte Erfahrungen, verändert deren Zusammenhang möglicherweise und wird zugleich durch diese vorausgehenden Erfahrungen in ihrer Bedeutung mitbestimmt. Das individuelle Weltbild ist deshalb weder statisch noch abgeschlossen. Es verändert sich fortlaufend mit den Wirkungen, die innerhalb des Erfahrungsverstehens differenziert, gewichtet, integriert und neu organisiert werden.

Von hier aus lässt sich die Begegnung mit dem Anderen genauer bestimmen. Der andere Mensch tritt nicht unmittelbar mit seiner eigenen Verstehensperspektive in den individuellen Vollzugszusammenhang eines anderen Individuums ein. Zugänglich sind zunächst ausschließlich Wirkungen. Bewegungen, Gesten, Berührungen, Handlungen und später sprachliche Äußerungen werden innerhalb der eigenen Erfahrungszusammenhänge wirksam und dort organisiert. Erst aus der fortlaufenden Differenzierung, Verbindung, Wiedererkennbarkeit und Stabilisierung solcher Wirkungen kann der Andere zunehmend als eigenständiges Individuum verstanden werden.

Wenn auf der genetischen Ausgangsebene bereits vom „Anderen“ gesprochen wird, geschieht dies deshalb aus der Perspektive der nachträglichen Rekonstruktion. Sie kann bestimmte Wirkungen einem anderen Menschen zurechnen, obwohl diese Zuordnung innerhalb des ursprünglichen Erfahrungsverstehens noch nicht vorausgesetzt werden darf. Aus der Perspektive des Individuums sind zunächst Wirkungen wirksam. Erst innerhalb ihrer weiteren Organisation kann sich die Einheit dessen herausbilden, was später als ein anderer Mensch verstanden wird.

Dies bedeutet jedoch nicht, dass der Andere durch die individuelle Weltkonstruktion hervorgebracht und damit auf sie reduziert würde. An dieser Stelle gewinnt die Unterscheidung zwischen Wirklichkeit und Realität entscheidende Bedeutung. Zur individuellen Wirklichkeit gehört das, was innerhalb der Einheitsbildung organisiert, stabilisiert und verstanden werden kann. Die Wirkungen, an denen sich diese Wirklichkeitsbildung fortlaufend bewähren muss, verweisen dagegen auf eine Realität, die in den eigenen Einheitsbildungen nicht vollständig aufgeht. Realität bezeichnet dabei keine unmittelbar zugängliche Außenwelt, deren Beschaffenheit unabhängig vom individuellen Verstehen festgestellt werden könnte. Sie bleibt Möglichkeitsraum und Grenzhorizont jeder Wirklichkeitsbildung.

Auch der Andere begegnet dem Individuum über Wirkungen, die es nicht selbst hervorbringt und über deren Auftreten und Verlauf es nicht beliebig verfügen kann. Innerhalb der eigenen Wirklichkeit wird aus diesen Wirkungen ein bestimmtes Verständnis des Anderen gebildet. Dieses Verständnis kann sich bewähren, aber ebenso durch neue Wirkungen irritiert, korrigiert oder verändert werden. Der Andere ist damit einerseits nur innerhalb der eigenen Weltkonstruktion verstehbar; andererseits verweist gerade seine fortgesetzte Einwirkung, die sich dieser Konstruktion nicht vollständig fügt, auf die Realität als deren nicht aufhebbare Grenze.

Die Vorstellung des Anderen als eigenständiges Individuum bedeutet deshalb noch keinen Zugang zu dessen eigener Verstehensperspektive. Das Individuum kann aus den Wirkungen des Anderen Erfahrungen bilden, Erwartungen entwickeln und dessen Verhalten zunehmend

differenziert verstehen. Es kann ihm Absichten, Gefühle, Gedanken und eine eigene Weltkonstruktion zuschreiben. All dies geschieht jedoch innerhalb des eigenen Verstehenszusammenhangs. Die Verstehensperspektive des Anderen selbst wird dadurch nicht unmittelbar zugänglich.

Diese Grundstruktur verändert sich auch durch Kommunikation nicht. Kommunikation eröffnet keinen unmittelbaren Zugang zur Weltkonstruktion eines anderen Individuums. Eine Geste, ein Zeichen oder eine sprachliche Äußerung wirkt zunächst auf das Individuum ein und muss innerhalb seiner eigenen Erfahrungs- und Denkzusammenhänge verarbeitet werden. Was ein anderes Individuum äußert, gelangt daher nicht als fertige Bedeutung von einer individuellen Perspektive in eine andere.

Auch fremde Weltkonstruktionen können deshalb nicht unmittelbar erfahren werden. Sie können für ein Individuum nur über Wirkungen wirksam werden, die innerhalb seines eigenen Verstehenszusammenhangs erfahren, organisiert und verstanden werden. Wenn ein anderes Individuum Teile seiner Weltkonstruktion sprachlich expliziert, wirkt diese Explikation auf das verstehende Individuum ein. Sie wird dort innerhalb einer anderen Erfahrungs- und Organisationsgeschichte aufgenommen und verstanden. Was dabei entsteht, ist nicht die Übernahme der fremden Weltkonstruktion, sondern eine neue Organisation innerhalb der eigenen.

Kommunikation ist daher nicht als Übertragung identischer Bedeutungen zwischen Individuen zu verstehen. Sie vollzieht sich als wechselseitige Einwirkung individueller Weltkonstruktionen. Eine Äußerung wirkt innerhalb der Weltkonstruktion eines anderen Individuums und kann dort bestehende Erfahrungs-, Bedeutungs- und Begriffsordnungen bestätigen, irritieren, differenzieren oder verändern. Die darauf folgende Reaktion wirkt wiederum auf das erste Individuum zurück und wird dort erneut innerhalb der eigenen Weltkonstruktion verarbeitet.

Damit unterscheidet sich die Theorie der Einheitsbildung von einfachen Sender-Empfänger-Modellen, sofern diese Kommunikation als Übermittlung einer bereits bestimmten Information von einem Sender an einen Empfänger darstellen. Näher steht sie Luhmanns Einsicht, dass Kommunikation nicht als Übertragung eines Bedeutungsbestandes von einem Individuum auf ein anderes verstanden werden kann. Auch aus Sicht der Einheitsbildungstheorie entsteht Bedeutung auf der Seite des jeweils verstehenden Individuums neu. Kommunikation bildet auf diese Weise einen fortlaufenden wechselwirksamen Prozess.

Gegenüber Luhmann verschiebt sich jedoch der theoretische Ausgangspunkt. Kommunikation wird nicht als eigenständige Operation eines sozialen Systems bestimmt, die von den individuellen Verstehensprozessen analytisch getrennt werden kann. Die Theorie der Einheitsbildung rekonstruiert sie vielmehr von den individuellen Verstehensperspektiven her, innerhalb derer kommunikative Wirkungen überhaupt erst erfahren und verstanden werden können. Kommunikation entsteht damit als Wechselwirkung individueller Weltkonstruktionen, ohne dass diese miteinander verschmelzen oder eines der beteiligten Individuen seinen eigenen Vollzugszusammenhang verlassen müsste. Gerade ihre fortbestehende Verschiedenheit ermöglicht, dass kommunikative Einwirkungen bestehende Weltkonstruktionen verändern und dadurch neue Bedeutungszusammenhänge hervorbringen können.

Kommunikation bildet auf diese Weise einen fortlaufenden wechselwirksamen Prozess, ohne dass eines der beteiligten Individuen seinen individuellen Verstehenszusammenhang verlassen müsste. Gerade hierin liegt der produktive Charakter des Dialogischen. Kommunikation verbindet nicht lediglich bereits vorhandene Bedeutungen. Unterschiedliche Weltkonstruktionen treffen in ihren Wirkungen auf unterschiedliche Organisationsgeschichten. Eine Äußerung

kann deshalb innerhalb einer anderen Weltkonstruktion Zusammenhänge hervorrufen, die in dieser Form weder beim Äußernden noch beim Verstehenden zuvor vorhanden waren. Die daraus hervorgehende Reaktion kann wiederum auf die ursprüngliche Weltkonstruktion zurückwirken und dort weitere Veränderungen ermöglichen.

Die Verschiedenheit individueller Weltkonstruktionen ist deshalb nicht lediglich ein Hindernis gelingender Verständigung. Sie kann selbst produktiv werden. Ein Gedanke kann durch die Reaktion eines anderen Individuums eine Bedeutung erhalten, die sein Urheber nicht vorausgesehen hat. Eine begriffliche Unterscheidung kann aufgenommen, verändert und in einen anderen Zusammenhang gestellt werden. Widerspruch kann bestehende Einheitsbildungen irritieren, Zustimmung sie stabilisieren, und die Verbindung unterschiedlicher Erfahrungen kann neue begriffliche Zusammenhänge hervorbringen. Aus der Wechselwirkung individueller Weltkonstruktionen kann damit ein Mehrwert entstehen, der ohne diese Wechselwirkung nicht oder nicht in derselben Weise entstanden wäre.

Diese Wechselwirkung ist nicht auf die unmittelbare Begegnung zwischen Individuen beschränkt. Sprache ermöglicht es, begrifflich organisierte Weltzusammenhänge von ihrer unmittelbaren Entstehungssituation zu lösen und über räumliche und zeitliche Grenzen hinweg wirksam werden zu lassen. Ein Text, eine Erzählung, eine wissenschaftliche Theorie oder eine philosophische Argumentation kann auf Individuen einwirken, die an ihrer Entstehung nicht beteiligt waren. Auch hier wird jedoch keine Weltkonstruktion unmittelbar übertragen. Die sprachliche Explikation wird innerhalb einer anderen individuellen Weltkonstruktion verstanden und dort auf der Grundlage einer anderen Erfahrungs- und Organisationsgeschichte neu integriert.

Damit kann dialogische Wechselwirkung auch mittelbar erfolgen. Ein Individuum kann auf die sprachlich stabilisierten Explikationen längst vergangener Individuen reagieren, deren Begriffe verändern, weiterentwickeln oder zurückweisen; und die daraus entstehenden Explikationen können wiederum auf andere Individuen einwirken. Die produktive Wechselwirkung individueller Weltkonstruktionen ist deshalb nicht an die Gleichzeitigkeit oder unmittelbare Anwesenheit ihrer Träger gebunden. Sprache erweitert die Möglichkeiten ihrer wechselseitigen Wirksamkeit erheblich.

Gerade daraus darf jedoch nicht geschlossen werden, dass durch Kommunikation neben den individuellen Weltkonstruktionen eine eigenständige gemeinsame Verstehensperspektive entstünde. Jede kommunikative Wirkung wird weiterhin innerhalb eines individuellen Verstehenszusammenhangs erfahren, organisiert und verstanden. Auch dasjenige, was aus dialogischer Wechselwirkung neu hervorgeht, kann nur innerhalb individueller Weltkonstruktionen wirksam werden. Der kommunikative Mehrwert bildet deshalb keine zusätzliche, überindividuelle Innenperspektive.

Das Gemeinsame besitzt keinen eigenen Ort des Verstehens unabhängig von den beteiligten Individuen. Es besteht vielmehr darin, dass sich innerhalb unterschiedlicher individueller Weltkonstruktionen durch fortgesetzte wechselseitige Einwirkungen aufeinander bezogene und hinreichend übereinstimmende Erfahrungs-, Bedeutungs- und Begriffsordnungen herausbilden können. Diese Gemeinsamkeiten heben die Unterschiede der individuellen Perspektiven nicht auf. Sie bleiben jeweils individuell organisiert und können deshalb auch unterschiedlich verstanden, verändert und weiterentwickelt werden.

Von einer gemeinsamen Welt kann folglich nur insofern gesprochen werden, als Individuen innerhalb ihrer jeweils eigenen Verstehensperspektive Weltkonstruktionen ausbilden, die durch

fortgesetzte wechselseitige Einwirkungen aufeinander bezogen sind und hinreichende Gemeinsamkeiten ermöglichen. Es gibt keine gemeinsame Innenperspektive oder gemeinsame Weltkonstruktion neben den individuellen Weltkonstruktionen. Es gibt vielmehr individuelle Weltkonstruktionen, innerhalb derer durch kommunikative Wechselwirkung Gemeinsamkeit entstehen kann.

Damit stellt sich jedoch eine neue Frage. Wenn Bedeutungen ausschließlich innerhalb individueller Weltkonstruktionen entstehen und es keinen davon unabhängigen gemeinsamen Bedeutungsraum gibt, wie können Individuen dann überhaupt Bedeutungen ausbilden, die für andere hinreichend nachvollziehbar und anschlussfähig sind? Die bloße wechselseitige Einwirkung reicht dafür noch nicht aus. Damit aus ihr eine stabilere Form gemeinsamer Bedeutungsbildung hervorgehen kann, müssen Wirkungen wiedererkennbar werden und innerhalb unterschiedlicher individueller Weltkonstruktionen auf hinreichend entsprechende Bedeutungszusammenhänge bezogen werden können.

An dieser Stelle gewinnen Symbole ihre besondere Bedeutung. Sie übertragen keine fertigen Bedeutungen von einer individuellen Perspektive in eine andere. Sie können vielmehr als wiedererkennbare Einheiten auf unterschiedliche Individuen einwirken und innerhalb ihrer jeweiligen Weltkonstruktionen Bedeutungszusammenhänge aktivieren, die sich im Verlauf fortgesetzter Kommunikation aufeinander beziehen und stabilisieren können. Ihre Gemeinsamkeit liegt deshalb nicht in einer Bedeutung, die unabhängig von den Individuen im Symbol selbst enthalten wäre, sondern in der hinreichenden Entsprechung der Bedeutungszusammenhänge, die durch dasselbe Symbol innerhalb unterschiedlicher individueller Verstehensperspektiven hervorgerufen werden können.

Damit wird die Frage nach gemeinsamer Welt zur Frage nach den Bedingungen gemeinsamer Bedeutungsbildung. Wie können Symbole innerhalb unterschiedlicher individueller Weltkonstruktionen zu hinreichend stabilen Bezugspunkten werden, obwohl ihre Bedeutung jeweils nur innerhalb eines individuellen Verstehenszusammenhangs entsteht? Die Rekonstruktion dieser Möglichkeit bildet den Gegenstand des folgenden Kapitels.

## Symbole als Grundlage gemeinsamer Bedeutungsbildung

Die Begegnung individueller Weltkonstruktionen hat gezeigt, dass Kommunikation die individuelle Verstehensperspektive nicht aufhebt. Auch die Äußerungen anderer Individuen werden als Einwirkungen innerhalb der jeweils eigenen Weltkonstruktion erfahren, organisiert und verstanden. Bedeutungen können deshalb nicht als bereits fertige Einheiten von einem Individuum auf ein anderes übertragen werden. Damit stellt sich unmittelbar die nächste Frage: Wie kann unter diesen Voraussetzungen überhaupt gemeinsames Verstehen entstehen? Weshalb gelingt Verständigung trotz unterschiedlicher individueller Organisationsgeschichten?

Die Theorie der Einheitsbildung kann diese Frage weder durch die Annahme eines von den Individuen unabhängigen gemeinsamen Bedeutungsbestandes noch durch die Vorstellung seiner Übertragung beantworten. Wenn jedes Verstehen innerhalb einer individuellen Perspektive stattfindet, muss auch dasjenige, was als gemeinsame Bedeutung erscheint, innerhalb individueller Weltkonstruktionen entstehen. Gemeinsamkeit kann daher nicht darin bestehen, dass mehrere Individuen tatsächlich dieselbe Bedeutung besitzen. Sie besteht vielmehr darin, dass sich ihre jeweils individuellen Bedeutungsbildungen in der Kommunikation hinreichend aufeinander beziehen können.

An dieser Stelle gewinnen Symbole ihre besondere Bedeutung.

Symbole übertragen keine fertigen Bedeutungen. Ihre grundlegende Leistung besteht darin, wiedererkennbare Einheiten bereitzustellen, auf die sich unterschiedliche individuelle Verstehensprozesse beziehen können. Ein Symbol schafft damit nicht selbst Gemeinsamkeit. Es ermöglicht vielmehr, dass sich innerhalb unterschiedlicher individueller Verstehenszusammenhänge Bedeutungszusammenhänge bilden, die durch wiederholte kommunikative Bezugnahme zunehmend aufeinander abgestimmt werden können.

Diese Bestimmung unterscheidet sich von einem Verständnis, das Symbole lediglich als Zeichen oder Informationsträger auffasst. Ein Symbol enthält seine Bedeutung nicht in einer Weise, die unabhängig von dem Individuum bestünde, das es versteht. Seine Bedeutung entsteht jeweils innerhalb einer individuellen Erfahrungs- und Denkgeschichte. Seine besondere kommunikative Leistung besteht deshalb nicht im Transport einer Bedeutung, sondern in seiner Wiedererkennbarkeit als Bezugspunkt unterschiedlicher Verstehensprozesse.

Ein Wort, eine mathematische Formel, ein Bild, eine Geste, ein Verkehrszeichen, ein Geldschein oder eine religiöse Darstellung kann auf unterschiedliche Individuen einwirken. Was diese Einwirkung jeweils bedeutet, entscheidet sich innerhalb ihrer individuellen Weltkonstruktionen. Gerade weil jedoch dasselbe oder hinreichend wiedererkennbare Symbol wiederholt verwendet werden kann, entsteht die Möglichkeit, die unterschiedlichen Bedeutungsbildungen kommunikativ aufeinander zu beziehen.

Das Symbol bildet damit einen besonderen Fall jener Wirkungen, die innerhalb der individuellen Verstehensperspektive organisiert werden. Seine Besonderheit liegt nicht darin, dass für symbolische Wirkungen andere Bedingungen der Einheitsbildung gelten würden. Sie liegt darin, dass das Symbol als wiedererkennbare Einheit erneut verwendet werden kann und dadurch wiederholte Bezugnahmen ermöglicht. Individuen können auf dasselbe Symbol reagieren, seine Verwendung bestätigen, zurückweisen, korrigieren oder verändern. Dadurch kann das Symbol zum stabilen Bezugspunkt fortgesetzter Kommunikation werden.

Die eigentliche Leistung des Symbols besteht deshalb nicht in der Herstellung identischer Bedeutungen. Es schafft vielmehr eine Bedingung dafür, dass individuelle Bedeutungsbildungen trotz ihrer jeweiligen Eigenständigkeit fortlaufend aufeinander bezogen werden können.

Dieser Prozess lässt sich bereits an einem einfachen sprachlichen Austausch erkennen. Ein Individuum verwendet ein Wort oder formuliert eine Aussage. Diese Äußerung wirkt auf ein anderes Individuum ein und wird innerhalb dessen eigener Erfahrungs- und Denkzusammenhänge verstanden. Seine Reaktion wirkt wiederum auf das erste Individuum zurück. Sie kann dessen Erwartung bestätigen, aber ebenso erkennen lassen, dass das verwendete Symbol anders verstanden wurde als erwartet. Eine weitere Äußerung kann daraufhin erläutern, unterscheiden, korrigieren oder präzisieren. Was dabei geschieht, ist keine schrittweise Übertragung einer ursprünglich vorhandenen Bedeutung. Es ist eine fortlaufende wechselseitige Veränderung individueller Bedeutungsbildungen.

Gerade hierin zeigt sich erneut der dialogische Charakter der Kommunikation. Jede Äußerung verändert die Bedingungen, unter denen weitere Äußerungen verstanden werden. Jede Reaktion kann auf bestehende Bedeutungszusammenhänge zurückwirken. Kommunikation erschöpft sich daher nicht in einer Folge einzelner Mitteilungen. Sie bildet einen wechselwirksamen Prozess, innerhalb dessen unterschiedliche individuelle Weltkonstruktionen über symbolische Einwirkungen aufeinander reagieren.

Darin liegt zugleich der produktive Mehrwert symbolisch vermittelter Kommunikation. Individuen gleichen nicht lediglich bereits vorhandene Bedeutungen miteinander ab. Weil eine symbolische Äußerung innerhalb einer anderen Organisationsgeschichte verstanden wird, kann sie dort Bedeutungszusammenhänge hervorrufen, die in dieser Form zuvor nicht bestanden. Die darauf folgende Reaktion kann wiederum auf die ursprüngliche Weltkonstruktion zurückwirken und auch dort neue Differenzierungen oder begriffliche Zusammenhänge ermöglichen. Symbolische Kommunikation kann deshalb innerhalb der beteiligten Weltkonstruktionen Neues hervorbringen, ohne dass dieses Neue einer davon unabhängigen gemeinsamen Innenperspektive zugerechnet werden müsste.

Besonders deutlich wird diese Struktur am Missverständnis. Missverständnisse sind nicht lediglich Störungen eines ansonsten identischen Bedeutungsverkehrs. Sie machen vielmehr sichtbar, dass Bedeutungen innerhalb unterschiedlicher individueller Verstehensperspektiven entstehen. Ein Individuum verwendet ein Symbol mit einem bestimmten Bedeutungszusammenhang; ein anderes organisiert dieselbe symbolische Einwirkung aufgrund seiner eigenen Erfahrungs- und Denkgeschichte anders. Erst die Reaktion lässt die Differenz erkennbar werden.

Gerade dadurch kann das Missverständnis produktiv werden. Es erzeugt die Möglichkeit weiterer kommunikativer Einwirkungen: Nachfragen, Erläuterungen, Beispiele, Abgrenzungen oder Korrekturen. Die individuellen Bedeutungsbildungen können sich dadurch verändern und einander zunehmend entsprechen. Verständigung besteht deshalb nicht in der nachträglichen Herstellung vollständiger Bedeutungsidentität. Sie entsteht dort, wo die jeweils individuellen Bedeutungsbildungen hinreichend aufeinander abgestimmt sind, um weitere Kommunikation und gemeinsames Handeln zu ermöglichen.

Mit wiederholter Kommunikation können sich solche Entsprechungen stabilisieren. Individuen entwickeln Erwartungen darüber, wie bestimmte Symbole verwendet werden und welche Reaktionen ihre Verwendung wahrscheinlich hervorruft. Ein Wort muss nicht in jeder Situation neu ausgehandelt werden; ein Verkehrszeichen muss nicht bei jeder Begegnung erneut erklärt werden; eine mathematische Formel kann innerhalb eines entsprechenden Zusammenhangs verwendet werden, weil bereits weitgehend stabilisierte Erwartungen über ihre Verwendung bestehen.

Stabilisiert wird dabei nicht eine von den Individuen unabhängig existierende Bedeutung. Stabilisiert werden vielmehr innerhalb individueller Weltkonstruktionen Erwartungen darüber, wie symbolische Einwirkungen verstanden werden können und wie andere Individuen voraussichtlich auf sie reagieren. Gerade diese Erwartungsstabilisierung ermöglicht es, dass Kommunikation zunehmend voraussetzungsreicher werden kann. Nicht jede Bedeutung muss in jedem Kommunikationsvorgang von Neuem aufgebaut werden.

Von gemeinsamer Bedeutung kann daher nur in einem genau bestimmten Sinn gesprochen werden. Sie bezeichnet keinen Bedeutungsbestand, der außerhalb oder zwischen den Individuen existiert. Gemeinsame Bedeutung liegt vielmehr dort vor, wo die innerhalb unterschiedlicher Weltkonstruktionen mit einem Symbol verbundenen Bedeutungszusammenhänge hinreichend aufeinander bezogen und stabilisiert sind, um wechselseitiges Verstehen und anschließende Kommunikation zu ermöglichen.

Damit zeigt sich auch die kulturelle Bedeutung von Symbolen. Sprache, Schrift, mathematische Zeichen, Bilder, Rituale, Geld, rechtliche Begriffe oder wissenschaftliche Formeln können über lange Zeiträume hinweg zu außerordentlich stabilen Bezugspunkten kommunikativer Prozesse werden. Ihre Beständigkeit beruht jedoch nicht darauf, dass in ihnen eine für alle Individuen

identische Bedeutung gespeichert wäre. Sie beruht darauf, dass ihre wiederholte Verwendung innerhalb individueller Weltkonstruktionen Erwartungen stabilisiert, die eine hinreichend übereinstimmende Verwendung und ein hinreichend übereinstimmendes Verstehen ermöglichen.

Sprache erweitert diese Möglichkeit in besonderer Weise. Symbolische Einwirkungen müssen nicht auf die unmittelbare Begegnung von Individuen beschränkt bleiben. Schriftlich oder auf andere Weise stabilisierte Symbole können über räumliche und zeitliche Grenzen hinweg auf individuelle Weltkonstruktionen einwirken. Individuen können dadurch auf begriffliche Explikationen reagieren, deren Urheber ihnen niemals begegnet sind. Auch hier bleibt das Verstehen individuell. Gerade die Stabilisierung von Symbolen ermöglicht jedoch eine kommunikative Wirksamkeit, die weit über die unmittelbare dialogische Situation hinausreicht.

Symbole sind damit Organisationsmedien der Einheitsbildung. Sie ersetzen individuelles Verstehen nicht und erzeugen keine von den Individuen unabhängige gemeinsame Bedeutungswelt. Sie ermöglichen vielmehr, dass unterschiedliche individuelle Weltkonstruktionen ihre Bedeutungsbildungen an wiedererkennbaren Bezugspunkten aufeinander beziehen, wechselseitig korrigieren und stabilisieren können. Ihre besondere Leistung besteht darin, die Individualität des Verstehens mit der Möglichkeit kommunikativer Gemeinsamkeit zu verbinden.

Damit ist jedoch noch nicht erklärt, wie aus einzelnen symbolisch vermittelten Kommunikationsprozessen jene dauerhafteren Ordnungen hervorgehen können, die Individuen als gemeinsame sprachliche, soziale oder kulturelle Welt erfahren. Denn wiederholte symbolische Verständigung bleibt nicht folgenlos. Bestimmte Verwendungen stabilisieren sich, Erwartungen werden zunehmend verlässlich, Regeln bilden sich heraus und bereits entstandene kommunikative Ordnungen werden für weitere Kommunikation vorausgesetzt. Individuen treffen damit zunehmend auf symbolisch strukturierte Zusammenhänge, an deren Entstehung sie selbst nur teilweise oder überhaupt nicht beteiligt waren und die dennoch innerhalb ihrer eigenen Weltkonstruktion wirksam werden.

Auch daraus entsteht jedoch keine von den individuellen Verstehensperspektiven unabhängige gemeinsame Weltkonstruktion. Zu erklären ist vielmehr, wie stabilisierte symbolische und kommunikative Ordnungen auf Individuen einwirken, von ihnen innerhalb ihrer jeweiligen Weltkonstruktionen verstanden und durch ihre weitere Kommunikation bestätigt, verändert oder weiterentwickelt werden. Das Gemeinsame gewinnt dadurch Beständigkeit, ohne einen eigenen Ort des Verstehens unabhängig von den beteiligten Individuen zu erhalten.

Damit verschiebt sich die Fragestellung ein weiteres Mal. Nachdem rekonstruiert wurde, wie Symbole eine hinreichende Abstimmung individueller Bedeutungsbildungen ermöglichen, ist nun zu untersuchen, wie sich solche symbolisch vermittelten Abstimmungen über einzelne Kommunikationsvorgänge hinaus stabilisieren und zu dauerhafteren kommunikativen Ordnungen verdichten können. Erst dadurch lässt sich erklären, wie Individuen innerhalb ihrer jeweils eigenen Verstehensperspektive eine Welt erfahren können, deren sprachliche, soziale und kulturelle Ordnungen sie als mit anderen geteilt verstehen.

Die Rekonstruktion dieser kommunikativen Organisation der gemeinsamen Welt bildet den nächsten Schritt.

# Die kommunikative Organisation der gemeinsamen Welt

Mit der symbolisch vermittelten Abstimmung individueller Bedeutungsbildungen ist die Entstehung gemeinsamer Welt noch nicht hinreichend erklärt. Das vorangegangene Kapitel hat gezeigt, wie Symbole als wiedererkennbare Bezugspunkte ermöglichen, dass unterschiedliche individuelle Weltkonstruktionen kommunikativ aufeinander einwirken und sich ihre Bedeutungsbildungen hinreichend aufeinander beziehen können. Damit ist jedoch zunächst nur erklärt, wie Verständigung zwischen Individuen möglich wird. Offen bleibt, wie aus solchen einzelnen Verständigungsprozessen kommunikative Ordnungen hervorgehen können, die den jeweiligen Kommunikationsakt überdauern und auch für Individuen wirksam werden, die an ihrer Entstehung nicht beteiligt waren.

Gerade diese Frage ist für das Verständnis einer gemeinsamen Welt entscheidend. Denn gemeinsame Welt kann, wie gezeigt wurde, keine zusätzliche gemeinsame Innenperspektive oder Weltkonstruktion neben den individuellen Weltkonstruktionen bezeichnen. Es gibt keine gemeinsame Verstehensperspektive, innerhalb derer Bedeutungen unabhängig von den beteiligten Individuen verstanden würden. Alles Verstehen bleibt individuelles Verstehen. Dennoch begegnen Individuen sprachlichen und kommunikativen Ordnungen, die sie nicht selbst hervorgebracht haben und über die sie nicht beliebig verfügen können. Sprache, Begriffe, Ausdrucksweisen und kommunikative Erwartungen sind für das einzelne Individuum bereits wirksam, bevor es selbst an ihrer weiteren Ausgestaltung beteiligt ist.

Damit entsteht ein zunächst paradox erscheinender Zusammenhang. Kommunikative Ordnungen können ohne individuelle Verstehensprozesse weder entstehen noch fortbestehen. Zugleich können sie gegenüber jedem einzelnen Individuum eine Wirksamkeit gewinnen, die von dessen eigener Weltkonstruktion unabhängig erscheint. Damit muss erklärt werden, wie kommunikative Zusammenhänge eine solche relative Eigenständigkeit entwickeln können, ohne ihnen eine eigene Verstehensperspektive, ein eigenes Verstehen oder eine von den Individuen unabhängige Weltkonstruktion zuzuschreiben.

Der Ausgangspunkt liegt weiterhin in der kommunikativen Wechselwirkung individueller Weltkonstruktionen. Wird ein Symbol wiederholt verwendet, werden die damit verbundenen individuellen Bedeutungsbildungen nicht lediglich in jeder einzelnen Situation neu aufeinander bezogen. Erfolgreiche Verständigungen verändern zugleich die Erwartungen der beteiligten Individuen. Sie lernen, welche Verwendungen eines Symbols voraussichtlich verstanden werden, welche Reaktionen zu erwarten sind und welche Unterscheidungen innerhalb bestimmter Kommunikationszusammenhänge vorausgesetzt werden können. Frühere Kommunikation verändert damit die Bedingungen späterer Kommunikation.

Diese Veränderung ist von grundlegender Bedeutung. Kommunikation beginnt zunehmend nicht mehr voraussetzungslos. Ein Wort muss nicht bei jeder Verwendung neu bestimmt, eine sprachliche Unterscheidung nicht bei jeder Äußerung erneut ausgehandelt und eine kommunikative Erwartung nicht in jeder Situation neu hergestellt werden. Was sich in vorausgegangenen Kommunikationsprozessen hinreichend bewährt hat, kann innerhalb individueller Weltkonstruktionen als Erwartung stabilisiert und bei späterer Kommunikation vorausgesetzt werden.

Damit entsteht kommunikative Kontinuität. Sie besteht jedoch nicht darin, dass frühere Kommunikation irgendwo außerhalb der Individuen gespeichert würde. Sie besteht darin, dass vorausgegangene kommunikative Erfahrungen in individuellen Weltkonstruktionen fortwirken und durch erneute symbolische Verwendung immer wieder aktualisiert werden können.

Individuen greifen auf bereits organisierte Bedeutungs- und Erwartungszusammenhänge zurück, bestätigen sie durch ihre weitere Verwendung und wirken dadurch wiederum auf die Weltkonstruktionen anderer Individuen ein.

Die kommunikative Ordnung entsteht somit aus einer fortlaufenden Rückbezüglichkeit. Frühere Kommunikation prägt individuelle Erwartungen; diese Erwartungen beeinflussen spätere Kommunikation; spätere Kommunikation bestätigt, verändert oder korrigiert wiederum die bereits entstandenen Erwartungen. Auf diese Weise können sich bestimmte Symbolverwendungen, begriffliche Unterscheidungen und kommunikative Erwartungen über einzelne Situationen hinaus stabilisieren.

Gerade diese Stabilisierung verleiht kommunikativen Ordnungen ihre relative Eigenständigkeit. Sie sind nicht deshalb eigenständig, weil sie unabhängig von Individuen existierten. Eigenständig werden sie relativ zum einzelnen Individuum, weil ihre Entstehung nicht mehr auf dessen eigene Organisationsgeschichte zurückgeführt werden kann und ihre Veränderung nicht seiner alleinigen Verfügung unterliegt. Ein Individuum tritt in Kommunikationszusammenhänge ein, deren sprachliche Unterscheidungen, Symbolverwendungen und Erwartungen bereits durch unzählige vorausgegangene kommunikative Wechselwirkungen geprägt worden sind.

Damit kehrt auf einer neuen Ebene eine Struktur wieder, die bereits für die Begegnung mit dem Anderen entscheidend war. Was das Individuum nicht selbst hervorgebracht hat, kann auf seine Weltkonstruktion einwirken und dort neue Organisationsprozesse auslösen. Auch bereits stabilisierte kommunikative Ordnungen begegnen dem Individuum über solche Wirkungen. Ein Wort, eine sprachliche Regel, eine etablierte Begriffsverwendung oder eine kommunikative Erwartung wird innerhalb des eigenen Verstehenszusammenhangs erfahren und verstanden, ist aber in seiner Entstehung und Verwendung nicht auf diesen individuellen Zusammenhang zurückführbar.

Hier gewinnt erneut die Unterscheidung zwischen Realität und Wirklichkeit Bedeutung. Kommunikative Ordnungen werden für das Individuum über Wirkungen wirksam, die innerhalb seiner eigenen Wirklichkeitsbildung aufgenommen und verstanden werden müssen. Das Individuum kann eine sprachliche Regel verstehen, eine Begriffsverwendung übernehmen oder eine kommunikative Erwartung erkennen; dieses Verständnis bleibt jedoch Bestandteil seiner individuellen Weltkonstruktion. Die kommunikative Ordnung selbst wird dadurch nicht zu einer eigenständigen verstehenden Instanz.

Ihre relative Eigenständigkeit besteht vielmehr in ihrer Wirksamkeit. Ein Individuum kann eine etablierte Bedeutung anders verstehen, eine sprachliche Regel zurückweisen oder eine kommunikative Erwartung verletzen. Es kann damit aber nicht ohne Weiteres deren Wirksamkeit für andere Individuen aufheben. Die kommunikative Ordnung reicht über seine eigene Weltkonstruktion hinaus, weil sie gleichzeitig in zahlreichen anderen individuellen Weltkonstruktionen aktualisiert und durch fortgesetzte Kommunikation bestätigt werden kann.

Gerade darin liegt der entscheidende Unterschied zwischen individueller und kommunikativer Stabilisierung. Eine individuell stabilisierte Bedeutung kann sich verändern, wenn das Individuum seine Erfahrungen neu organisiert. Eine kommunikativ stabilisierte Bedeutung ist dagegen in eine Vielzahl individueller Weltkonstruktionen und fortlaufender kommunikativer Wechselwirkungen eingebunden. Ihre Veränderung setzt deshalb nicht lediglich eine individuelle Reorganisation voraus, sondern muss sich in weiteren Kommunikationsprozessen bewähren und verbreiten.

Die Eigenständigkeit kommunikativer Ordnung beruht damit nicht auf einem eigenen Träger, sondern auf der Verteilung ihrer Wirksamkeit über eine Vielzahl individueller Weltkonstruktionen. Gerade weil kommunikative Erwartungen gleichzeitig innerhalb vieler unterschiedlicher individueller Verstehensperspektiven aktualisiert werden können, gewinnen sie eine Stabilität, die gegenüber jedem einzelnen Individuum als eigenständig erscheint. Kein einzelnes Individuum trägt die kommunikative Ordnung allein; dennoch kann sie ohne individuelle Träger weder verstanden noch fortgeführt werden.

Damit lässt sich auch der Begriff der gemeinsamen Welt weiter präzisieren. Gemeinsam ist nicht eine Weltkonstruktion, die zwischen oder über den Individuen existiert. Gemeinsam ist vielmehr die kommunikative Bezogenheit individueller Weltkonstruktionen, insofern in ihnen hinreichend entsprechende Symbole, Bedeutungen und Erwartungen stabilisiert sind und in fortgesetzter Kommunikation wechselseitig vorausgesetzt werden können. Die gemeinsame Welt besitzt daher keine eigene Verstehensperspektive außerhalb der individuellen Weltkonstruktionen. Ihre Stabilität entsteht aus deren fortgesetzter kommunikativer Bezogenheit.

Diese Bestimmung macht zugleich verständlich, weshalb gemeinsame Welt sowohl stabil als auch veränderbar sein kann. Kommunikative Ordnungen können über lange Zeiträume bestehen, weil sie innerhalb vieler individueller Weltkonstruktionen immer wieder aktualisiert und durch Kommunikation bestätigt werden. Sie bleiben jedoch grundsätzlich veränderbar, weil jede Aktualisierung zugleich eine neue individuelle Organisation voraussetzt. Symbole können anders verstanden, Begriffe neu bestimmt, Erwartungen enttäuscht und bisherige Verwendungen verändert werden. Stabilität und Veränderbarkeit sind deshalb keine Gegensätze, sondern zwei Momente desselben kommunikativen Organisationsprozesses.

An dieser Stelle zeigt sich die Nähe zum späten Wittgenstein. Auch für ihn ist sprachliche Bedeutung nicht unabhängig von ihrem Gebrauch zu verstehen, sondern in gemeinsame sprachliche Praxis eingebunden. Die Theorie der Einheitsbildung nimmt diese Einsicht auf, verschiebt jedoch den genetischen Ausgangspunkt. Denn auch Sprachspiele, Regeln und etablierte Verwendungsweisen müssen innerhalb individueller Weltkonstruktionen verstanden werden können, bevor sie für ein Individuum wirksam werden. Der gemeinsame Gebrauch erklärt die Stabilisierung sprachlicher Bedeutung, setzt aber die Möglichkeit individueller Einheitsbildung bereits voraus.

Die Theorie der Einheitsbildung fragt deshalb einen Schritt zurück: Wie kann eine gemeinsame sprachliche Praxis entstehen, wenn alles Verstehen zunächst innerhalb individueller Verstehensperspektiven stattfindet? Ihre Antwort liegt in der fortgesetzten symbolisch vermittelten Wechselwirkung individueller Weltkonstruktionen. Sprachliche Praxis wird dadurch weder auf isolierte Individuen reduziert noch zu einer von ihnen unabhängigen Wirklichkeit verselbständigt. Sie entsteht aus ihren kommunikativen Beziehungen und wirkt zugleich auf ihre weiteren Weltkonstruktionen zurück.

Gerade an diesem Punkt zeigt sich auch die Nähe und zugleich die Differenz zu Luhmanns Kommunikationstheorie. Die Theorie der Einheitsbildung teilt die Einsicht, dass Kommunikation nicht auf die Übertragung identischer Bedeutungen reduziert werden kann und dass kommunikative Zusammenhänge eine erhebliche Eigenstabilität entwickeln. Sie folgt jedoch nicht der theoretischen Konsequenz, Kommunikation als selbstreferentielle Operation eines sozialen Systems vom individuellen Verstehen abzulösen. Aus Sicht der Einheitsbildungstheorie besitzt Kommunikation kein eigenes Verstehen. Ihre relative Eigenständigkeit muss vielmehr aus der Stabilisierung und fortgesetzten Wechselwirkung individueller Verstehensprozesse erklärt werden.

Dies bedeutet nicht, die Wirksamkeit kommunikativer Ordnungen zu unterschätzen. Im Gegenteil: Gerade ihre Verteilung über viele individuelle Weltkonstruktionen kann ihnen eine außerordentliche Stabilität verleihen. Ein einzelnes Individuum kann eine Sprache nicht beliebig verändern, die Verwendung eines Begriffs nicht allein festlegen und kommunikative Erwartungen nicht nach Belieben außer Kraft setzen. Es trifft auf kommunikative Ordnungen, die vor ihm entstanden sind, auf es einwirken und seine eigene Weltkonstruktion mitprägen.

Damit verändert sich das Verhältnis von Individuum und kommunikativer Ordnung. Was genetisch nur aus individuellen Einheitsbildungs- und Kommunikationsprozessen entstehen konnte, kann nach seiner Stabilisierung selbst zu einer Bedingung weiterer individueller Einheitsbildung werden. Das Hervorgebrachte wirkt auf diejenigen zurück, durch deren fortgesetzten Vollzug es erhalten wird. Kommunikative Ordnung ist deshalb zugleich Ergebnis individueller Weltkonstruktionen und Bedingung ihrer weiteren Entwicklung.

Genau darin liegt ihre relative Eigenständigkeit. Sie besitzt weder eine eigene Verstehensperspektive noch ein eigenes Verstehen und kann ohne Individuen nicht fortbestehen. Dennoch ist sie für das einzelne Individuum nicht verfügbar. Sie tritt ihm als bereits stabilisierter Wirkungszusammenhang entgegen, wird innerhalb seiner Weltkonstruktion erfahren und verstanden und beeinflusst dadurch seine weiteren Möglichkeiten des Verstehens und Handelns. Ihre Eigenständigkeit ist deshalb relational: unabhängig vom einzelnen Individuum, aber nicht unabhängig von Individuen überhaupt.

Mit dieser Einsicht ist jedoch eine Grenze erreicht, an der der Begriff der Kommunikation allein nicht mehr ausreicht. Denn stabilisierte kommunikative Erwartungen bleiben nicht auf Sprache und unmittelbare Verständigung beschränkt. Sie können sich zu Regeln, Rollen, Konventionen, Institutionen, kulturellen Bedeutungsordnungen und normativen Erwartungen verdichten. Solche Zusammenhänge bestehen bereits, bevor einzelne Individuen in sie eintreten, und können deren Weltkonstruktionen und Handlungsmöglichkeiten erheblich prägen. Zugleich bleiben auch sie darauf angewiesen, innerhalb individueller Verstehenszusammenhänge verstanden, aktualisiert und durch weiteres Handeln und Kommunizieren fortgeführt zu werden.

Damit stellt sich die weiterführende Frage, wie aus der relativen Eigenständigkeit kommunikativer Ordnungen jene noch stärker stabilisierten Zusammenhänge hervorgehen können, die als soziale Wirklichkeit erfahren werden. Zu erklären ist, wie etwas, das ausschließlich aus individuellen und kommunikativen Einheitsbildungsprozessen hervorgegangen ist, gegenüber dem einzelnen Individuum eine solche Beständigkeit und Wirksamkeit gewinnen kann, dass es ihm als bereits bestehende soziale Ordnung begegnet.

Die kommunikative Organisation der gemeinsamen Welt bildet damit den Übergang zwischen individueller Weltkonstruktion und sozialer Wirklichkeit. Sie zeigt, wie Gemeinsamkeit entstehen und sich stabilisieren kann, ohne eine gemeinsame Verstehensperspektive oder eine überindividuelle Weltkonstruktion vorauszusetzen. Zugleich macht sie verständlich, wie das Ergebnis fortgesetzter kommunikativer Wechselwirkungen seinerseits auf Individuen zurückwirken und dadurch eine relative Eigenständigkeit gewinnen kann.

Die Rekonstruktion dieser **sozialen Wirklichkeit und ihrer relativen Eigenständigkeit** bildet den nächsten Schritt.

## Soziale Wirklichkeit und ihre relative Eigenständigkeit

Mit der kommunikativen Organisation der gemeinsamen Welt wurde gezeigt, wie sich aus wiederholten symbolisch vermittelten Wechselwirkungen individuelle Bedeutungsbildungen zunehmend aufeinander beziehen und stabilisieren können. Frühere Kommunikation verändert die Erwartungen späterer Kommunikation; wiederkehrende Symbolverwendungen werden vertraut; Begriffe, sprachliche Unterscheidungen und kommunikative Erwartungen können vorausgesetzt werden, ohne in jeder Situation neu ausgehandelt werden zu müssen. Damit entsteht eine kommunikative Kontinuität, die den einzelnen Kommunikationsakt überdauert.

Mit dieser Stabilisierung ist jedoch eine weitere Entwicklung verbunden. Kommunikative Ordnungen können sich über lange Zeiträume hinweg so weit verdichten, dass sie nicht mehr nur als Ergebnisse vorausgegangener Verständigung erscheinen. Für nachfolgende Individuen treten sie vielmehr als bereits bestehende sprachliche, normative, institutionelle und kulturelle Zusammenhänge auf. Sprache, Regeln, Rollen, Institutionen, wissenschaftliche Konventionen, Werte und kulturelle Traditionen gehören zu solchen stabilisierten Organisationsformen. Sie bilden das, was im Folgenden als soziale Wirklichkeit bezeichnet werden soll.

Damit ist allerdings kein neuer Wirklichkeitsbereich gemeint, der neben den individuellen Weltkonstruktionen bestehen würde. Die bisherige erkenntnistheoretische Grenze bleibt auch hier bestehen. Es gibt keine gemeinsame Verstehensperspektive, innerhalb derer eine Gesellschaft, eine Institution oder eine Kultur ihre Welt verstehen könnte. Alles Verstehen bleibt an individuelle Verstehensprozesse gebunden. Soziale Wirklichkeit bezeichnet daher keine überindividuelle Weltkonstruktion, sondern die Gesamtheit jener stabilisierten sozialen Organisationszusammenhänge, die aus fortgesetzten kommunikativen Wechselwirkungen hervorgegangen sind und auf individuelle Weltkonstruktionen zurückwirken können.

**Nicht die Existenz und relative Eigenständigkeit gemeinsamer oder sozialer Ordnungen wird damit bestritten, sondern die Annahme einer von Individuen unabhängigen gemeinsamen Verstehensperspektive. Soziale Ordnungen können das einzelne Individuum überdauern, seine Handlungsmöglichkeiten strukturieren und seine Weltkonstruktion erheblich beeinflussen. Sie besitzen jedoch keine eigene Verstehensperspektive; verstanden, aktualisiert und verändert werden sie nur innerhalb individueller Verstehensprozesse. Entsprechendes gilt grundsätzlich für Abstrakta und Symbole. Begriffe, Regeln, Werte, Institutionen, mathematische Zeichen oder sprachliche Symbole können eine erhebliche Stabilität und organisationsübergreifende Wirksamkeit gewinnen, ohne selbst zu verstehen. Bedeutung gewinnen und wirksam werden sie als solche nur innerhalb individueller Verstehensprozesse.**

Gerade diese Rückwirkung verleiht sozialer Wirklichkeit ihre besondere Stellung. Was genetisch nur durch individuelle Einheitsbildungs- und Kommunikationsprozesse entstehen konnte, kann nach seiner Stabilisierung selbst zu einer Bedingung weiterer individueller Einheitsbildung werden. Individuen werden in sprachliche, kulturelle, rechtliche und institutionelle Zusammenhänge hineingeboren, die lange vor ihnen entstanden sind. Sie begegnen Begriffen, Regeln, Erwartungen und sozialen Rollen, an deren Hervorbringung sie selbst nicht beteiligt waren und die dennoch auf ihre Erfahrungs- und Weltkonstruktion einwirken.

Damit entsteht ein Verhältnis, das auf den ersten Blick widersprüchlich erscheinen kann. Soziale Wirklichkeit ist ohne Individuen weder entstanden noch fortsetzbar. Für das einzelne Individuum erscheint sie dennoch als etwas bereits Vorhandenes, das seiner eigenen Verfügung

weitgehend entzogen ist. Ein einzelnes Individuum kann die Bedeutung eines Wortes anders verstehen, eine gesellschaftliche Norm zurückweisen oder eine Institution kritisieren. Es kann damit jedoch nicht ohne Weiteres die sprachliche Verwendung, normative Geltung oder institutionelle Wirksamkeit aufheben, die sich innerhalb zahlreicher anderer individueller Weltkonstruktionen und kommunikativer Zusammenhänge stabilisiert hat.

Genau darin besteht die relative Eigenständigkeit sozialer Wirklichkeit. Sie ist unabhängig vom einzelnen Individuum, aber nicht unabhängig von Individuen überhaupt. Ihre Stabilität beruht darauf, dass soziale Organisationszusammenhänge nicht in einer einzigen Weltkonstruktion verankert sind, sondern über eine Vielzahl individueller Weltkonstruktionen verteilt und durch fortgesetzte kommunikative Vollzüge immer wieder aktualisiert werden. Kein einzelnes Individuum trägt eine Sprache, eine Institution oder eine kulturelle Tradition allein. Zugleich kann keine dieser sozialen Organisationsformen ohne Individuen verstanden, bestätigt, verändert oder weitergeführt werden.

Die relative Eigenständigkeit sozialer Wirklichkeit verlangt deshalb weder die Annahme einer eigenständigen sozialen Substanz noch eines kollektiven Bewusstseins. Sie lässt sich aus der Stabilisierung und Verteilung kommunikativer Organisationszusammenhänge erklären. Je mehr Individuen bestimmte Symbole, Erwartungen, Regeln und Begriffsordnungen innerhalb ihrer eigenen Weltkonstruktionen aktualisieren und in ihrer Kommunikation voraussetzen, desto größer wird ihre Stabilität gegenüber dem einzelnen Individuum.

Dabei darf diese Stabilität nicht mit Unveränderlichkeit verwechselt werden. Gerade weil soziale Organisationsformen immer wieder innerhalb individueller Weltkonstruktionen aktualisiert werden müssen, bleiben sie grundsätzlich veränderbar. Die Verwendung eines Begriffs kann sich verschieben, eine Norm kann ihre Geltung verlieren, eine Institution kann umgestaltet und eine kulturelle Tradition neu interpretiert werden. Veränderung entsteht jedoch nicht dadurch, dass eine soziale Ordnung sich selbst reorganisiert. Sie vollzieht sich dadurch, dass Individuen bestehende soziale Einwirkungen innerhalb ihrer eigenen Weltkonstruktionen anders verstehen, darauf anders reagieren und diese Veränderungen wiederum kommunikativ wirksam werden lassen.

Damit zeigt sich eine doppelte Bewegungsrichtung. Individuelle Weltkonstruktionen bringen durch ihre kommunikative Wechselwirkung soziale Organisationszusammenhänge hervor. Stabilisierte soziale Organisationszusammenhänge wirken ihrerseits auf weitere individuelle Weltkonstruktionen zurück. Diese Rückwirkung verändert die Bedingungen, unter denen neue Erfahrungen organisiert, Begriffe gebildet und kommunikative Erwartungen entwickelt werden. Das Hervorgebrachte wird dadurch zur Bedingung weiterer Hervorbringung.

Dieser Zusammenhang darf jedoch nicht als geschlossener Kreislauf verstanden werden, in dem soziale Wirklichkeit die individuelle Einheitsbildung vollständig bestimmt. Auch soziale Einwirkungen treffen das Individuum zunächst innerhalb seines eigenen Verstehenszusammenhangs. Sie müssen erfahren, organisiert und verstanden werden. Ein sprachlicher Ausdruck, eine rechtliche Vorschrift, eine religiöse Symbolik oder eine gesellschaftliche Rollenerwartung besitzt keine unmittelbar übertragbare Bedeutung. Was sie für ein Individuum bedeuten, entsteht innerhalb dessen eigener Erfahrungs- und Organisationsgeschichte.

Damit gilt auch für soziale Wirklichkeit die bereits entwickelte Unterscheidung von Realität und Wirklichkeit. Stabilisierte soziale Organisationszusammenhänge können auf das Individuum durch Wirkungen einwirken, die es nicht selbst hervorbringt und über die es nicht beliebig verfügen kann. Was diese Wirkungen jedoch bedeuten und wie sie in die eigene Welt

integriert werden, entsteht innerhalb der individuellen Wirklichkeitsbildung. Soziale Wirklichkeit wirkt damit auf individuelle Weltkonstruktionen ein, ohne jemals unmittelbar in sie überzugehen.

Diese Unterscheidung verhindert zugleich zwei entgegengesetzte Verkürzungen. Einerseits wäre es falsch, soziale Wirklichkeit auf bloße individuelle Vorstellungen zu reduzieren. Sprachliche, normative oder institutionelle Zusammenhänge besitzen gegenüber dem einzelnen Individuum eine reale Wirksamkeit, weil sie in zahlreichen anderen Weltkonstruktionen und Kommunikationsprozessen stabilisiert sind. Andererseits wäre es ebenso problematisch, ihnen einen vom individuellen Verstehen unabhängigen ontologischen Status zuzuschreiben. Ihre Wirksamkeit ist real, ihre soziale Bedeutung bleibt jedoch an individuelle Wirklichkeitsbildungen und kommunikative Aktualisierungen gebunden.

An dieser Stelle lässt sich auch die Nähe zu sozialphilosophischen und systemtheoretischen Ansätzen genauer bestimmen. Diese haben mit Recht darauf hingewiesen, dass soziale Ordnungen nicht als bloße Summe einzelner Handlungen verstanden werden können. Institutionen, Normen oder Kommunikationszusammenhänge entwickeln Strukturen, die das Verhalten und Verstehen einzelner Individuen weit über deren ursprüngliche Intentionen hinaus beeinflussen können. Die Theorie der Einheitsbildung bestreitet diese relative Eigenständigkeit nicht. Sie versucht vielmehr, deren genetische Entstehung zu rekonstruieren.

Die Differenz liegt deshalb nicht in der Beobachtung sozialer Eigenstabilität, sondern in ihrer Erklärung. Aus Sicht der Einheitsbildungstheorie folgt aus der relativen Eigenständigkeit sozialer Organisationsformen nicht, dass diese selbst verstehen, beobachten oder kommunizieren könnten. Solche Zuschreibungen würden eine Organisationsleistung auf die soziale Ebene übertragen, deren Vollzug weiterhin individuelle Verstehensperspektiven voraussetzt. Soziale Wirklichkeit kann kommunikative Erwartungen stabilisieren, Handlungsmöglichkeiten strukturieren und auf Individuen zurückwirken; sie besitzt aber keine eigene Erfahrungs- oder Weltperspektive.

Gerade an der Institution lässt sich dieser Zusammenhang besonders deutlich erkennen. Eine Institution ist weder lediglich die Summe der Individuen, die ihr angehören, noch eine von ihnen unabhängige gesellschaftliche Wesenheit. Sie ist ein hochstabilisierter Zusammenhang von Rollen, Regeln, Symbolen, Erwartungen, Verfahren und kommunikativen Anschlussmöglichkeiten. Diese können ein einzelnes Individuum überdauern und ihm gegenüber als bereits bestehende Ordnung auftreten. Ihre Fortdauer setzt jedoch immer wieder Individuen voraus, die diese Regeln verstehen, Rollen übernehmen, Entscheidungen treffen, Symbole verwenden und die institutionellen Zusammenhänge kommunikativ aktualisieren.

Dasselbe gilt für Werte und Normen. Ihre soziale Wirksamkeit erschöpft sich nicht darin, dass ein einzelnes Individuum ihnen zustimmt. Gerade weil sie innerhalb vieler Weltkonstruktionen und Kommunikationszusammenhänge stabilisiert sind, können sie auch auf Individuen einwirken, die sie ablehnen. Dennoch besitzen sie keine Geltung unabhängig von jeder individuellen und kommunikativen Aktualisierung. Ihre Beständigkeit ist das Ergebnis fortgesetzter sozialer Reproduktion, ihre Veränderung das Ergebnis veränderter individueller Weltkonstruktionen und kommunikativer Wechselwirkungen.

Auch Sprache zeigt diese doppelte Struktur besonders deutlich. Kein einzelnes Individuum erschafft die Sprache, in die es hineinwächst. Ihre Begriffe, grammatischen Formen und Verwendungsweisen begegnen ihm als bereits vorhandene Ordnung. Zugleich existiert Sprache nicht unabhängig davon, dass Individuen sie sprechen, verstehen, verändern und weitergeben. Ihre

relative Eigenständigkeit besteht gerade darin, dass sie das einzelne Individuum überdauert und seine Möglichkeiten des Denkens und Kommunizierens beeinflusst, ohne selbst Träger eines Verstehens zu sein.

Damit lässt sich soziale Wirklichkeit als eine besondere Form stabilisierter Rückwirkung begreifen. Individuelle Weltkonstruktionen erzeugen in kommunikativer Wechselwirkung Organisationszusammenhänge, die über einzelne Situationen und Individuen hinaus Bestand gewinnen. Diese Organisationszusammenhänge treffen nachfolgende Individuen wiederum als Wirkungen, die sie nicht selbst hervorgebracht haben, und werden innerhalb ihrer jeweiligen Verstehensperspektiven verstanden. Durch ihre weitere Verwendung, Anerkennung, Veränderung oder Zurückweisung werden sie erneut kommunikativ wirksam. Soziale Wirklichkeit entsteht und besteht in dieser fortlaufenden Rückkopplung.

Gerade deshalb ist ihre relative Eigenständigkeit weder bloßer Schein noch ontologische Selbstständigkeit. Sie ist eine reale Folge der Stabilisierung, Verteilung und fortgesetzten Aktualisierung sozialer Organisationszusammenhänge. Sozialen Ordnungen kommt gegenüber dem einzelnen Individuum eine Wirksamkeit zu, die dessen eigene Weltkonstruktion übersteigt. Diese Wirksamkeit bleibt jedoch vollständig darauf angewiesen, immer wieder innerhalb individueller Verstehensprozesse erfahren, verstanden und weitergeführt zu werden.

Damit verändert sich auch das Verhältnis zwischen individueller und sozialer Weltkonstruktion. Das Individuum konstruiert seine Welt niemals unabhängig von sozialen Einwirkungen. Sprache, Normen, Institutionen, kulturelle Deutungen und gesellschaftliche Erwartungen gehören zu den Wirkungen, die auf seine Erfahrungsorganisation treffen und sie mitprägen. Dennoch werden sie nicht einfach übernommen. Sie müssen innerhalb der eigenen Organisationsgeschichte verarbeitet werden. Gerade deshalb können Individuen dieselbe soziale Ordnung unterschiedlich verstehen, akzeptieren, verändern oder zurückweisen.

Soziale Wirklichkeit begrenzt und erweitert individuelle Weltkonstruktionen zugleich. Sie begrenzt sie, weil bereits stabilisierte sprachliche, normative und institutionelle Ordnungen nicht beliebig verfügbar sind. Sie erweitert sie, weil Individuen auf Erfahrungs-, Bedeutungs- und Wissenszusammenhänge zurückgreifen können, die sie selbst niemals hätten hervorbringen können. Sprache, wissenschaftliche Begriffe, kulturelle Überlieferungen oder institutionalisierte Verfahren ermöglichen individuelle Weltkonstruktionen, deren Voraussetzungen weit über die eigene Erfahrungsgeschichte hinausreichen.

Gerade darin zeigt sich erneut der produktive Mehrwert sozialer Wechselwirkung. Was innerhalb individueller Weltkonstruktionen entsteht, kann kommunikativ stabilisiert, von anderen Individuen aufgenommen, verändert und über Generationen hinweg weitergeführt werden. Spätere Individuen können an solchen stabilisierten Organisationsleistungen anknüpfen, ohne deren gesamte Entstehungsgeschichte selbst durchlaufen zu müssen. Die relative Eigenständigkeit sozialer Wirklichkeit ermöglicht damit eine historische Kumulation von Bedeutungen, Erfahrungen, Regeln und Wissen.

Auch dieser kumulative Zusammenhang bildet jedoch keine von den Individuen unabhängige Weltkonstruktion. Er bleibt darauf angewiesen, in immer neuen individuellen Verstehensprozessen aktualisiert zu werden. Ein Buch, ein Gesetz, eine wissenschaftliche Theorie oder eine religiöse Überlieferung kann lange bestehen; ihre Bedeutung wird jedoch erst wirksam, wenn Individuen sie lesen, verstehen, interpretieren und in weitere kommunikative Zusammenhänge einbringen. Die materielle oder symbolische Stabilisierung ermöglicht Dauer, ersetzt aber nicht den individuellen Verstehensvollzug.

Damit gelangt die Theorie der Einheitsbildung zu einer doppelten Bestimmung sozialer Wirklichkeit. Soziale Wirklichkeit besitzt gegenüber dem einzelnen Individuum eine erhebliche Stabilität, Wirksamkeit und Eigendynamik. Zugleich besitzt sie weder eine eigene Verstehensperspektive noch ein von individuellen Verstehensprozessen unabhängiges Verstehen. Ihre relative Eigenständigkeit entsteht gerade daraus, dass individuell hervorgebrachte Organisationszusammenhänge kommunikativ vervielfältigt, stabilisiert und über einzelne Individuen hinweg fortgeführt werden können.

An diesem Punkt stellt sich jedoch eine letzte grundlegende Frage. Wenn individuelle Weltkonstruktionen von Beginn an durch soziale Einwirkungen geprägt werden, wenn Sprache und kulturelle Ordnungen ihre Entwicklung mitbestimmen und wenn soziale Wirklichkeit eine solche relative Eigenständigkeit gewinnen kann, lässt sich dann überhaupt noch daran festhalten, dass das Individuum die grundlegende Voraussetzung der Weltkonstruktion bleibt?

Die bisherige Rekonstruktion spricht gerade dafür. Denn so weit die sozialen Organisationszusammenhänge auch reichen und so stark ihre Rückwirkungen auf individuelle Weltkonstruktionen auch werden: Sie besitzen keinen eigenen Ort des Erfahrens, Verstehens oder Bedeutungsbildens. Wirkungen werden von Individuen erfahren. Bedeutungen entstehen innerhalb individueller Weltkonstruktionen. Symbole werden von Individuen verstanden. Kommunikation wird durch individuelle Verstehensprozesse ermöglicht, und auch stabilisierte soziale Ordnungen können nur dadurch wirksam bleiben, dass sie innerhalb individueller Verstehenszusammenhänge immer wieder aktualisiert werden.

Die zunehmende Eigenständigkeit sozialer Wirklichkeit hebt die erkenntnistheoretische Grundstellung des Individuums daher nicht auf. Sie macht vielmehr sichtbar, wie weitreichend die Folgen individueller Einheitsbildung werden können. Aus individuellen Weltkonstruktionen entstehen kommunikative Zusammenhänge; aus kommunikativen Zusammenhängen stabilisierte soziale Ordnungen; und diese wirken wiederum auf weitere individuelle Weltkonstruktionen zurück. An jedem Punkt dieses Prozesses bleibt jedoch das Individuum derjenige Zusammenhang, innerhalb dessen Wirkungen erfahren, Einheiten gebildet und Bedeutungen verstanden werden können.

Damit führt die Rekonstruktion sozialer Wirklichkeit zurück zu ihrem Ausgangspunkt – allerdings auf einer erweiterten Ebene. Das Individuum ist niemals sozial isoliert, niemals unabhängig von Sprache, Kommunikation oder kulturellen Ordnungen. Dennoch können weder Sprache noch Kommunikation noch soziale Wirklichkeit den individuellen Verstehenszusammenhang ersetzen, innerhalb dessen sie überhaupt erst Bedeutung gewinnen.

Warum das Individuum trotz aller kommunikativen und sozialen Organisationsformen das grundlegende Medium der Weltkonstruktion bleibt, bildet deshalb die abschließende Frage dieses Teils.

## Das Individuum bleibt das Medium der Weltkonstruktion

Mit der Rekonstruktion individueller Weltkonstruktion, symbolisch vermittelter Kommunikation und sozialer Wirklichkeit schließt sich der Gedankengang dieses Teils. Ausgangspunkt war die Frage, wie eine Welt, die sich für jedes Individuum ausschließlich innerhalb seines eigenen Verstehenszusammenhangs organisiert, überhaupt zu einer mit anderen geteilten Welt werden kann. Die vorangegangenen Untersuchungen haben gezeigt, dass diese Frage weder durch die

Annahme unmittelbar gemeinsamer Bedeutungen noch durch die Vorstellung einer überindividuellen gemeinsamen Weltkonstruktion beantwortet werden kann.

Alles, was für ein Individuum zu seiner Welt gehören kann, muss zunächst auf dieses Individuum einwirken und innerhalb seiner eigenen Organisationsprozesse erfahren, differenziert und integriert werden. Dies gilt für Farben und Empfindungen ebenso wie für andere Menschen, sprachliche Äußerungen, Symbole, kommunikative Erwartungen oder bereits stabilisierte soziale Ordnungen. Die Unterschiede zwischen ihnen sind für die entwickelte Welt des Individuums erheblich; für ihren erkenntnistheoretischen Zugang gilt jedoch dieselbe grundlegende Bedingung: Sie können für das Individuum nur innerhalb seines eigenen Verstehenszusammenhangs wirksam und Bestandteil seiner Wirklichkeit werden.

Auch der Andere bildet hiervon keine Ausnahme. Seine Verstehensperspektive wird niemals unmittelbar zugänglich. Was auf das Individuum trifft, sind Wirkungen, die im Verlauf der eigenen Einheitsbildung organisiert und schließlich einem anderen Individuum zugerechnet werden können. Der Andere wird dadurch als eigenständiges Individuum verständlich, ohne dass seine eigene Weltkonstruktion unmittelbar erfahren werden könnte. Gerade seine nicht vollständig verfügbare Einwirkung verweist zugleich auf jene Realität, die in der individuellen Wirklichkeitsbildung nicht aufgeht und den Möglichkeitsraum und Grenzhorizont ihrer fortlaufenden Bewährung bildet.

Diese erkenntnistheoretische Grundstruktur wird durch Kommunikation nicht aufgehoben. Kommunikation eröffnet keinen unmittelbaren Zugang von einer individuellen Verstehensperspektive zu einer anderen. Auch sprachliche Äußerungen gelangen nicht als bereits fertige Bedeutungen von einem Individuum in ein anderes. Sie wirken auf das jeweils andere Individuum ein und müssen innerhalb dessen eigener Erfahrungs- und Denkzusammenhänge verstanden werden. Kommunikation überträgt deshalb keine identischen Bedeutungen, sondern ermöglicht eine fortlaufende Wechselwirkung individueller Weltkonstruktionen.

Gerade diese Wechselwirkung erweist sich jedoch als produktiv. Individuelle Weltkonstruktionen sind nicht deshalb kommunikativ anschlussfähig, weil sie identisch wären, sondern gerade weil unterschiedliche Organisationsgeschichten aufeinander einwirken können. Eine Äußerung trifft innerhalb einer anderen Weltkonstruktion auf andere Erfahrungen, andere Bedeutungszusammenhänge und andere begriffliche Ordnungen. Die daraus hervorgehende Reaktion kann wiederum auf die ursprüngliche Weltkonstruktion zurückwirken. Auf diese Weise können neue Erfahrungs-, Bedeutungs- und Denkzusammenhänge entstehen, die ohne diese dialogische Wechselwirkung nicht oder nicht in derselben Weise entstanden wären.

Der kommunikative Mehrwert hebt dabei die Individualität des Verstehens nicht auf. Was aus der Wechselwirkung neu hervorgeht, muss wiederum innerhalb individueller Weltkonstruktionen organisiert werden. Es entsteht keine dritte, zwischen oder über den Individuen liegende Verstehensperspektive. Es gibt auch keine gemeinsame Weltkonstruktion, die neben den individuellen Weltkonstruktionen bestehen würde. Gemeinsamkeit entsteht vielmehr innerhalb der weiterhin eigenständigen individuellen Perspektiven dadurch, dass sich ihre Bedeutungs- und Begriffsordnungen über fortgesetzte wechselseitige Einwirkungen hinreichend aufeinander beziehen können.

Symbole bilden dafür eine entscheidende Voraussetzung. Sie übertragen keine Bedeutungen, sondern ermöglichen wiedererkennbare Bezugnahmen. Ein Wort, eine Geste, ein mathematisches Zeichen oder eine andere symbolische Einheit kann auf unterschiedliche Individuen einwirken und innerhalb ihrer jeweils eigenen Weltkonstruktion Bedeutungszusammenhänge

hervorrufen. Durch wiederholte Verwendung, Rückmeldung, Bestätigung und Korrektur können sich diese Bedeutungsbildungen zunehmend aufeinander beziehen. Das Symbol wird dadurch zum Organisationsmedium kommunikativer Abstimmung, ohne selbst Träger einer Bedeutung unabhängig von den Individuen zu sein, die es verstehen.

Aus wiederholter symbolisch vermittelter Kommunikation können sich schließlich Erwartungen stabilisieren, die einzelne Kommunikationssituationen überdauern. Begriffe, sprachliche Verwendungen, Regeln und kommunikative Erwartungen müssen dann nicht bei jeder Begegnung neu hervorgebracht werden. Frühere Kommunikation verändert die Voraussetzungen späterer Kommunikation. Auf diese Weise entstehen kommunikative Ordnungen, die gegenüber dem einzelnen Individuum eine zunehmende Stabilität gewinnen.

Mit dieser Stabilisierung entsteht die Grundlage sozialer Wirklichkeit. Sprache, Normen, Rollen, Institutionen, kulturelle Deutungen und wissenschaftliche Konventionen können einzelne Individuen überdauern und bereits wirksam sein, bevor ein bestimmtes Individuum in sie eintritt. Sie besitzen deshalb gegenüber dem einzelnen Individuum eine erhebliche Eigenständigkeit. Kein Individuum kann eine Sprache allein verändern, eine gesellschaftliche Norm nach Belieben aufheben oder die Bedeutung etablierter Begriffe ausschließlich für andere bestimmen.

Gerade diese Eigenständigkeit darf jedoch nicht mit ontologischer Selbstständigkeit verwechselt werden. Soziale Wirklichkeit besitzt keine eigene Verstehensperspektive. Sie erfährt nichts, versteht nichts und bildet keine Bedeutungen unabhängig von Individuen. Ihre relative Eigenständigkeit beruht darauf, dass kommunikative Organisationszusammenhänge innerhalb einer Vielzahl individueller Weltkonstruktionen stabilisiert und durch fortgesetzte kommunikative Vollzüge immer wieder aktualisiert werden. Sie ist damit unabhängig vom einzelnen Individuum, niemals jedoch unabhängig von individuellen Verstehensprozessen überhaupt.

In dieser Unterscheidung liegt der Schlüssel zum Verhältnis von Individuum und sozialer Wirklichkeit. Was genetisch aus individuellen Einheitsbildungs- und Kommunikationsprozessen hervorgegangen ist, kann nach seiner Stabilisierung auf spätere Individuen zurückwirken und deren weitere Weltkonstruktion erheblich mitprägen. Das Hervorgebrachte wird damit selbst zu einer Bedingung weiterer Hervorbringung. Ein Individuum wächst in eine bereits sprachlich, kulturell und institutionell strukturierte Umwelt hinein. Es muss diese Ordnungen nicht neu erzeugen, sondern kann an Organisationsleistungen anknüpfen, die lange vor seiner eigenen Existenz entstanden sind.

Damit verliert die individuelle Einheitsbildung jedoch nicht ihre grundlegende Stellung. Auch eine bereits bestehende Sprache muss von einem Individuum gehört, gelesen oder anderweitig erfahren und innerhalb seiner eigenen Organisationsgeschichte verstanden werden. Auch eine soziale Norm kann nur dadurch Bedeutung gewinnen, dass sie innerhalb eines individuellen Verstehenszusammenhangs organisiert wird. Eine Institution kann auf ein Individuum einwirken, ohne dass dieses ihre Entstehung beeinflusst hätte; was diese Institution für das Individuum bedeutet, entsteht jedoch wiederum innerhalb seiner eigenen Wirklichkeitsbildung.

Hier zeigt sich erneut das Verhältnis von Realität und Wirklichkeit. Soziale, sprachliche und institutionelle Ordnungen können auf das Individuum durch Wirkungen treffen, die es nicht selbst hervorbringt und über die es nicht beliebig verfügen kann. Das Verständnis dieser Wirkungen gehört jedoch zur individuellen Wirklichkeit. Auch auf der sozialen Ebene bleibt Wirklichkeit deshalb das Ergebnis individueller Einheitsbildung, während Realität den Horizont

jener Wirkungen bezeichnet, an denen sich diese Wirklichkeitsbildung fortlaufend bewähren muss.

Damit lässt sich auch genauer bestimmen, was es bedeutet, das Individuum als Medium der Weltkonstruktion zu bezeichnen. Der Begriff des Mediums soll weder besagen, dass das Individuum seine Welt willkürlich hervorbringt, noch dass alles, was ihm begegnet, lediglich aus ihm selbst stammt. Das Gegenteil ist der Fall. Die individuelle Weltkonstruktion ist fortlaufend Wirkungen ausgesetzt, über die das Individuum nicht verfügt und die seine bisherigen Organisationszusammenhänge bestätigen, irritieren oder verändern können. Das Individuum ist Medium der Weltkonstruktion, weil nur innerhalb seines individuellen Verstehenszusammenhangs aus solchen Wirkungen Erfahrungen, Einheiten, Bedeutungen und Weltzusammenhänge entstehen können.

Auch die später entwickelten Organisationsebenen ändern daran nichts. Sprache besitzt eine hohe Eigenstabilität, aber sie versteht sich nicht selbst. Symbole können über Jahrhunderte hinweg bestehen, aber ihre Bedeutung wird nur innerhalb individueller Weltkonstruktionen aktualisiert. Kommunikation kann komplexe und dauerhafte Zusammenhänge entwickeln, aber sie besitzt keine eigene Verstehensperspektive. Institutionen können Entscheidungen strukturieren und Handlungen ermöglichen oder begrenzen, doch auch ihre Regeln müssen von Individuen verstanden und vollzogen werden. Wissenschaft entwickelt hochstabile begriffliche und methodische Ordnungen, doch Theorien werden von Individuen gedacht, geprüft, kritisiert und weiterentwickelt.

Die Formulierung, Sprache spreche nicht, Kommunikation kommuniziere nicht, Gesellschaft verstehe nicht und Wissenschaft denke nicht, bezeichnet daher keine Herabsetzung dieser Organisationsformen. Sie markiert vielmehr eine erkenntnistheoretische Grenze. Sprache, Kommunikation, Gesellschaft und Wissenschaft können Wirkungen organisieren, Erwartungen stabilisieren und individuelle Weltkonstruktionen in außerordentlichem Maße prägen. Sie besitzen jedoch keinen eigenen Ort des Erfahrens und Verstehens, der an die Stelle des individuellen Verstehensvollzugs treten könnte.

Gerade darin unterscheidet sich die Theorie der Einheitsbildung von Ansätzen, die soziale oder kommunikative Organisationsformen selbst zum eigentlichen Träger des Verstehens machen. Sie bestreitet keineswegs deren relative Eigenständigkeit, ihre historische Stabilität oder ihre Rückwirkung auf Individuen. Sie fragt jedoch nach den Bedingungen, unter denen diese Eigenständigkeit überhaupt möglich wird. Dabei zeigt sich, dass keine spätere Organisationsebene ihre genetische Grundlage vollständig hinter sich lassen kann. Was kommunikativ und sozial stabilisiert wird, muss immer wieder innerhalb individueller Weltkonstruktionen aktualisiert werden, um überhaupt wirksam bleiben zu können.

Das bedeutet ebenso wenig, dass das Individuum als isolierter Ursprung einer Welt verstanden werden dürfte. Eine solche Vorstellung wäre nach den vorangegangenen Rekonstruktionen ebenso unhaltbar. Das Individuum ist von Beginn an Einwirkungen ausgesetzt, unter denen die Wirkungen anderer Menschen eine zentrale Bedeutung gewinnen. Seine Erfahrungswelt entwickelt sich innerhalb sozialer Zusammenhänge, seine begriffliche Welt wird durch Sprache geprägt, und seine weitere Weltkonstruktion greift auf kulturelle und gesellschaftliche Organisationsleistungen zurück, die weit über seine eigene Lebensgeschichte hinausreichen.

Das Individuum ist daher weder vorsozial noch unabhängig von sozialer Wirklichkeit. Seine erkenntnistheoretische Vorrangstellung besteht nicht in einer zeitlichen oder gesellschaftlichen Unabhängigkeit. Sie besteht ausschließlich darin, dass alle Wirkungen, gleichgültig ob sie als

natürlich, körperlich, kommunikativ oder sozial verstanden werden, für eine Weltkonstruktion nur innerhalb eines individuellen Verstehenszusammenhangs erfahren und organisiert werden können.

Damit wird zugleich verständlich, weshalb individuelle und soziale Weltkonstruktion nicht als konkurrierende Erklärungsebenen verstanden werden dürfen. Individuelle Einheitsbildung ermöglicht Kommunikation. Kommunikation ermöglicht die Stabilisierung symbolischer und begrifflicher Ordnungen. Aus solchen Stabilisierungen können soziale Organisationsformen mit erheblicher relativer Eigenständigkeit hervorgehen. Diese wirken wiederum auf individuelle Weltkonstruktionen zurück und verändern deren weitere Möglichkeiten des Erfahrens, Verstehens und Handelns. Der gesamte Zusammenhang ist deshalb zirkulär im Sinne einer fortlaufenden Rückwirkung, nicht aber im Sinne einer Aufhebung seiner genetischen Voraussetzungen.

Was aus individueller Einheitsbildung hervorgeht, kann auf individuelle Einheitsbildung zurückwirken und zu einer ihrer weiteren Bedingungen werden. Gerade diese Rückwirkung erklärt, weshalb soziale Wirklichkeit dem einzelnen Individuum mit einer solchen Selbstverständlichkeit und Stabilität begegnen kann. Sie erklärt zugleich, weshalb soziale Ordnungen verändert werden können: Weil ihre Stabilität immer wieder durch individuelle Verstehens- und Kommunikationsprozesse aktualisiert werden muss, können veränderte individuelle Weltkonstruktionen auch Veränderungen kommunikativer und sozialer Ordnungen hervorbringen.

Hierin liegt zugleich eine weitere Bedeutung der dialogischen Wechselwirkung. Individuen übernehmen soziale Wirklichkeit nicht lediglich. Sie verarbeiten sie innerhalb ihrer eigenen Erfahrungs- und Denkzusammenhänge und können dadurch neue Bedeutungen, neue Unterscheidungen und neue Perspektiven hervorbringen. Werden diese wiederum kommunikativ wirksam, können sie auf andere Weltkonstruktionen einwirken und schließlich bestehende soziale Ordnungen verändern. Der individuelle Verstehenszusammenhang ist daher nicht nur der Ort, an dem soziale Wirklichkeit reproduziert wird. Er ist zugleich der Ort, von dem aus ihre Veränderung möglich wird.

Damit schließt sich der Gedankengang dieses Teils. Aus der individuellen Perspektive wurde zunächst rekonstruiert, wie der Andere über seine Wirkungen Bestandteil der eigenen Erfahrungswelt werden kann. Es wurde gezeigt, wie Kommunikation unterschiedliche Weltkonstruktionen aufeinander bezieht, ohne ihre Verstehensperspektiven miteinander zu verschmelzen. Symbole ermöglichen stabile Bezugnahmen, dialogische Wechselwirkungen erzeugen neuen Bedeutungs- und Erkenntnisgewinn, kommunikative Erwartungen verdichten sich zu dauerhafteren Ordnungen, und aus diesen können soziale Organisationsformen hervorgehen, die gegenüber dem einzelnen Individuum eine erhebliche relative Eigenständigkeit gewinnen.

An keiner Stelle dieses Prozesses entsteht jedoch eine neue Verstehensperspektive neben oder über den individuellen Perspektiven. Auch die gemeinsame Welt besitzt keinen solchen eigenständigen Ort des Verstehens. Gemeinsamkeit bezeichnet vielmehr die innerhalb individueller Weltkonstruktionen hervorgebrachte und kommunikativ stabilisierte Bezogenheit von Erfahrungs-, Bedeutungs- und Begriffsordnungen. Soziale Wirklichkeit kann diese Gemeinsamkeiten über einzelne Individuen und Generationen hinweg stabilisieren, ohne selbst zum Träger eines Verstehens zu werden.

Das Individuum bleibt deshalb das Medium der Weltkonstruktion. Nicht weil es seine Welt unabhängig von anderen hervorbrächte, sondern gerade weil auch alle Einwirkungen anderer Individuen, alle sprachlichen und kommunikativen Zusammenhänge und schließlich alle

sozialen Organisationsformen nur innerhalb eines individuellen Verstehenszusammenhangs zu Erfahrungen, Bedeutungen und Welt werden können. Seine Welt ist von Anfang an relational, kommunikativ beeinflussbar und sozial geprägt; verstanden und organisiert werden kann sie dennoch nur im individuellen Vollzug.

Damit ist zugleich die Grenze dieser Rekonstruktion erreicht. Gezeigt wurde, wie individuelle Weltkonstruktionen entstehen, miteinander in Beziehung treten und kommunikative sowie soziale Ordnungen hervorbringen können, ohne dass die individuelle Grundlage des Verstehens aufgehoben wird. Damit stellt sich nun eine andere erkenntnistheoretische Frage. Wenn Welt immer innerhalb individueller Einheitsbildungsprozesse entsteht, wenn Bedeutungen zwischen Individuen nicht identisch übertragen werden können und wenn selbst gemeinsame begriffliche und soziale Ordnungen auf individuellen Weltkonstruktionen beruhen, wie können dann Aussagen den Anspruch erheben, nicht lediglich individuell gültig, sondern wahr und objektiv zu sein?

Die Frage nach Wahrheit und Objektivität beginnt damit nicht außerhalb der Theorie der Einheitsbildung. Sie entsteht aus deren bisheriger Rekonstruktion selbst.

# 7. Wahrheit und Objektivität

## Wahrheit und Bewährung

Mit der Rekonstruktion individueller Weltkonstruktion, kommunikativer Wechselwirkung und sozialer Wirklichkeit stellt sich nun eine der grundlegenden erkenntnistheoretischen Fragen: Was kann Wahrheit bedeuten, wenn jede Erfahrung, jede Bedeutung und jede begriffliche Bestimmung ausschließlich innerhalb individueller Einheitsbildungsprozesse entsteht? Führt die Bindung aller Erkenntnis an individuelle Verstehensperspektiven notwendig zu einem Relativismus, oder lässt sich gerade von dieser Bindung aus erklären, weshalb bestimmte Erkenntnisse einen Geltungsanspruch entwickeln können, der weit über ein einzelnes Individuum hinausreicht?

Die Theorie der Einheitsbildung beantwortet diese Frage nicht dadurch, dass sie neben den individuellen Weltkonstruktionen einen unabhängigen Ort der Wahrheit annimmt. Ein solcher Ort wäre erkenntnistheoretisch ebenso problematisch wie die zuvor zurückgewiesene Vorstellung einer überindividuellen gemeinsamen Welt. Wenn alles Verstehen innerhalb individueller Verstehenszusammenhänge stattfindet, kann auch Wahrheit nicht von einem Standpunkt aus begründet werden, der diese Verstehenszusammenhänge bereits verlassen hätte.

Damit ist jedoch keineswegs gesagt, dass Wahrheit bloß individuelle Überzeugung sei. Eine Einheitsbildung wird nicht schon dadurch wahr, dass sie für ein Individuum plausibel erscheint. Die individuelle Weltkonstruktion steht fortlaufend unter Bewährungsbedingungen. Auf das Individuum treffen Wirkungen, die nicht seiner Verfügung unterliegen und bestehende Erfahrungs-, Bedeutungs- und Begriffsordnungen bestätigen, irritieren oder verändern können. Wahrheit muss deshalb aus dem Verhältnis zwischen gebildeter Wirklichkeit und ihrer fortgesetzten Bewährung an solchen Wirkungen verstanden werden.

Bewährung erhält damit eine grundlegende erkenntnistheoretische Bedeutung. Sie bezeichnet keinen nachträglichen Test einer bereits feststehenden Wahrheit. Vielmehr gehört sie zum Prozess der Wahrheitsbildung selbst. Eine Einheitsbildung gewinnt ihre Tragfähigkeit dadurch, dass sie sich innerhalb wechselnder Erfahrungszusammenhänge erhalten, neue Wirkungen

integrieren und auf veränderte Bedingungen reagieren kann. Was sich nicht bewährt, muss verändert, differenziert oder aufgegeben werden. Was sich wiederholt bewährt, gewinnt demgegenüber eine zunehmende Stabilität.

Wahrheit bezeichnet daher keine Beziehung, die von einem außerhalb der Einheitsbildung gelegenen Standpunkt zwischen Gedanke und Realität festgestellt werden könnte. Ein solcher Vergleich würde bereits voraussetzen, dass sowohl die gebildete Wirklichkeit als auch die Realität unabhängig voneinander zugänglich wären. Gerade dies ist nach der bisherigen Rekonstruktion nicht möglich. Zugänglich sind dem Individuum ausschließlich die innerhalb seines Verstehenszusammenhangs organisierten Erfahrungen sowie neue Wirkungen, an denen sich diese Organisation bewähren muss.

Damit verschiebt sich der Wahrheitsbegriff. Wahr ist eine Einheitsbildung nicht deshalb, weil ihre Übereinstimmung mit einer unabhängig erkannten Realität festgestellt werden könnte. Ihr Wahrheitsanspruch beruht vielmehr darauf, dass sie sich unter fortgesetzten Bewährungsbedingungen als tragfähig erweist, unterschiedliche Erfahrungen integrieren kann und durch neue Wirkungen nicht ohne Weiteres aufgehoben wird.

Diese Bestimmung darf jedoch ebenso wenig mit bloßer Kohärenz verwechselt werden. Ein geschlossenes Gedankensystem kann innerhalb seiner eigenen begrifflichen Ordnung außerordentlich widerspruchsfrei sein und sich dennoch gegenüber neuen Erfahrungen als unzureichend erweisen. Bewährung umfasst deshalb sowohl die innere Tragfähigkeit einer Einheitsbildung als auch ihre Offenheit gegenüber Wirkungen, die nicht aus ihr selbst hervorgehen. Gerade darin bleibt Realität als Möglichkeitsraum und Grenzhorizont für Wahrheit konstitutiv.

Auch Plausibilität erhält von hier aus ihren Stellenwert. Sie bezeichnet die Weise, in der sich die erreichte Tragfähigkeit eines Zusammenhangs für ein Individuum zeigt. Was Erfahrungen verständlich miteinander verbindet, Erwartungen trägt und sich wiederholt bewährt, erscheint plausibel. Plausibilität ist jedoch nicht mit Wahrheit identisch. Sie bezeichnet die innerhalb des individuellen Verstehenszusammenhangs sich zeigende Tragfähigkeit einer Einheitsbildung. Ihre weitere Bewährung bleibt offen.

Damit wird zugleich verständlich, weshalb Wahrheit weder absolut noch beliebig ist. Sie ist nicht absolut, weil kein Standpunkt außerhalb der Bedingungen individueller Einheitsbildung zur Verfügung steht, von dem aus eine endgültige Übereinstimmung mit der Realität festgestellt werden könnte. Sie ist aber auch nicht beliebig, weil individuelle Wirklichkeitsbildungen fortlaufend Wirkungen ausgesetzt sind, an denen sie scheitern, sich verändern oder weiter stabilisieren können.

Wahrheit besitzt deshalb einen dynamischen Charakter. Jede erreichte Stabilität bleibt grundsätzlich weiteren Bewährungsbedingungen ausgesetzt. Neue Erfahrungen, neue Begriffe oder unerwartete Wirkungen können bestehende Einheitsbildungen erweitern oder korrigieren. Gerade diese Offenheit vermindert ihren Wahrheitsanspruch nicht. Sie macht vielmehr verständlich, wie Wahrheit innerhalb einer dynamischen Weltkonstruktion überhaupt möglich sein kann.

Damit ist zunächst der individuelle Ausgangspunkt bestimmt. Eine weiterführende Frage bleibt jedoch offen. Wenn jede Wahrheitsbildung innerhalb individueller Verstehensperspektiven entsteht, wodurch kann eine Einheitsbildung einen Geltungsanspruch gewinnen, der nicht auf ein einzelnes Individuum beschränkt bleibt?

# Die Erweiterung von Geltung

Die vorangegangenen Untersuchungen zur Kommunikation haben gezeigt, dass individuelle Weltkonstruktionen nicht unmittelbar ineinander übergehen. Auch sprachlich explizierte Gedanken werden nicht als fertige Bedeutungen oder Wahrheiten übertragen. Sie wirken auf andere Individuen ein und müssen innerhalb deren eigener Erfahrungs- und Denkzusammenhänge verstanden werden.

Diese Grundstruktur gilt auch für Wahrheit. Ein Individuum kann einem anderen keine Wahrheit in dem Sinne übertragen, dass dessen eigener Organisationsprozess dadurch ersetzt würde. Eine Aussage kann lediglich auf eine andere Weltkonstruktion einwirken und dort neue Einheitsbildungen, Prüfungen oder Reorganisationen ermöglichen.

Gerade darin liegt jedoch eine entscheidende Erweiterungsmöglichkeit. Was sich zunächst innerhalb einer einzelnen Weltkonstruktion bewährt hat, kann sprachlich expliziert und dadurch für andere Individuen nachvollziehbar werden. Diese können den Zusammenhang innerhalb ihrer eigenen Organisationsgeschichte rekonstruieren, mit eigenen Erfahrungen in Beziehung setzen, kritisieren, verändern und ihrerseits auf seine Tragfähigkeit prüfen.

Kommunikation erweitert damit nicht einfach den Kreis derjenigen, die eine bereits fertige Wahrheit übernehmen. Sie vervielfältigt vielmehr die Bedingungen ihrer Bewährung. Ein Zusammenhang, der nur innerhalb einer einzigen individuellen Weltkonstruktion plausibel und stabil erscheint, besitzt einen anderen erkenntnistheoretischen Status als ein Zusammenhang, der innerhalb zahlreicher voneinander verschiedener Weltkonstruktionen nachvollzogen, geprüft und unter unterschiedlichen Bedingungen bestätigt werden kann.

Gerade die Verschiedenheit individueller Organisationsgeschichten gewinnt hier eine besondere erkenntnistheoretische Bedeutung. Sie ist nicht lediglich ein Hindernis für Übereinstimmung. Unterschiedliche Erfahrungen, Begriffe und Perspektiven setzen eine Einheitsbildung unterschiedlichen Bewährungsbedingungen aus. Widerspruch, Kritik und abweichende Erfahrungen können Schwächen sichtbar machen, die innerhalb einer einzelnen Weltkonstruktion verborgen geblieben wären. Kommunikative Wechselwirkung erhöht damit nicht nur die Reichweite, sondern auch die Qualität der Bewährung.

Der bereits entwickelte produktive Charakter des Dialogischen erhält hier seine erkenntnistheoretische Zuspitzung. Eine Aussage kann durch die Kritik eines anderen Individuums verändert, präzisiert oder in einen neuen Zusammenhang gestellt werden. Die daraus hervorgehende Fassung kann wiederum auf weitere Individuen einwirken. Wahrheit entsteht damit nicht aus Konsens allein. Auch Dissens kann zur Erweiterung ihrer Tragfähigkeit beitragen, wenn er neue Differenzierungen erzwingt und bisher unbeachtete Bewährungsbedingungen sichtbar macht.

Von einer organisationsübergreifenden Geltung kann deshalb gesprochen werden, wenn sich eine Einheitsbildung nicht nur innerhalb eines einzelnen individuellen Verstehenszusammenhangs, sondern innerhalb vieler voneinander unabhängiger individueller Organisationsprozesse unter unterschiedlichen Bedingungen bewährt. Auch dann entsteht jedoch keine Wahrheit außerhalb der Individuen. Es entstehen vielmehr innerhalb verschiedener individueller Weltkonstruktionen hinreichend entsprechende Einheitsbildungen, deren Tragfähigkeit jeweils eigenständig nachvollzogen werden kann.

Damit wiederholt sich auf der Ebene der Wahrheit jene Struktur, die bereits für gemeinsame Bedeutung und gemeinsame Welt entwickelt wurde. Es gibt keine gemeinsame Wahrheit neben den individuellen Wahrheitsbildungen. Was überindividuelle Geltung genannt werden kann, besteht darin, dass dieselbe oder hinreichend entsprechende begriffliche Ordnung innerhalb unterschiedlicher individueller Verstehensperspektiven wiederholt rekonstruiert und bewährt werden kann.

Gerade dadurch entsteht jedoch ein Geltungsanspruch, der die bloße individuelle Überzeugung weit übersteigt. Je vielfältiger die Organisationszusammenhänge sind, innerhalb derer sich eine Einheitsbildung bewährt, je unterschiedlicher die Wirkungen sind, denen sie standhält, und je größer ihre Fähigkeit ist, neue Erfahrungen zu integrieren, desto stärker wird ihre erkenntnistheoretische Tragfähigkeit.

Diese organisationsübergreifende Bewährung bildet die Grundlage dessen, was im Folgenden als Systemwahrheit bezeichnet werden kann.

## Systemwahrheit

Systemwahrheit bezeichnet keine zweite Art von Wahrheit neben der individuellen Wahrheitsbildung. Sie bezeichnet vielmehr den besonderen Geltungsgrad, den eine Einheitsbildung erreicht, wenn sie innerhalb einer Vielzahl unterschiedlicher individueller Organisationszusammenhänge rekonstruiert, geprüft und fortgesetzt bewährt werden kann.

Der Begriff des Systems darf dabei nicht missverstanden werden. Er bezeichnet keinen eigenständigen Träger von Wahrheit oder Verstehen. Wie auch bei kommunikativen und sozialen Ordnungen gilt: Die organisationsübergreifende Stabilisierung einer Einheitsbildung erzeugt keine zusätzliche Verstehensperspektive. Systemwahrheit besitzt keinen Ort außerhalb individueller Verstehensprozesse, an dem Wahrheit gleichsam gespeichert wäre. Sie bezeichnet vielmehr die außergewöhnliche Stabilität einer Einheitsbildung über unterschiedliche individuelle Verstehensprozesse hinweg.

Damit wird zugleich verständlich, weshalb Systemwahrheit gegenüber einzelnen individuellen Überzeugungen eine erhebliche Eigenständigkeit gewinnen kann. Ein einzelnes Individuum kann eine wissenschaftlich oder gesellschaftlich hochstabilisierte Aussage zurückweisen. Dadurch verliert diese ihren Geltungsstatus nicht notwendig. Ihre Stabilität beruht darauf, dass sie innerhalb zahlreicher anderer individueller Weltkonstruktionen unter unterschiedlichen Bedingungen nachvollzogen und bewährt worden ist.

Auch hier gilt damit die bereits für soziale Wirklichkeit entwickelte Bestimmung: Systemwahrheit ist unabhängig vom einzelnen Individuum, aber niemals unabhängig von individuellen Verstehens- und Prüfprozessen überhaupt.

Gerade die Wissenschaft macht diese Struktur besonders deutlich. Wissenschaft erzeugt keine Wahrheit durch einen unmittelbaren Zugang zur Realität. Ihre besondere erkenntnistheoretische Leistung besteht darin, Bewährungsbedingungen systematisch zu verschärfen. Begriffe werden definiert, Beobachtungen methodisch kontrolliert, Experimente wiederholbar gemacht, Argumente öffentlich zugänglich gehalten und Ergebnisse der Kritik anderer Individuen ausgesetzt.

Wissenschaftliche Verfahren erweitern damit die Zahl und Verschiedenheit der Bewährungsbedingungen, denen eine Einheitsbildung standhalten muss. Ein Zusammenhang, der unter

unterschiedlichen experimentellen Bedingungen, durch verschiedene Individuen, mit unterschiedlichen Verfahren und über längere Zeiträume hinweg immer wieder bestätigt wird, besitzt eine außergewöhnlich hohe organisationsübergreifende Stabilität.

Diese Stabilität erklärt den besonderen Geltungsanspruch wissenschaftlicher Erkenntnis, ohne ihr einen ontologischen Sonderzugang zur Realität zuschreiben zu müssen. Wissenschaftliche Wahrheit ist nicht deshalb stärker, weil Wissenschaft ihre individuelle Grundlage überwinden könnte. Sie ist stärker, weil ihre Einheitsbildungen einer methodisch vervielfachten und kontrollierten Bewährung ausgesetzt werden.

Systemwahrheit ist daher keine abgeschwächte Form einer eigentlich erstrebenswerten absoluten Wahrheit. Sie bezeichnet vielmehr einen besonders hohen Geltungsgrad, der unter den Bedingungen individueller Einheitsbildung durch organisationsübergreifende Bewährung begründet werden kann. Ihre Stärke liegt nicht in der Überwindung dieser Bedingungen, sondern in der außerordentlichen Erweiterung ihrer Bewährung.

Damit erhält auch der Irrtum eine präzisere Bestimmung. Irrtum bezeichnet nicht einfach die Differenz zu einer irgendwo unabhängig feststehenden Wahrheit. Eine Einheitsbildung erweist sich als irrig, wenn ihre bisherige Tragfähigkeit unter erweiterten Bewährungsbedingungen zusammenbricht und durch einen Zusammenhang ersetzt werden kann, der Erfahrungen umfassender integriert und sich unter vielfältigeren Bedingungen stabilisiert.

Auch Systemwahrheit bleibt deshalb grundsätzlich offen. Ihre hohe Stabilität kann weitere Prüfung rechtfertigen und Orientierung ermöglichen, aber sie verwandelt sich niemals in einen Standpunkt außerhalb möglicher Korrektur. Gerade ihre fortgesetzte Prüfbarkeit gehört zu ihrem erkenntnistheoretischen Status.

Damit stellt sich die Frage nach Objektivität. Wenn Wahrheit ihre besondere Tragfähigkeit durch organisationsübergreifende Bewährung gewinnt, worin besteht dann jene Objektivität, die wissenschaftliche und insbesondere mathematische Erkenntnis auszeichnet?

## Systemobjektivität

Objektivität wird häufig so verstanden, als bedeute sie die Ausschaltung oder Überwindung individueller Perspektivität. Gerade nach der bisherigen Rekonstruktion kann dies jedoch nicht ihr erkenntnistheoretischer Sinn sein. Kein Individuum kann seine eigene Verstehensperspektive verlassen. Auch wissenschaftliche Beobachtung, mathematische Beweisführung oder methodisch kontrollierte Messung werden innerhalb individueller Verstehensprozesse vollzogen.

Objektivität muss deshalb anders bestimmt werden. Sie bezeichnet nicht das Verschwinden der individuellen Verstehensperspektive, sondern die Möglichkeit, Einheitsbildungen so zu explizieren und ihre Bewährungsbedingungen so zu organisieren, dass sie von unterschiedlichen Individuen unabhängig voneinander nachvollzogen, rekonstruiert und geprüft werden können.

Der entscheidende Unterschied liegt damit zwischen individueller Perspektivität und individueller Beliebigkeit. Erkenntnis bleibt immer perspektivisch, weil sie nur innerhalb individueller Weltkonstruktionen möglich ist. Sie muss deshalb jedoch keineswegs beliebig sein. Gerade methodische Verfahren können die Abhängigkeit von besonderen individuellen Erfahrungen, Erwartungen oder Interessen so weit reduzieren, dass unterschiedliche Individuen unter vergleichbaren Bedingungen zu hinreichend entsprechenden Ergebnissen gelangen.

Systemobjektivität bezeichnet diesen hohen Grad organisationsübergreifender Rekonstruierbarkeit und Bewährung.

Auch sie bildet keine eigenständige Objektivität außerhalb der Individuen. Sie entsteht dadurch, dass unterschiedliche Individuen unter explizierbaren Bedingungen dieselben Einheitsbildungen nachvollziehen und ihre Tragfähigkeit unabhängig voneinander prüfen können. Je geringer dabei die Abhängigkeit von besonderen individuellen Voraussetzungen und je größer die Wiederholbarkeit der Ergebnisse ist, desto höher ist der Grad der Systemobjektivität.

Besonders deutlich wird dies in der Mathematik. Mathematische Erkenntnis scheint auf den ersten Blick gerade deshalb absolut objektiv zu sein, weil individuelle Erfahrung innerhalb ihrer Beweise kaum eine Rolle spielt. Doch auch mathematische Begriffe, Axiome und Beweise müssen von Individuen verstanden und nachvollzogen werden. Ein mathematischer Beweis beweist sich nicht selbst. Seine außergewöhnliche Objektivität beruht vielmehr darauf, dass die Beziehungen innerhalb des mathematischen Organisationszusammenhangs so explizit bestimmt sind, dass unterschiedliche Individuen sie in außerordentlich hohem Maße entsprechend rekonstruieren können.

Die mathematische Notwendigkeit gehört damit zunächst zur Stabilität des mathematischen Organisationszusammenhangs. Aus ihr folgt noch keine Aussage darüber, dass die Realität selbst mathematisch strukturiert sein müsse. Dass mathematische Strukturen zur Beschreibung erfahrbarer Wirklichkeit außerordentlich erfolgreich eingesetzt werden können, erweitert ihre Bewährung erheblich. Der Erfolg eines mathematischen Modells darf jedoch nicht mit dem Nachweis verwechselt werden, die ontologische Struktur der Realität selbst erfasst zu haben.

Gerade an diesem Punkt wird die erkenntnistheoretische Grenze der Systemobjektivität sichtbar. Je stabiler, präziser und erfolgreicher ein wissenschaftlicher Zusammenhang wird, desto größer ist die Versuchung, seine Organisationsstruktur mit der Struktur der Realität gleichzusetzen. Der Erfolg des Denkmodells scheint dann zu bestätigen, dass Denken und Realität dieselbe Struktur besitzen.

Die Theorie der Einheitsbildung muss diesen Schluss zurückweisen. Systemobjektivität kann zeigen, dass eine Einheitsbildung in außerordentlich vielen individuellen Organisationszusammenhängen unter kontrollierten Bedingungen rekonstruierbar und bewährbar ist. Sie kann nicht zeigen, dass diese Einheitsbildung deshalb die Realität unabhängig von den Bedingungen menschlichen Verstehens abbildet.

Objektivität erhält damit keinen geringeren, sondern einen präziseren Geltungsanspruch. Sie muss nicht mehr durch die Fiktion einer perspektivlosen Erkenntnis begründet werden. Ihre Stärke liegt vielmehr in der methodischen Fähigkeit, individuelle Besonderheiten zu kontrollieren, Ergebnisse rekonstruierbar zu machen und ihre Bewährung auf möglichst viele voneinander unabhängige Verstehensprozesse auszudehnen.

Systemobjektivität ist deshalb weder absolute Perspektivlosigkeit noch bloße Übereinstimmung. Sie bezeichnet die außergewöhnliche organisationsübergreifende Stabilität und Rekonstruierbarkeit einer Einheitsbildung innerhalb weiterhin individueller Verstehensperspektiven.

Damit bleibt jedoch eine letzte Frage. Welches Verhältnis besteht zwischen einer solchen hochgradig objektivierten Erkenntnis und der Realität, an deren Horizont sie sich bewährt?

# Systemobjektivität und Realität

Je erfolgreicher eine Einheitsbildung ihre Bewährungsbedingungen erfüllt, desto größer wird ihr Geltungsanspruch. Wissenschaftliche Theorien können Phänomene erklären, zukünftige Ereignisse vorhersagen und technische Eingriffe ermöglichen. Mathematische Modelle können Zusammenhänge mit außerordentlicher Genauigkeit erfassen. Gerade diese Erfolge legen die Vermutung nahe, dass die verwendeten Begriffe und Modelle nicht nur innerhalb unserer Wirklichkeit tragfähig sind, sondern die Realität selbst in ihrer Struktur erfassen.

Hier erreicht die Erkenntnistheorie jedoch ihre entscheidende Grenze.

Systemwahrheit und Systemobjektivität beschreiben die höchste Stabilität, die Einheitsbildungen innerhalb menschlicher Verstehensprozesse gewinnen können. Sie beschreiben, wie weit sich eine Einheitsbildung bewährt, wie zuverlässig sie rekonstruiert werden kann und wie unabhängig ihre Ergebnisse von besonderen individuellen Voraussetzungen geworden sind. Daraus folgt jedoch nicht, dass damit zugleich die ontologische Struktur der Realität erkannt wäre.

Die Differenz zwischen Wirklichkeit und Realität bleibt auch auf der höchsten Stufe menschlicher Erkenntnis bestehen. Wirklichkeit bezeichnet den Zusammenhang dessen, was innerhalb individueller und organisationsübergreifend stabilisierter Einheitsbildungen bestimmbar geworden ist. Realität bezeichnet dagegen den Möglichkeitsraum und Grenzhorizont, an dem sich diese Bestimmungen fortlaufend bewähren, ohne dass dieser Horizont selbst unabhängig von Wirklichkeitsbildungen bestimmbar wäre.

Realität darf deshalb weder mit Unwirklichkeit noch mit einer geheimnisvollen zweiten Welt verwechselt werden. Sie bezeichnet gerade dasjenige, was sich den jeweiligen Einheitsbildungen nicht vollständig unterordnet. Sie wird dort erkenntnistheoretisch wirksam, wo Erwartungen scheitern, Modelle korrigiert werden müssen, neue Phänomene auftreten oder bisherige Organisationszusammenhänge ihre Tragfähigkeit verlieren.

In diesem Sinne begrenzt Realität menschliche Erkenntnis nicht lediglich. Sie ermöglicht zugleich ihre Entwicklung. Weil unsere Wirklichkeitsbildungen immer wieder mit Wirkungen konfrontiert werden, die in ihnen noch nicht hinreichend organisiert sind, können neue Erfahrungen, Begriffe und wissenschaftliche Modelle entstehen. Realität bildet damit nicht nur die Grenze, sondern ebenso den offenen Möglichkeitsraum weiterer Wirklichkeitsbildung.

Gerade deshalb kann eine außergewöhnlich erfolgreiche Theorie nicht beanspruchen, diesen Horizont endgültig aufgehoben zu haben. Ihre Bewährung kann immer weiter reichen; ihre Begriffe können immer präziser und ihre Modelle immer leistungsfähiger werden. Dennoch bleiben auch sie Einheitsbildungen innerhalb menschlicher Organisationsprozesse.

Damit wird verständlich, weshalb die Theorie der Einheitsbildung keine Ontologie der Realität aus ihrer eigenen Erkenntnistheorie ableiten kann. Sie kann rekonstruieren, unter welchen Bedingungen Einheiten entstehen, wie Wirklichkeit organisiert wird, wie Wahrheit sich bewährt und wie Objektivität organisationsübergreifend stabilisiert werden kann. Sie kann jedoch aus diesen Organisationsleistungen nicht darauf schließen, dass deren begriffliche Strukturen mit den Strukturen der Realität selbst identisch sind.

Diese erkenntnistheoretische Zurückhaltung bedeutet keine Abwertung wissenschaftlicher oder philosophischer Erkenntnis. Gerade die außergewöhnliche Verlässlichkeit

organisationsübergreifend bewährter Einheitsbildungen erklärt vielmehr, weshalb Wissenschaft und analytisches Denken so erfolgreich sein können. Sie erlaubt jedoch nicht, von diesem Erfolg unbemerkt zu einem ontologischen Anspruch überzugehen.

Damit schließt sich zugleich der Zusammenhang mit der bisherigen Rekonstruktion des Individuums als Medium der Weltkonstruktion. Auch die höchsten Formen von Wahrheit und Objektivität besitzen keinen anderen Ort des Verstehens. Wissenschaftliche Begriffe, mathematische Strukturen und philosophische Modelle werden innerhalb individueller Verstehensperspektiven nachvollzogen, kommunikativ geprüft und organisationsübergreifend stabilisiert. Ihre außerordentliche Geltung hebt diese Grundlage nicht auf.

Gerade an diesem Punkt tritt jedoch eine noch grundsätzlichere Frage hervor. Wenn jedes Erfahren, Denken, Kommunizieren und wissenschaftliche Erkennen innerhalb individueller Verstehenszusammenhänge vollzogen wird, kann dann überhaupt irgendein erkenntnistheoretischer Standpunkt gedacht werden, von dem aus diese Organisationszusammenhänge und die Realität unabhängig voneinander verglichen werden könnten?

Die bisherige Argumentation legt eine negative Antwort nahe. Um festzustellen, dass eine Einheitsbildung die Realität so wiedergibt, wie sie unabhängig von jeder Einheitsbildung beschaffen ist, müsste ein Individuum seine eigene Verstehensperspektive verlassen können. Es müsste zugleich Zugang zu seiner organisierten Wirklichkeit und zu einer von dieser Organisation unabhängigen Realität besitzen. Erst von einem solchen Standpunkt aus wäre der unmittelbare Vergleich möglich, den ein absoluter Wahrheits- oder Objektivitätsbegriff voraussetzt.

Doch gerade ein solcher Standpunkt ist innerhalb der Theorie der Einheitsbildung nicht erreichbar. Jede Beobachtung eines Beobachtens, jede Reflexion über das eigene Denken und jede wissenschaftliche Kontrolle bleibt wiederum ein Vollzug innerhalb eines individuellen Verstehenszusammenhangs. Auch die methodische Erweiterung individueller Perspektiven durch Kommunikation und Wissenschaft erzeugt keine Verstehensperspektive außerhalb aller individuellen Verstehensperspektiven.

Damit führt die Rekonstruktion von Wahrheit und Objektivität notwendig zu ihrer erkenntnistheoretischen Grenzfrage. Nicht mehr allein die Reichweite menschlicher Erkenntnis steht zur Diskussion, sondern die Möglichkeit eines Standpunktes, von dem aus diese Reichweite überhaupt unabhängig beurteilt werden könnte.

Die Untersuchung dieser **Unmöglichkeit einer Außenperspektive** bildet den nächsten Schritt.

# 8. Die Unmöglichkeit einer Außenperspektive

Mit der Rekonstruktion von Wahrheit und Objektivität ist ein Punkt erreicht, an dem sich die bisherige Argumentation in einer grundlegenden erkenntnistheoretischen Frage zuspitzt. Wahrheit wurde nicht als feststellbare Übereinstimmung einer Aussage mit einer unabhängig zugänglichen Realität bestimmt, sondern über die fortgesetzte Bewährung von Einheitsbildungen. Objektivität bezeichnete entsprechend nicht die Aufhebung individueller Perspektivität, sondern die Möglichkeit, Erkenntnisse so zu begründen, dass ihre Geltung möglichst unabhängig von den besonderen Erfahrungen, Erwartungen und Perspektiven eines einzelnen Individuums nachvollzogen und geprüft werden kann.

Damit ist eine entscheidende Unterscheidung gewonnen. Individuelle Besonderheiten können innerhalb wissenschaftlicher und anderer methodisch kontrollierter Erkenntnisprozesse weitgehend zurückgedrängt werden. Unterschiedliche Individuen können dieselben Begriffe verwenden, Verfahren nachvollziehen, Beobachtungen wiederholen, Argumente prüfen und dadurch zu hinreichend entsprechenden Ergebnissen gelangen. Gerade darauf beruht die außerordentliche Leistung organisationsübergreifender Objektivität.

Etwas anderes wäre es jedoch, die individuelle Verstehensperspektive selbst zu überwinden. Sie bildet jene Innenperspektive, innerhalb derer Erfahren, Denken und Verstehen überhaupt vollzogen werden können. Denn auch dort, wo die Besonderheiten eines einzelnen Individuums methodisch weitgehend zurückgedrängt werden, müssen Erfahren und Verstehen weiterhin individuell vollzogen werden; auch Denken, Prüfen und Nachvollziehen bleiben Vollzüge innerhalb des individuellen Denkverstehens. Die Bedingungen individueller Perspektivität können methodisch verändert und ihre besonderen Einflüsse kontrolliert werden; die individuelle Verstehensperspektive als Vollzugszusammenhang des Verstehens kann dadurch jedoch nicht verlassen werden.

Diese Einsicht folgt unmittelbar aus der bisherigen Rekonstruktion. Alles, was für ein Individuum zur Welt werden kann, muss auf dieses einwirken und innerhalb seiner eigenen Organisationsprozesse erfahren, differenziert und integriert werden. Dies gilt für körperliche Empfindungen und Gegenstände ebenso wie für andere Menschen, sprachliche Äußerungen, wissenschaftliche Theorien oder soziale Ordnungen. Auch die hochgradig stabilisierten Ergebnisse wissenschaftlicher Erkenntnis bilden hiervon keine Ausnahme. Sie müssen von Individuen verstanden, nachvollzogen und geprüft werden, um überhaupt erkenntniswirksam werden zu können.

Auch ihre organisationsübergreifende Stabilisierung erzeugt keinen eigenständigen Träger des Verstehens. Wissenschaftliche Begriffe, Modelle und Theorien können eine erhebliche Eigenständigkeit und Wirksamkeit gewinnen; verstanden, geprüft und weiterentwickelt werden sie jedoch nur innerhalb individueller Verstehensprozesse.

Damit zeigt sich die Grenze der Objektivität genauer. Objektivität kann Erkenntnis in hohem Maße von den Besonderheiten einzelner Individuen unabhängig machen. Sie kann aber keinen Erkenntnisstandpunkt hervorbringen, der unabhängig von individueller Perspektivität überhaupt wäre. Auch die weitestgehende organisationsübergreifende Übereinstimmung erzeugt keine zusätzliche Verstehensperspektive neben oder über den beteiligten individuellen Verstehensperspektiven.

Diese Struktur entspricht jener, die bereits für Kommunikation und gemeinsame Welt rekonstruiert wurde. So wenig aus der kommunikativen Wechselwirkung individueller Weltkonstruktionen eine gemeinsame Verstehensperspektive entsteht, so wenig entsteht aus organisationsübergreifender Erkenntnis eine überindividuelle Erkenntnisperspektive. Gemeinsamkeit bezeichnet dort die hinreichende Entsprechung individueller Bedeutungsbildungen; Objektivität bezeichnet hier die hinreichende Unabhängigkeit einer Erkenntnis von den besonderen Bedingungen eines einzelnen Individuums. In beiden Fällen bleibt der Vollzug des Verstehens individuell.

Gerade deshalb muss zwischen der Überwindung individueller Besonderheiten und der Überwindung individueller Perspektivität unterschieden werden. Die erste ist möglich und bildet eine wesentliche Voraussetzung wissenschaftlicher Objektivität. Die zweite würde dagegen verlangen, dass Erkenntnis sich von der Bedingung löst, innerhalb derer überhaupt etwas erfahren, gedacht oder verstanden werden kann.

An diesem Punkt stellt sich die Frage nach einer Außenperspektive.

Eine Außenperspektive wäre ein Erkenntnisstandpunkt, von dem aus ein Individuum seine eigene Wirklichkeitsbildung und die von dieser unabhängige Realität zugleich erfassen und miteinander vergleichen könnte. Erst von einem solchen Standpunkt aus ließe sich feststellen, ob die innerhalb menschlicher Einheitsbildung hervorgebrachten Begriffe, Modelle und Theorien die Realität so wiedergeben, wie sie unabhängig von diesen Einheitsbildungen beschaffen ist.

Gerade ein solcher Standpunkt ist jedoch nicht erreichbar. Denn jeder Versuch, die eigene Weltkonstruktion zu beobachten, zu analysieren oder zu kritisieren, ist selbst wiederum ein Verstehensprozess. Das Individuum kann seine eigenen Erfahrungen zum Gegenstand des Denkens machen, seine Begriffe untersuchen, seine bisherigen Annahmen korrigieren und sogar die Bedingungen seiner eigenen Einheitsbildung rekonstruieren. Es kann jedoch all dies nur innerhalb jener individuellen Verstehensperspektive vollziehen, deren Bedingungen es untersucht.

**Reflexion verändert daher die Perspektive, aber sie verlässt sie nicht.**

Dies gilt auch dann, wenn ein Individuum versucht, sich selbst aus der Perspektive eines anderen zu betrachten. Die Vorstellung einer fremden Perspektive kann die eigene Weltkonstruktion erheblich erweitern. Sie ermöglicht Distanzierung, Selbstkritik und die Korrektur eigener Erwartungen. Dennoch wird auch die Perspektive des Anderen nur innerhalb der eigenen Verstehensperspektive rekonstruiert. Die tatsächliche Verstehensperspektive des anderen Individuums wird dadurch ebenso wenig unmittelbar zugänglich wie in der Kommunikation.

Auch die Vervielfältigung von Perspektiven führt deshalb nicht zu einer Außenperspektive. Sie erweitert die Bedingungen der Bewährung und kann den Einfluss individueller Besonderheiten erheblich reduzieren. Sie erzeugt jedoch keinen Ort, von dem aus alle Perspektiven zugleich von außen betrachtet werden könnten. Die organisationsübergreifende Erweiterung des Erkennens darf deshalb nicht mit der Überwindung der Perspektivität selbst verwechselt werden.

Gerade hierin liegt die besondere erkenntnistheoretische Bedeutung der Wissenschaft. Wissenschaft kann individuelle Perspektiven methodisch aufeinander beziehen, ihre besonderen Einflüsse kontrollieren und Ergebnisse unter unterschiedlichen Bedingungen reproduzierbar machen. Sie kann dadurch einen außerordentlich hohen Grad an Objektivität erreichen. Was sie jedoch nicht erzeugen kann, ist ein Erkenntnisstandpunkt außerhalb aller individuellen Weltkonstruktionen.

Die wissenschaftliche Perspektive ist deshalb keine Außenperspektive auf die Realität. Sie ist eine methodisch organisierte epistemische Perspektive, die ihre besondere Leistungsfähigkeit gerade daraus gewinnt, dass sie individuelle Besonderheiten kontrolliert und die Bedingungen der Bewährung systematisch erweitert. Ihr Geltungsanspruch beruht auf dieser methodischen Leistung und nicht darauf, dass sie die Bedingungen menschlichen Verstehens verlassen könnte.

Dasselbe gilt für die Mathematik und die Logik. Ihre außergewöhnliche Stabilität entsteht dadurch, dass ihre Einheiten und Beziehungen in besonders hohem Maße expliziert und organisationsübergreifend nachvollziehbar werden können. Gerade deshalb können unterschiedliche Individuen mathematische Beweise oder logische Schlüsse mit außerordentlich hoher Übereinstimmung rekonstruieren. Auch diese Übereinstimmung erzeugt jedoch keine Außenperspektive. Ein mathematischer Zusammenhang kann innerhalb seiner Organisationsbedingungen notwendig sein, ohne dass daraus folgt, die Realität selbst müsse unabhängig von menschlicher Einheitsbildung dieselbe Struktur besitzen.

An dieser Stelle wird die Unterscheidung von Wirklichkeit und Realität erneut entscheidend. Wirklichkeit bezeichnet den Zusammenhang dessen, was innerhalb individueller und organisationsübergreifend stabilisierter Einheitsbildungen bestimmbar geworden ist. Realität bezeichnet demgegenüber den Möglichkeitsraum und Grenzhorizont, an dem sich diese Wirklichkeitsbildungen fortlaufend bewähren, ohne dass dieser Horizont selbst unabhängig von Wirklichkeitsbildungen bestimmbar wäre.

Wäre eine Außenperspektive möglich, müsste diese Unterscheidung aufgehoben werden können. Ein Individuum müsste die Realität unabhängig von seiner eigenen Wirklichkeitsbildung erkennen und anschließend beide miteinander vergleichen können. Doch bereits die vermeintlich unabhängig erkannte Realität wäre wiederum innerhalb einer individuellen Verstehensperspektive erfahren und begrifflich organisiert. In dem Augenblick, in dem über sie etwas ausgesagt werden kann, ist sie bereits Bestandteil einer Wirklichkeitsbildung geworden.

Die Realität kann deshalb nicht dadurch zum Gegenstand unmittelbarer Erkenntnis werden, dass das Denken versucht, seine eigene Perspektive zu überschreiten. Sie bleibt als Grenzhorizont wirksam, weil Wirklichkeitsbildungen mit Wirkungen konfrontiert werden können, die ihre bisherigen Einheitsbildungen irritieren, deren Veränderung erzwingen oder ihre Tragfähigkeit begrenzen. Ihre erkenntnistheoretische Bedeutung liegt nicht darin, dass sie von außen betrachtet werden könnte, sondern darin, dass individuelle und organisationsübergreifende Wirklichkeitsbildungen niemals vollständig über die Bedingungen ihrer eigenen Bewährung verfügen.

Damit verändert sich zugleich die Bedeutung des klassischen Gedankens eines archimedischen Standpunkts. Gesucht wäre ein Punkt, von dem aus Erkenntnis ihre eigenen Bedingungen vollständig hinter sich lassen und sich selbst sowie ihren Gegenstand unabhängig von diesen Bedingungen beurteilen könnte. Die Theorie der Einheitsbildung bestreitet nicht, dass das Denken eine außerordentliche Distanz zu seinen eigenen Voraussetzungen gewinnen kann. Es kann seine Begriffe analysieren, seine Verfahren kritisieren und sogar die Bedingungen seines eigenen Verstehens zum Gegenstand machen. Gerade darin besteht die Leistung reflexiven Denkens.

Doch das Denken kann die Bedingungen seines eigenen Vollzugs und die Organisationsbedingungen des Denkverstehens zum Gegenstand machen, ohne dadurch den individuellen Verstehenszusammenhang zu verlassen.

Hier liegt der entscheidende Unterschied.

**Reflexivität ist nicht Außenperspektivität.**

Dass ein Individuum über sein eigenes Denken nachdenken kann, bedeutet nicht, dass es dabei einen Standort außerhalb seines Denkverstehens erreicht. Die Reflexion bildet vielmehr eine weitere Organisation innerhalb desselben individuellen Verstehenszusammenhangs. Sie kann vorausgehende Einheitsbildungen rekonstruieren, korrigieren und neu ordnen, bleibt aber selbst wiederum Einheitsbildung.

Die Illusion einer Außenperspektive entsteht deshalb dort, wo die Fähigkeit zur reflexiven Distanz mit der Möglichkeit eines erkenntnistheoretischen Außen verwechselt wird. Je weiter sich Denken von seinen unmittelbaren Erfahrungen abstrahieren kann, desto leichter kann der Eindruck entstehen, es habe die Bedingungen seiner eigenen Perspektivität überwunden. Tatsächlich hat es lediglich eine neue Organisationsebene innerhalb desselben individuellen Verstehenszusammenhangs erreicht.

Dies gilt auch für philosophische Reflexion. Philosophie besitzt keinen erkenntnistheoretischen Sonderstandpunkt, von dem aus sie Wissenschaft, Alltagserfahrung oder menschliches Verstehen von außen betrachten könnte. Auch philosophische Begriffe entstehen innerhalb des Denkverstehens. Auch philosophische Argumente müssen von Individuen gebildet, nachvollzogen und geprüft werden. Die Reichweite einer philosophischen Theorie kann außerordentlich groß sein; ihr erkenntnistheoretischer Standort bleibt dennoch innerhalb der Bedingungen menschlicher Einheitsbildung.

Gerade deshalb betrifft die Unmöglichkeit einer Außenperspektive auch die Theorie der Einheitsbildung selbst. Sie kann nicht beanspruchen, die Bedingungen des Verstehens von einem Standort aus zu beschreiben, der diesen Bedingungen entzogen wäre. Jede ihrer Aussagen ist selbst eine begriffliche Einheitsbildung. Jede Rekonstruktion des Verstehens wird innerhalb eines Verstehensprozesses vollzogen.

Darin liegt kein performativer Widerspruch, solange die Theorie nicht behauptet, die Bedingungen ihres eigenen Vollzugs überwunden zu haben. Ihre methodische Konsequenz besteht vielmehr darin, diese Reflexivität ausdrücklich anzuerkennen. Sie rekonstruiert die Bedingungen des Verstehens aus dem Verstehen selbst heraus und nimmt die eigene Eingebundenheit in diesen Zusammenhang in ihre Argumentation auf.

Damit gewinnt auch die Unterscheidung zwischen genetischer Rekonstruktion und systematischer Beschreibung noch einmal Bedeutung. Eine systematische Beschreibung kann bereits entstandene Begriffe, Theorien und Organisationszusammenhänge analysieren. Die genetische Rekonstruktion fragt darüber hinaus nach den Bedingungen, unter denen solche Einheiten überhaupt entstehen konnten. Sie kann dadurch auch den Anspruch auf eine Außenperspektive selbst zum Gegenstand machen und zeigen, dass dieser Anspruch innerhalb genau jener Einheitsbildungsprozesse entsteht, die er vermeintlich überschreiten möchte.

Der Verzicht auf eine Außenperspektive bedeutet deshalb keinen Verzicht auf Erkenntnis. Er bedeutet ebenso wenig, dass alle Erkenntnisse gleichwertig wären oder Wahrheit und Objektivität ihre Bedeutung verlören. Gerade die vorangegangene Rekonstruktion hat gezeigt, wie Einheitsbildungen sich bewähren, kommunikativ geprüft und unter unterschiedlichen Bedingungen organisationsübergreifend stabilisiert werden können. Erkenntnisse können dadurch eine außerordentliche Tragfähigkeit und Objektivität gewinnen.

Was entfällt, ist lediglich ein weitergehender Anspruch: Aus der hohen Bewährung und Objektivität einer Erkenntnis kann nicht geschlossen werden, dass sie von einem Standpunkt außerhalb aller Einheitsbildung als Abbild der Realität selbst bestätigt werden könnte.

Damit führt die Unmöglichkeit einer Außenperspektive weder zum Relativismus noch zum Skeptizismus. Relativismus würde nahelegen, dass zwischen unterschiedlichen Erkenntnisansprüchen keine begründeten Unterschiede mehr möglich seien. Gerade dies widerspricht der Theorie der Einheitsbildung. Einheitsbildungen unterscheiden sich erheblich in ihrer Bewährung, ihrer Integrationsfähigkeit, ihrer kommunikativen Prüfbarkeit und ihrer organisationsübergreifenden Stabilität. Wissenschaftliche Erkenntnisse können deshalb einen wesentlich höheren Geltungsgrad erreichen als bloße individuelle Vermutungen.

Auch Skeptizismus folgt daraus nicht. Die Theorie bestreitet nicht die Möglichkeit tragfähiger Erkenntnis. Sie bestreitet lediglich, dass die Tragfähigkeit von Erkenntnis einen Standpunkt außerhalb der Bedingungen des Erkennens voraussetzt. Erkenntnis kann außerordentlich verlässlich sein, ohne absolut zu werden. Objektivität kann sehr weit reichen, ohne Perspektivität aufzuheben. Wahrheit kann sich fortlaufend bewähren, ohne dass ihre Übereinstimmung mit einer unabhängig zugänglichen Realität von außen festgestellt werden könnte.

Gerade darin liegt eine wesentliche Konsequenz der Theorie der Einheitsbildung.

**Die Grenze menschlicher Erkenntnis befindet sich nicht dort, wo Erkenntnis unzuverlässig würde. Sie liegt dort, wo aus ihrer Verlässlichkeit ein ontologischer Anspruch abgeleitet werden soll, den sie innerhalb ihrer eigenen Bedingungen nicht mehr begründen kann.**

Die Theorie der Einheitsbildung zieht damit keine Grenze gegen Erkenntnis, sondern innerhalb ihrer Ansprüche. Sie kann erklären, weshalb bestimmte Wirklichkeitsbildungen gegenüber anderen eine erheblich größere Tragfähigkeit besitzen. Sie kann die Entstehung von Wahrheit und Objektivität rekonstruieren und die außerordentliche Leistungsfähigkeit wissenschaftlicher Erkenntnis begründen. Sie kann jedoch nicht aus diesen Leistungen heraustreten, um von außen festzustellen, dass ihre Begriffe die Realität selbst so erfassen, wie sie unabhängig von jeder Einheitsbildung beschaffen ist.

Damit verändert sich schließlich auch das Verständnis philosophischer Reflexion. Ihre Aufgabe kann nicht darin bestehen, einen letzten Standpunkt außerhalb aller Voraussetzungen zu gewinnen. Sie besteht vielmehr darin, die Bedingungen des eigenen Verstehens so weit wie möglich sichtbar zu machen, ihre Entstehung zu rekonstruieren und die Reichweite der daraus hervorgehenden Erkenntnisansprüche zu bestimmen.

Gerade die Theorie der Einheitsbildung muss diesen Anspruch auch auf sich selbst anwenden. Wenn sie behauptet, dass keine Erkenntnis ihre eigenen Organisationsbedingungen vollständig verlassen kann, dann kann sie für sich selbst keine Ausnahme beanspruchen. Sie muss erklären, wie eine Theorie ihre eigenen Entstehungsbedingungen rekonstruieren kann, obwohl sie selbst innerhalb dieser Bedingungen entsteht.

Damit führt die Unmöglichkeit einer Außenperspektive notwendig zu einer reflexiven Frage zurück: Wie kann das Verstehen seine eigene Entstehung rekonstruieren, ohne dafür einen Standpunkt außerhalb seiner selbst vorauszusetzen?

Die **genetische Selbstrekonstruktion des Verstehens** bildet deshalb den nächsten Schritt.

# 9. Wissenschaft als Organisationsform

## Die Entstehung wissenschaftlicher Organisationsformen

Mit der Rekonstruktion von Wahrheit, Objektivität und der Unmöglichkeit einer Außenperspektive verändert sich auch die erkenntnistheoretische Bestimmung der Wissenschaft. Wenn jede Erkenntnis innerhalb individueller Einheitsbildungsprozesse entsteht und auch die weitestgehende Objektivierung diese individuelle Grundlage nicht aufheben kann, stellt sich die Frage, worin die besondere Leistung wissenschaftlicher Erkenntnis besteht. Unterscheidet sich wissenschaftliches Verstehen grundsätzlich vom alltäglichen Verstehen, oder entwickelt Wissenschaft besondere Organisationsformen innerhalb desselben Denkverstehens?

Die Theorie der Einheitsbildung geht von der zweiten Möglichkeit aus. Wissenschaft bildet keine eigenständige Erkenntnisform neben dem alltäglichen Verstehen. Sie entsteht vielmehr aus Organisationsleistungen, die bereits jedes alltägliche Denkverstehen kennzeichnen. Auch im Alltag werden Erfahrungen unterschieden, Einheiten gebildet, Zusammenhänge hergestellt, Erwartungen entwickelt, begriffliche Unterscheidungen vorgenommen und bisherige Annahmen aufgrund neuer Erfahrungen korrigiert. Wissenschaft beginnt deshalb nicht dort, wo ein grundsätzlich anderes Denken einsetzt. Sie beginnt dort, wo diese bereits vorhandenen Organisationsleistungen gezielt methodisch geordnet, expliziert und kontrolliert werden.

Dieser genetische Zusammenhang ist für das Verständnis wissenschaftlicher Erkenntnis entscheidend. Wissenschaftliches Denken kann seine Herkunft aus dem individuellen Erfahrungs- und Denkverstehen nicht hinter sich lassen. Seine besondere Leistung besteht vielmehr darin, aus den Möglichkeiten des Denkverstehens Verfahren zu entwickeln, durch die individuelle Einheitsbildungen für andere Individuen nachvollziehbar, überprüfbar und unter vergleichbaren Bedingungen wiederholbar werden. Dies geschieht durch gezielte Reduktion von Komplexität und durch die eindeutige methodische Festlegung der verwendeten Einheiten, Begriffe, Bedingungen und Verfahren. Ihre Präzision entsteht gerade dadurch, dass sie nicht den gesamten Erfahrungszusammenhang abbildet, sondern ausgewählte Zusammenhänge methodisch isoliert und eindeutig organisiert.

Damit knüpft Wissenschaft an eine Entwicklung an, die bereits für Kommunikation und gemeinsame Bedeutungsbildung rekonstruiert wurde. Ein Individuum kann seine Weltkonstruktion nicht unmittelbar auf ein anderes übertragen. Es kann jedoch begriffliche Zusammenhänge sprachlich explizieren und dadurch auf andere individuelle Weltkonstruktionen einwirken. Diese können die explizierten Zusammenhänge innerhalb ihrer eigenen Organisationsgeschichte nachvollziehen, prüfen, bestätigen, kritisieren oder verändern. Wissenschaft radikalisiert diese Möglichkeit, indem sie die Bedingungen solcher organisationsübergreifenden Prüfung ausdrücklich festlegt.

Begriffe werden definiert, Beobachtungsbedingungen beschrieben, Messverfahren vereinheitlicht, Argumentationsschritte offengelegt und Untersuchungen so organisiert, dass sie von anderen Individuen nachvollzogen und möglichst unabhängig wiederholt werden können. Wissenschaft versucht damit nicht, das Individuum aus dem Erkenntnisprozess zu entfernen. Sie versucht vielmehr, den Einfluss jener individuellen Besonderheiten zu begrenzen, die einer organisationsübergreifenden Prüfung entgegenstehen könnten.

Hier zeigt sich unmittelbar der Zusammenhang mit dem zuvor entwickelten Objektivitätsbegriff. Objektivität verlangt nicht die Aufhebung individueller Perspektivität. Sie verlangt,

Erkenntnisse so zu organisieren, dass ihre Geltung möglichst wenig von den besonderen Erfahrungen, Erwartungen oder Interessen eines einzelnen Individuums abhängt. Wissenschaftliche Methoden sind Verfahren, durch die diese Unabhängigkeit systematisch erhöht werden kann.

Das Individuum bleibt dabei unverzichtbar. Messungen müssen durchgeführt, Begriffe verstanden, mathematische Operationen nachvollzogen, Beobachtungen interpretiert und Argumente geprüft werden. Auch das am stärksten formalisierte wissenschaftliche Verfahren vollzieht sich nicht selbst. Seine besondere Objektivität entsteht gerade dadurch, dass unterschiedliche Individuen unter hinreichend vergleichbaren Bedingungen dieselben methodischen Schritte nachvollziehen und deren Ergebnisse unabhängig voneinander prüfen können.

Wissenschaft überwindet damit nicht die Individualität des Verstehens. Sie macht vielmehr die organisationsübergreifende Prüfung individueller Verstehensleistungen möglich.

Darin liegt ihre besondere erkenntnistheoretische Leistung. Während alltägliches Denken seine Voraussetzungen häufig nicht ausdrücklich offenlegt und seine Begriffe innerhalb konkreter Erfahrungszusammenhänge verwendet, versucht Wissenschaft, diese Voraussetzungen explizit zu machen. Sie präzisiert Begriffe, kontrolliert Bedingungen, dokumentiert Verfahren und setzt Ergebnisse fortlaufend weiteren Bewährungsprozessen aus. Dadurch entstehen Erkenntniszusammenhänge, deren Tragfähigkeit weit über die ursprüngliche individuelle Weltkonstruktion hinausreichen kann.

Die besondere Verlässlichkeit wissenschaftlicher Erkenntnis beruht deshalb nicht auf einem privilegierten Zugang zur Realität. Sie beruht auf der methodischen Erweiterung und Verschärfung ihrer Bewährungsbedingungen. Eine wissenschaftliche Aussage muss sich nicht nur innerhalb der Weltkonstruktion desjenigen bewähren, der sie formuliert hat. Sie muss prinzipiell auch von anderen Individuen nachvollzogen, geprüft und unter vergleichbaren Bedingungen bestätigt oder widerlegt werden können.

Wissenschaft ist damit weder eine Alternative zum individuellen Verstehen noch dessen Überwindung. Sie ist eine methodisch entwickelte Organisationsform des Denkverstehens, durch die individuelle Einheitsbildungen unter weitgehender Abstraktion von den Besonderheiten des individuellen Erfahrungsverstehens einer erweiterten und kontrollierten Bewährung zugänglich werden. Wissenschaft gewinnt ihre Erkenntnisse dadurch, dass sie von bestimmten individuellen Erfahrungsanteilen methodisch abstrahiert, Einheiten eindeutig und generalisierend festlegt und die Bedingungen ihrer Erkenntnisverfahren kontrollierbar macht.

Von hier aus stellt sich die Frage, welche besonderen Organisationsweisen dieses wissenschaftliche Denkverstehen entwickelt. Eine zentrale Rolle spielen dabei Logik, Linearität und Kausalität.

## Logik, Linearität und Kausalität

Wissenschaftliches Denken steht vor einer Schwierigkeit, die bereits im alltäglichen Verstehen angelegt ist. Die Wirkungen, die auf ein Individuum treffen, treten nicht notwendig in jener eindeutigen Ordnung auf, in der sie später gedacht und sprachlich dargestellt werden. Erfahrungszusammenhänge können gleichzeitig, mehrdeutig, wechselwirkend und dynamisch organisiert sein. Das Denkverstehen muss dagegen Einheiten bestimmen und Beziehungen zwischen ihnen so ordnen, dass sie begrifflich expliziert werden können.

Diese analytische Transformation findet bereits im Alltag statt. Wer einen Vorgang erklärt, eine Entscheidung begründet oder den Ablauf eines Ereignisses beschreibt, hebt bestimmte Einheiten hervor, ordnet sie nacheinander und stellt Beziehungen zwischen ihnen her. Wissenschaft entwickelt diese alltäglichen Organisationsleistungen jedoch methodisch weiter. Sie verlangt größere begriffliche Eindeutigkeit, kontrolliert die Bedingungen ihrer Schlussfolgerungen und versucht, die verwendeten Beziehungen so genau zu bestimmen, dass andere Individuen sie nachvollziehen können.

Logik erhält innerhalb dieses Zusammenhangs ihre besondere Bedeutung. Sie ermöglicht es, begriffliche Einheiten und ihre Beziehungen so zu organisieren, dass Schlussfolgerungen explizit nachvollzogen und auf Widersprüche geprüft werden können. Ihre erkenntnistheoretische Leistung besteht damit zunächst in der Organisation des Denkverstehens. Aus dieser Leistung folgt jedoch nicht, dass die Realität selbst unabhängig von menschlicher Einheitsbildung logisch organisiert ist.

Gerade die zuvor entwickelte Unmöglichkeit einer Außenperspektive setzt hier eine Grenze. Um feststellen zu können, dass logische Strukturen nicht nur Bedingungen unseres Denkverstehens, sondern zugleich Strukturen der Realität selbst sind, müsste die Realität unabhängig von diesen Denkformen zugänglich sein und anschließend mit ihnen verglichen werden können. Ein solcher Vergleich ist nicht möglich. Was sich feststellen lässt, ist vielmehr die außerordentliche Bewährung logischer Organisationsformen innerhalb unseres Denkens und ihrer Anwendung auf Erfahrungszusammenhänge.

Ähnliches gilt für Linearität. Das Denkverstehen muss komplexe Zusammenhänge in der Regel in eine Abfolge bringen, um sie explizieren zu können. Dabei trifft die analytische Organisation auf eine grundlegende Schwierigkeit: Erfahrungsverstehen ist prozesshaft. Zusammenhänge entwickeln sich fortlaufend, wirken gleichzeitig und wechselseitig aufeinander ein und verändern sich bereits im Verlauf ihrer Organisation. Um solche Prozesse begrifflich bestimmen zu können, muss das Denkverstehen aus ihrem fortlaufenden Zusammenhang Einheiten herauslösen, Beziehungen zwischen ihnen bestimmen und diese in eine nachvollziehbare Ordnung bringen. Was im Erfahrungsverstehen gleichzeitig, wechselwirkend und prozesshaft organisiert wird, erscheint deshalb in der sprachlichen oder begrifflichen Explikation häufig als Abfolge bestimmbarer Einheiten und Beziehungen.

Wissenschaft verstärkt diese analytische Transformation, indem sie Prozesse in unterscheidbare Abschnitte gliedert, zeitliche Reihenfolgen bestimmt und komplexe Entwicklungen auf analysierbare Teilzusammenhänge reduziert. Linearität erweist sich damit als eine außerordentlich leistungsfähige Organisationsform analytischen Denkens: Sie macht Prozesshaftigkeit überschaubar, vergleichbar und methodisch kontrollierbar. Gerade daraus darf jedoch nicht geschlossen werden, dass die untersuchten Prozesse oder die Realität selbst notwendig linear strukturiert sind. Komplexe biologische, gesellschaftliche oder ökologische Zusammenhänge machen vielmehr sichtbar, dass lineare Darstellungen häufig nur bestimmte Aspekte gleichzeitig und wechselseitig verlaufender Prozesse erfassen.

Auch der Begriff der Kausalität erhält aus dieser Perspektive eine besondere Bedeutung. Bereits im Alltag versuchen Individuen zu verstehen, weshalb etwas geschehen ist. Sie verbinden Ereignisse miteinander, bilden Erwartungen und orientieren ihr Handeln an vermuteten Wirkungszusammenhängen. Wissenschaft präzisiert diese alltägliche Organisationsleistung, indem sie Bedingungen kontrolliert, Variablen unterscheidet, Zusammenhänge experimentell prüft und alternative Erklärungen auszuschließen versucht.

Dabei besteht ein enger Zusammenhang zwischen Kausalität und Linearität. Um einen kausalen Zusammenhang bestimmen zu können, müssen aus einem komplexen und möglicherweise gleichzeitig, wechselwirkend und rückbezüglich verlaufenden Prozess bestimmte Einheiten herausgelöst und als Ursache und Wirkung aufeinander bezogen werden. Das Kausalmodell überführt damit Prozesshaftigkeit in eine analytisch bestimmbare gerichtete Beziehung: Unter bestimmten Bedingungen wird A als Ursache für B bestimmt. Gerade diese Linearisierung ermöglicht es, Wirkungszusammenhänge zu isolieren, experimentell zu prüfen und für Erklärungen oder Vorhersagen nutzbar zu machen. Die außerordentliche Erklärungskraft kausaler Modelle beruht wesentlich auf dieser methodischen Reduktion und Präzisierung.

Daraus folgt jedoch nicht, dass Kausalität auf einfache lineare Ursache-Wirkungs-Beziehungen beschränkt wäre. Wissenschaftliche Modelle können Rückkopplungen, multiple Bedingungen, Wechselwirkungen und komplexe Kausalnetze berücksichtigen. Auch solche Modelle müssen die untersuchten Prozesse jedoch analytisch in unterscheidbare Einheiten und bestimmbare Beziehungen überführen. Die methodische Organisation wird komplexer; die Notwendigkeit analytischer Bestimmung wird dadurch nicht aufgehoben.

Logik, Linearität und Kausalität sind damit weder willkürliche Konstruktionen noch unmittelbar erkennbare Eigenschaften der Realität. Sie sind Organisationsformen des Denkverstehens, deren erkenntnistheoretische Bedeutung sich aus ihrer Bewährung ergibt. Gerade weil sie sich innerhalb unterschiedlichster individueller und wissenschaftlicher Organisationszusammenhänge immer wieder bewähren, besitzen sie eine außergewöhnliche Tragfähigkeit.

Die Theorie der Einheitsbildung muss deshalb zwei Verkürzungen vermeiden. Sie darf diese Denkformen weder als bloße Erfindungen des Individuums behandeln noch ihre erfolgreiche Anwendung als Beweis dafür ansehen, dass die Realität selbst entsprechend strukturiert ist. Zwischen beiden Positionen liegt ihre erkenntnistheoretische Bestimmung: Es handelt sich um Organisationsformen, durch die Individuen auf sie treffende Wirkungen in außerordentlich erfolgreicher Weise begrifflich ordnen, prüfen und vorausschauend erschließen können.

Gerade ihre hohe Bewährung erklärt zugleich, weshalb der Unterschied zwischen Organisationsform und Realität leicht aus dem Blick geraten kann. Je erfolgreicher ein analytisches Modell ist, desto näher scheint es an die Realität selbst heranzurücken. Die Theorie der Einheitsbildung hält dem entgegen, dass zunehmende Bewährung den Geltungsanspruch einer Erkenntnis stärkt, aber die erkenntnistheoretische Grenze zwischen Wirklichkeitsbildung und Realität nicht aufhebt.

Diese Grenze wird besonders deutlich, wenn wissenschaftliches Denken Modelle entwickelt, Messungen durchführt und seine Zusammenhänge mathematisch formalisiert.

## Modelle, Messung und Objektivität

Modelle gehören zu den grundlegenden Mitteln, durch die wissenschaftliches Denken seine Gegenstände analytisch organisiert. Ihre Leistung besteht darin, komplexe Zusammenhänge so zu ordnen, dass bestimmte Beziehungen ausdrücklich untersucht werden können. Ein Modell muss deshalb auswählen. Es hebt bestimmte Einheiten und Beziehungen hervor, während andere Zusammenhänge zurücktreten. Gerade diese Reduktion ermöglicht analytische Präzision.

Auch hierin unterscheidet sich Wissenschaft nicht grundsätzlich vom alltäglichen Verstehen. Jedes Individuum reduziert Komplexität, wenn es eine Situation versteht, Erwartungen

entwickelt oder Handlungen plant. Es kann niemals alle gleichzeitig möglichen Zusammenhänge berücksichtigen. Wissenschaft macht diese unvermeidliche Reduktion jedoch explizit und methodisch kontrollierbar. Sie bestimmt, welche Einheiten in ein Modell eingehen, welche Beziehungen untersucht und unter welchen Bedingungen die Ergebnisse geprüft werden sollen.

Ein wissenschaftliches Modell ist deshalb kein verkleinertes Abbild der Realität. Es ist eine methodisch organisierte Wirklichkeitsbildung. Seine Qualität entscheidet sich daran, wie tragfähig die durch es ermöglichten Erklärungen, Erwartungen und Vorhersagen sind und wie umfassend es sich unter unterschiedlichen Bedingungen bewährt.

Messungen erfüllen innerhalb dieses Zusammenhangs eine besondere Funktion. Sie erscheinen leicht als unmittelbare Erfassung einer unabhängig gegebenen Wirklichkeit. Tatsächlich setzt jede Messung jedoch bereits Einheitsbildungen voraus. Es muss bestimmt sein, was gemessen werden soll, welche Einheit verwendet wird, welches Verfahren geeignet ist und unter welchen Bedingungen ein Ergebnis als gültig gelten kann.

Messung überwindet Einheitsbildung deshalb nicht. Sie präzisiert sie.

Gerade darin liegt ihre außerordentliche wissenschaftliche Leistung. Messverfahren ermöglichen es, individuelle Unterschiede in der Beobachtung erheblich zu reduzieren. Unterschiedliche Individuen können dieselben definierten Verfahren verwenden und dadurch Ergebnisse erzeugen, die unabhängig von ihren persönlichen Erwartungen oder Einschätzungen miteinander verglichen werden können.

Die Messung führt damit besonders deutlich vor Augen, was „wissenschaftliche Objektivität“ innerhalb der Theorie der Einheitsbildung bedeutet. Nicht die individuelle Verstehensperspektive wird aufgehoben. Vielmehr werden die Bedingungen des Erkenntnisprozesses so weit expliziert, vereinheitlicht und methodisch festgelegt, dass der Einfluss der besonderen individuellen Erfahrungen, Erwartungen und Deutungen auf das Ergebnis möglichst gering wird.

Auch mathematische Formalisierungen steigern diese Möglichkeit. Mathematische Symbole und Operationen ermöglichen eine außerordentlich eindeutige Organisation von Beziehungen. Unterschiedliche Individuen können dieselben Operationen nachvollziehen, Ergebnisse überprüfen und Fehler lokalisieren. Dadurch wird ein besonders hoher Grad organisationsübergreifender Rekonstruierbarkeit erreicht.

Die besondere Präzision mathematischer Modelle darf jedoch wiederum nicht mit einem unmittelbaren Zugang zur Realität verwechselt werden. Ein mathematisches Modell kann innerhalb seiner Voraussetzungen vollkommen konsistent sein und sich zugleich in der Anwendung auf Erfahrungszusammenhänge unterschiedlich gut bewähren. Seine mathematische Notwendigkeit und seine empirische Tragfähigkeit sind deshalb zu unterscheiden.

Gerade im Zusammenspiel von Modellbildung, Messung und mathematischer Formalisierung entsteht die Verlässlichkeit moderner Wissenschaft. Modelle bestimmen Zusammenhänge, Messungen schaffen kontrollierte Bezugnahmen auf Erfahrungsbedingungen, mathematische Verfahren präzisieren Beziehungen, und die Ergebnisse werden von unterschiedlichen Individuen unter möglichst expliziten Bedingungen überprüft.

Objektivität entsteht hier nicht trotz der Individualität des Verstehens, sondern durch eine methodische Organisation, die es unterschiedlichen Individuen ermöglicht, ihre jeweiligen Denkprozesse an hinreichend übereinstimmenden Bedingungen auszurichten.

Damit wird zugleich verständlich, weshalb wissenschaftliche Erkenntnis grundsätzlich revidierbar bleiben muss. Ein Modell, das sich lange bewährt hat, kann unter neuen Bedingungen an Grenzen stoßen. Präzisere Messungen können bisher unbeachtete Abweichungen sichtbar machen. Neue Modelle können Zusammenhänge erklären, die innerhalb älterer Organisationsformen nicht integriert werden konnten. Solche Veränderungen widerlegen nicht die Verlässlichkeit wissenschaftlicher Erkenntnis. Sie zeigen vielmehr, dass Bewährung ein offener Prozess bleibt.

Die Geschichte wissenschaftlicher Erkenntnis ist deshalb nicht lediglich eine Geschichte von Irrtümern, die allmählich durch Wahrheit ersetzt werden. Sie lässt sich ebenso als fortlaufende Erweiterung und Reorganisation von Einheitsbildungen verstehen, deren Tragfähigkeit unter immer weiter ausgedehnten Bewährungsbedingungen geprüft wird.

Gerade darin liegt die besondere Stärke der Wissenschaft. Sie institutionalisiert die Möglichkeit der Korrektur. Ihre Begriffe, Modelle und Theorien gewinnen Autorität nicht dadurch, dass sie als endgültig gelten, sondern dadurch, dass sie prinzipiell überprüfbar bleiben und sich dennoch unter fortgesetzter Prüfung bewähren.

Damit wird jedoch zugleich ihre erkenntnistheoretische Grenze sichtbar. Die außerordentliche Bewährung eines wissenschaftlichen Modells erhöht seine Verlässlichkeit. Sie verwandelt das Modell nicht in die Realität selbst.

Die Gefahr, eine erfolgreiche und stabilisierte Einheitsbildung schließlich für eine in der Realität selbst vorgegebene Einheit zu halten, beschränkt sich allerdings nicht auf wissenschaftliche Modelle. Besonders anschaulich lässt sie sich auch an gesellschaftlichen und politischen Begriffen zeigen.

Ein Beispiel bietet der Begriff der „sozialen Marktwirtschaft“. Er bezeichnet keinen unmittelbar in der Realität vorfindbaren Gegenstand, sondern organisiert eine Vielzahl ökonomischer, sozialer, rechtlicher und politischer Zusammenhänge unter einer begrifflichen Einheit. Markt, Wettbewerb, Eigentum, soziale Sicherung, staatliche Regulierung und gesellschaftlicher Ausgleich werden dabei in einen bestimmten Bedeutungszusammenhang gebracht. Gerade diese begriffliche Verdichtung macht den Ausdruck außerordentlich leistungsfähig: Ein komplexer gesellschaftlicher Zusammenhang kann als Einheit bezeichnet, politisch diskutiert und zur Orientierung wirtschafts- und sozialpolitischer Entscheidungen verwendet werden.

Mit zunehmender gesellschaftlicher Stabilisierung kann jedoch leicht aus dem Blick geraten, dass „soziale Marktwirtschaft“ eine solche begriffliche Einheitsbildung ist. Im politischen und allgemeinen Sprachgebrauch wird dann etwa davon gesprochen, die soziale Marktwirtschaft müsse „geschützt“, „erneuert“, „gestärkt“ oder „verteidigt“ werden. Der Begriff erscheint dadurch zunehmend wie die Bezeichnung einer eindeutig gegebenen gesellschaftlichen Wirklichkeit. Tatsächlich können unterschiedliche Individuen und politische Positionen mit demselben Ausdruck jedoch erheblich voneinander abweichende Bedeutungszusammenhänge verbinden. Was als angemessenes Verhältnis von Markt und Staat, wirtschaftlicher Freiheit und sozialem Ausgleich oder individueller Verantwortung und gesellschaftlicher Sicherung gelten soll, ist durch den Begriff selbst keineswegs eindeutig festgelegt.

Gerade darin zeigt sich die Bedeutung der Unterscheidung zwischen Begriff und Realität. Die langjährige politische Verwendung und gesellschaftliche Bewährung des Begriffs erhöhen seine kommunikative Stabilität und seine Orientierungsleistung. Sie beweisen jedoch nicht, dass die gesellschaftliche Realität selbst eine eindeutig bestimmbare Einheit „soziale

Marktwirtschaft“ bildet. Der Begriff organisiert vielmehr ausgewählte Zusammenhänge innerhalb individueller und kommunikativ stabilisierter Wirklichkeitsbildungen.

Am Begriff der „sozialen Marktwirtschaft“ kann damit deutlich gemacht werden, weshalb die Stabilität und erfolgreiche Verwendung einer Einheitsbildung nicht mit der Realität selbst gleichgesetzt werden dürfen. Je selbstverständlicher ein Begriff verwendet wird und je erfolgreicher er unterschiedliche Erfahrungen und politische Vorstellungen kommunikativ miteinander verbindet, desto leichter kann seine begriffliche Konstruktionsleistung unsichtbar werden. Gerade seine erfolgreiche Bewährung lässt ihn dann als etwas erscheinen, das in der Realität selbst bereits als entsprechende Einheit vorhanden sei.

## Wissenschaft ohne ontologischen Sonderstatus

Die bisherigen Überlegungen führen zu einer Bestimmung wissenschaftlicher Erkenntnis, die ihre Leistungsfähigkeit anerkennt, ohne ihr einen erkenntnistheoretischen Außenstandpunkt zuzuschreiben. Wissenschaft unterscheidet sich vom alltäglichen Verstehen nicht dadurch, dass sie auf eine grundsätzlich andere Realität zugreifen könnte. Sie unterscheidet sich durch die methodische Organisation der Bedingungen, unter denen Einheitsbildungen entstehen, expliziert, geprüft und korrigiert werden.

Ihre besondere Autorität beruht deshalb auf der Qualität dieser Verfahren. Wissenschaftliche Begriffe werden möglichst genau bestimmt. Beobachtungs- und Messbedingungen werden expliziert. Aussagen werden der Kritik anderer Individuen ausgesetzt. Experimente sollen wiederholbar und Ergebnisse unabhängig überprüfbar sein. Modelle müssen sich an Erfahrungen bewähren und werden verändert, wenn ihre Erklärungskraft nicht mehr ausreicht.

Aus der Verbindung dieser Verfahren entsteht eine Erkenntnisform von außergewöhnlicher Verlässlichkeit. Gerade weil wissenschaftliche Aussagen nicht von der individuellen Überzeugung eines einzelnen Individuums abhängig bleiben, sondern unter unterschiedlichen Bedingungen von anderen Individuen rekonstruiert und geprüft werden können, gewinnen sie einen Geltungsanspruch, der weit über alltägliche individuelle Gewissheiten hinausreichen kann.

Daraus folgt jedoch kein ontologischer Sonderstatus.

Wissenschaft bleibt innerhalb derselben erkenntnistheoretischen Grundbedingungen, die für jedes Verstehen gelten. Auch ihre Begriffe sind Einheitsbildungen. Auch ihre Beobachtungen müssen innerhalb individueller Erfahrungszusammenhänge organisiert werden. Auch ihre Modelle gehören zur Wirklichkeitsbildung. Und auch ihre erfolgreichsten Theorien müssen sich fortlaufend an Wirkungen bewähren, die nicht ihrer Verfügung unterliegen, ohne dass dadurch die Realität unabhängig von den Bedingungen des Erkennens unmittelbar zugänglich würde.

Gerade die Unmöglichkeit einer Außenperspektive verhindert deshalb den Übergang von wissenschaftlicher Bewährung zu ontologischer Gewissheit. Um feststellen zu können, dass ein wissenschaftliches Modell nicht nur außerordentlich erfolgreich ist, sondern die Realität so beschreibt, wie sie unabhängig von jeder menschlichen Einheitsbildung beschaffen ist, müsste ein Vergleich möglich sein, der außerhalb aller Wirklichkeitsbildung stattfindet. Ein solcher Standpunkt steht weder der Wissenschaft noch der Philosophie zur Verfügung.

Das begrenzt die Wissenschaft nicht in ihrer wissenschaftlichen Leistung. Es begrenzt lediglich einen darüber hinausgehenden ontologischen Anspruch.

Ein physikalisches Modell kann Vorhersagen von außerordentlicher Genauigkeit ermöglichen. Eine medizinische Theorie kann erfolgreiche Eingriffe begründen. Eine technische Konstruktion kann aufgrund wissenschaftlicher Berechnungen zuverlässig funktionieren. All dies sind starke Bewährungen der zugrunde liegenden Einheitsbildungen. Gerade ihre praktische Wirksamkeit zeigt, dass wissenschaftliche Modelle keineswegs beliebige Konstruktionen sind. Sie stehen in einem fortlaufenden Bewährungsverhältnis zu Wirkungen, die nicht durch die jeweiligen Modelle selbst hervorgebracht oder bestimmt werden.

Doch auch die größte Vorhersagegenauigkeit und technische Beherrschbarkeit hebt die Differenz zwischen Modell und Realität nicht auf. Sie zeigt, wie leistungsfähig eine Wirklichkeitsbildung ist. Sie kann nicht von außen bestätigen, dass deren begriffliche Struktur mit der Realität selbst identisch ist.

Die Theorie der Einheitsbildung schwächt damit den Erkenntnisanspruch der Wissenschaft nicht ab. Sie bestimmt genauer, worin seine außergewöhnliche Stärke liegt. Wissenschaft muss keinen Zugang zu einer Realität unabhängig von allen Erkenntnisbedingungen beanspruchen, um die verlässlichste Form methodisch organisierter Erkenntnis hervorzubringen. Ihre Stärke liegt in der fortgesetzten Bewährung, der organisationsübergreifenden Prüfung, der methodischen Kontrolle individueller Besonderheiten und ihrer institutionalisierten Fähigkeit zur Selbstkorrektur.

Damit lässt sich auch das Verhältnis zwischen Wissenschaft und Alltag genauer bestimmen.

Wissenschaft steht dem Alltagsverständnis nicht als grundsätzlich andere Form des Erkennens gegenüber. Sie entwickelt sich aus denselben grundlegenden Organisationsleistungen, die bereits im alltäglichen Erfahrungs- und Denkverstehen wirksam sind. Auch im Alltag unterscheiden Individuen, bilden Zusammenhänge, entwickeln Erwartungen, prüfen sie an neuen Erfahrungen und verändern ihre bisherigen Vorstellungen, wenn diese sich nicht mehr bewähren.

Der Unterschied liegt im Grad und in der Form der Organisation.

Alltagsverstehen muss handlungsfähig sein. Es kann mit unscharfen Begriffen, situationsabhängigen Bedeutungen und vorläufigen Erklärungen arbeiten, solange diese innerhalb der jeweiligen Lebenszusammenhänge hinreichend tragfähig bleiben. Ein Individuum muss nicht jedes Mal wissenschaftlich bestimmen, was ein Stuhl, eine Krankheit, ein Freund oder eine Gefahr ist, um sich in seiner Welt orientieren zu können. Seine Erfahrungs- und Denkzusammenhänge können gerade deshalb außerordentlich leistungsfähig sein, weil sie flexibel, kontextabhängig und an seine individuelle Organisationsgeschichte gebunden bleiben.

Wissenschaft verfolgt demgegenüber ein anderes Organisationsziel. Sie versucht, solche individuellen und situationsabhängigen Besonderheiten so weit zu explizieren und methodisch zu kontrollieren, dass Erkenntnisse über den ursprünglichen Erfahrungskontext hinaus nachvollziehbar werden. Sie transformiert ausgewählte Zusammenhänge des Erfahrungs- und Denkverstehens in analytisch bestimmte Einheiten und Beziehungen, die organisationsübergreifend geprüft werden können.

Gerade deshalb wäre es falsch, wissenschaftliches Denken als eine vollkommenere Form des Alltagsverstehens zu behandeln. Beide erfüllen unterschiedliche Funktionen. Das Alltagsverstehen organisiert die Welt in ihrer konkreten Bedeutung für das Individuum. Wissenschaftliches Denken abstrahiert gezielt von Teilen dieser individuellen Bedeutungszusammenhänge,

um bestimmte Beziehungen genauer bestimmen und unter kontrollierten Bedingungen untersuchen zu können.

Die größere analytische Präzision der Wissenschaft bedeutet daher nicht, dass sie die individuelle Wirklichkeit in ihrer Gesamtheit besser erfassen würde. Im Gegenteil: Ihre Leistungsfähigkeit beruht gerade auf Auswahl und Reduktion. Sie muss von Zusammenhängen absehen, die für das individuelle Erleben bedeutsam sein können, wenn diese für die jeweilige wissenschaftliche Fragestellung nicht relevant oder nicht methodisch erfassbar sind.

Hier zeigt sich erneut die Bedeutung der Individualität. Das einzelne Individuum verfügt über eine einmalige Organisationsgeschichte. Seine Erfahrungen, emotionalen Gewichtungen, Bedeutungszusammenhänge und begrifflichen Entwicklungen bilden eine individuelle Verstehensperspektive, die in dieser konkreten Form von keinem anderen Individuum geteilt wird. Wissenschaft kann von vielen dieser Unterschiede abstrahieren. Sie kann sie vergleichen, klassifizieren und teilweise erklären. Sie kann die Individualität des Verstehens jedoch nicht aufheben.

Gerade deshalb stehen wissenschaftliche Erkenntnis und individuelle Erfahrung nicht in einem Verhältnis, in dem die eine die andere ersetzen könnte. Wissenschaft kann einem Individuum erklären, welche physiologischen Prozesse mit einer bestimmten körperlichen Empfindung verbunden sind. Diese Erklärung ersetzt jedoch nicht die individuell erfahrene Empfindung. Sie organisiert denselben oder einen damit verbundenen Zusammenhang auf einer anderen Ebene des Denkverstehens und unter einer anderen Fragestellung.

Ebenso kann Wissenschaft statistische Regelmäßigkeiten menschlichen Verhaltens beschreiben, ohne daraus die konkrete Weltkonstruktion eines einzelnen Individuums vollständig ableiten zu können. Sie kann Bedingungen, Wahrscheinlichkeiten und Zusammenhänge bestimmen. Was diese Bedingungen innerhalb einer bestimmten individuellen Organisationsgeschichte bedeuten und wie sie dort verarbeitet werden, bleibt jedoch an die individuelle Verstehensperspektive gebunden.

Damit erhält die Individualität innerhalb der Wissenschaftstheorie der Einheitsbildung keinen störenden Reststatus. Sie bezeichnet vielmehr die Bedingung, von der auch Wissenschaft ausgeht und zu der ihre Ergebnisse immer wieder zurückkehren müssen. Wissenschaftliche Erkenntnisse werden von Individuen hervorgebracht, von Individuen geprüft und schließlich innerhalb individueller Weltkonstruktionen verstanden und angewendet.

Die methodische Leistung der Wissenschaft besteht deshalb nicht darin, Individualität zu beseitigen. Sie besteht darin, trotz der Individualität allen Verstehens Erkenntnisse hervorzubringen, deren Bewährung nicht von den Besonderheiten eines einzelnen Individuums abhängig bleibt.

Gerade hierin liegt ihre außergewöhnliche kulturelle und erkenntnistheoretische Leistung. Individuelle Weltkonstruktionen können über wissenschaftliche Methoden an Organisationsleistungen anschließen, die kein einzelnes Individuum allein hätte hervorbringen können. Erkenntnisse werden kommunikativ bewahrt, kritisiert, präzisiert und über Generationen weiterentwickelt. Ein Individuum kann dadurch Zusammenhänge verstehen und nutzen, deren Entstehung weit außerhalb seiner eigenen Erfahrungsgeschichte liegt.

Doch auch diese kumulative wissenschaftliche Weltkonstruktion bildet keine zusätzliche Verstehensperspektive. Wissenschaft als soziale und kommunikative Organisation versteht nichts.

Ihre Theorien denken nicht, ihre Modelle erkennen nichts und ihre Methoden prüfen sich nicht selbst. All dies wird nur wirksam, indem Individuen die stabilisierten wissenschaftlichen Organisationsformen innerhalb ihres eigenen Denkverstehens nachvollziehen und fortführen.

Damit schließt sich der Zusammenhang zwischen Alltagsverstehen, Individualität und Wissenschaft. Am Anfang steht nicht eine wissenschaftlich noch unvollkommene Form des Denkens, die später durch eine grundsätzlich andere Erkenntnisweise ersetzt würde. Am Anfang stehen individuelle Erfahrungs- und Einheitsbildungsprozesse, aus denen Denkverstehen, begriffliche Explikation, Kommunikation und schließlich methodisch kontrollierte wissenschaftliche Organisationsformen hervorgehen.

Wissenschaft bleibt deshalb bei aller methodischen Eigenständigkeit genetisch an das individuelle Verstehen gebunden. Sie überschreitet dessen alltägliche Möglichkeiten in Reichweite, Präzision und organisationsübergreifender Bewährung erheblich, aber sie überschreitet nicht seine erkenntnistheoretische Grundlage.

Gerade diese Verbindung erklärt ihre besondere Stellung. Wissenschaft ist weder bloß systematisierter Alltag noch eine Erkenntnisform jenseits des Alltags. Sie ist die methodisch konsequenteste Weiterentwicklung jener analytischen Möglichkeiten des Denkverstehens, die bereits im alltäglichen Verstehen angelegt sind. Ihre außerordentliche Verlässlichkeit entsteht aus der methodischen Kontrolle und organisationsübergreifenden Bewährung dieser Möglichkeiten. Ihre Grenze bleibt die Grenze jeder menschlichen Erkenntnis: Auch sie kann die individuelle Verstehensperspektive als Bedingung des Verstehens nicht verlassen und deshalb keinen unmittelbaren Zugang zur Realität unabhängig von jeder Wirklichkeitsbildung beanspruchen.

Gerade darin liegt keine Schwäche der Wissenschaft. Es macht vielmehr verständlich, wie aus individuellen, perspektivisch gebundenen Verstehensprozessen Erkenntnisse von außerordentlicher allgemeiner Geltung entstehen können, ohne dass dafür die Individualität des Verstehens aufgehoben werden müsste.

# 10. Die Grenzen ontologischer Aussagen

## Ontologien als Denkmodelle

Mit der Rekonstruktion wissenschaftlicher Erkenntnis ist ein Punkt erreicht, an dem sich die Frage nach dem erkenntnistheoretischen Status ontologischer Aussagen neu stellt. Wissenschaft konnte als eine methodisch entwickelte Organisationsform des Denkverstehens bestimmt werden, deren besondere Leistungsfähigkeit auf der Reduktion von Komplexität, der eindeutigen und generalisierenden Festlegung von Einheiten sowie auf methodischer Kontrolle und organisationsübergreifender Bewährung beruht. Gerade dadurch können wissenschaftliche Modelle eine außerordentliche Verlässlichkeit und Objektivität erreichen. Zugleich hat sich jedoch gezeigt, dass auch diese weitestgehende methodische Stabilisierung die Bedingungen menschlichen Verstehens nicht verlassen kann. Wissenschaftliche Erkenntnis bleibt Wirklichkeitsbildung; sie eröffnet keine Außenperspektive auf die Realität.

Von hier aus stellt sich für die Philosophie eine weiterführende Frage. Wenn selbst die methodisch streng kontrollierten Formen wissenschaftlicher Erkenntnis keinen unmittelbaren Zugang zur ontologischen Struktur der Realität begründen können, welchen erkenntnistheoretischen Status besitzen dann philosophische Aussagen über Sein, Substanz, Materie, Geist, Prozess, Information oder andere vermeintliche Grundstrukturen der Realität?

Die Theorie der Einheitsbildung beantwortet diese Frage nicht, indem sie eine bestimmte Ontologie gegen andere Ontologien stellt. Sie setzt vielmehr früher an und fragt zunächst, unter welchen Bedingungen ontologisches Denken überhaupt möglich wird. Damit verändert sich die Blickrichtung. Nicht die Entscheidung zwischen konkurrierenden Ontologien steht am Anfang, sondern die Rekonstruktion der Voraussetzungen, unter denen Individuen überhaupt ontologische Begriffe bilden können.

Diese Verschiebung folgt unmittelbar aus der bisherigen genetischen Rekonstruktion. Ontologisches Denken beginnt nicht mit einem unmittelbaren Zugang zur Realität. Es setzt vielmehr bereits einen weit entwickelten Zusammenhang von Erfahrungs- und Denkverstehen voraus. Erfahrungen sind organisiert, Einheiten gebildet, Begriffe entwickelt, sprachliche Unterscheidungen stabilisiert und vielfach wissenschaftliche Modelle vorhanden, bevor das Denken daraus umfassendere Aussagen über Wirklichkeit oder Realität entwickeln kann. Ontologien stehen deshalb nicht am Anfang der Einheitsbildung, sondern entstehen auf einer weit entwickelten Organisationsebene des Denkverstehens.

Gerade darin liegt ihre besondere philosophische Leistung. Ontologisches Denken versucht, bereits entstandene Erfahrungen, Begriffe, wissenschaftliche Erkenntnisse und Weltdeutungen in möglichst umfassende Zusammenhänge zu integrieren. Begriffe wie Sein, Substanz, Materie, Geist, Prozess oder Information ermöglichen es, sehr unterschiedliche Einheitsbildungen unter übergreifenden Gesichtspunkten neu zu ordnen und miteinander in Beziehung zu setzen. Ontologien sind deshalb keineswegs beliebige begriffliche Konstruktionen. Sie können außerordentlich leistungsfähige Denkmodelle darstellen, Zusammenhänge sichtbar machen, die innerhalb einzelner wissenschaftlicher oder alltäglicher Betrachtungsweisen verborgen bleiben, unterschiedliche Wissensbereiche miteinander verbinden und neue Möglichkeiten philosophischer Interpretation eröffnen.

Diese besondere Integrationsleistung verleiht ihnen jedoch keinen privilegierten Zugang zur Realität. Auch ontologische Begriffe bleiben Einheitsbildungen. Sie entstehen innerhalb

individueller Denkprozesse, werden sprachlich expliziert, kommunikativ weiterentwickelt und können innerhalb unterschiedlicher Denkzusammenhänge geprüft und bewährt werden. Ontologien lassen sich daher als besonders umfassende Formen begrifflicher Weltorganisation verstehen, nicht aber bereits deshalb als unmittelbare Beschreibungen einer unabhängig von diesen Organisationsprozessen zugänglichen Realität.

Gerade ihre Reichweite macht diese Unterscheidung jedoch schwer. Je umfassender und kohärenter ein ontologisches Denkmodell wird, desto leichter kann seine eigene Organisationsleistung aus dem Blick geraten. Was zunächst als begriffliche Ordnung unterschiedlicher Erfahrungen und Erkenntnisse entstanden ist, erscheint zunehmend als Ordnung dessen, was unabhängig vom Denken selbst besteht. Die außerordentliche Leistungsfähigkeit ontologischen Denkens erzeugt damit zugleich die Gefahr, die Bedingungen seiner eigenen Begriffsbildung zu verdecken.

An diesem Punkt beginnt das eigentliche erkenntnistheoretische Problem ontologischer Aussagen.

## Die Grenze ontologischer Geltung

Die Grenze ontologischer Aussagen ergibt sich nicht daraus, dass ontologisches Denken unzulässig oder philosophisch bedeutungslos wäre. Sie folgt aus denselben Bedingungen, die bereits für wissenschaftliche Erkenntnis sichtbar geworden sind. Auch eine außerordentlich kohärente Ontologie bleibt innerhalb des Denkverstehens entwickelt. Sie kann Erfahrungen integrieren, wissenschaftliche Erkenntnisse ordnen und unterschiedliche Weltdeutungen miteinander verbinden. Sie kann dadurch eine erhebliche Erklärungskraft gewinnen und sich innerhalb vielfältiger Zusammenhänge als tragfähig erweisen. All dies sagt jedoch zunächst etwas über die Leistungsfähigkeit ihrer begrifflichen Organisation aus.

Aus ihrer Kohärenz allein lässt sich deshalb ebenso wenig auf die Struktur der Realität schließen wie aus ihrer Erklärungskraft oder ihrer fortgesetzten Bewährung. Ein solcher Schluss würde einen zusätzlichen Erkenntnisschritt voraussetzen: Es müsste gezeigt werden können, dass die innerhalb des Denkverstehens entwickelte Ordnung nicht nur tragfähig ist, sondern mit einer unabhängig von dieser Ordnung zugänglichen Realität übereinstimmt. Genau diese Möglichkeit steht jedoch nicht zur Verfügung.

Hier wiederholt sich die Grenze, die bereits bei wissenschaftlichen Modellen sichtbar wurde. Ein wissenschaftliches Modell kann Vorhersagen von außerordentlicher Genauigkeit ermöglichen und technische Eingriffe mit hoher Zuverlässigkeit begründen. Seine Bewährung zeigt, dass seine begriffliche Organisation außerordentlich tragfähig ist. Sie ermöglicht jedoch keinen zusätzlichen Erkenntnisschritt, durch den festgestellt werden könnte, dass die Realität selbst unabhängig von menschlicher Einheitsbildung genau dieselbe Struktur besitzt.

Bei Ontologien tritt diese Problematik in besonderer Weise hervor, weil ihre Begriffe häufig durch eine weitere Abstraktion von bereits begrifflich organisierten Zusammenhängen entstehen. Ontologische Begriffsbildung organisiert vielfach nicht unmittelbar einzelne Erfahrungen, sondern bereits entwickelte Begriffe, wissenschaftliche Modelle und philosophische Deutungen. Sie ist insofern eine Organisation von bereits Organisiertem.

Gerade dies erklärt sowohl ihre außergewöhnliche Reichweite als auch ihre erkenntnistheoretische Grenze. Je umfassender die bereits gebildeten Zusammenhänge sind, die eine Ontologie

miteinander verbinden kann, desto größer kann ihre philosophische Erklärungskraft werden. Zugleich wächst jedoch die Gefahr, dass die Herkunft ihrer Begriffe aus vorausgehenden Einheitsbildungsprozessen nicht mehr sichtbar bleibt.

Die Theorie der Einheitsbildung weist Ontologien deshalb nicht zurück, sondern bestimmt ihren Geltungsanspruch genauer. Eine Ontologie kann danach beurteilt werden, wie kohärent sie unterschiedliche Erkenntnisbereiche integriert, welche neuen Zusammenhänge sie sichtbar macht, wie anschlussfähig ihre Begriffe sind und in welchem Maße sie bestehende Probleme verständlicher werden lässt. Ontologien können sich in dieser Hinsicht erheblich unterscheiden. Manche Denkmodelle vermögen größere Zusammenhänge zu integrieren, Widersprüche besser zu vermeiden oder wissenschaftliche Erkenntnisse umfassender zu berücksichtigen als andere. Auch ontologisches Denken unterliegt damit Bewährungsbedingungen.

Diese Bewährung bleibt jedoch eine Bewährung innerhalb menschlicher Wirklichkeitsbildung. Gerade deshalb muss die zuvor entwickelte Unterscheidung von Wirklichkeit und Realität auch auf der Ebene ontologischen Denkens erhalten bleiben. Ontologien organisieren Wirklichkeit, indem sie bereits entstandene Wirklichkeitsbildungen in umfassendere begriffliche Zusammenhänge bringen. Realität bezeichnet demgegenüber weiterhin den Möglichkeitsraum und Grenzhorizont, an dem sich auch diese umfassenden Wirklichkeitsbildungen bewähren, ohne dass dieser Horizont dadurch unabhängig von ihnen begrifflich zugänglich würde.

Diese Grenze gilt schließlich auch für die Theorie der Einheitsbildung selbst. Auch ihre Begriffe – Einheitsbildung, Erfahrungsverstehen, Denkverstehen, Wirklichkeit und Realität – sind begriffliche Organisationsleistungen. Die Theorie kann ihren eigenen erkenntnistheoretischen Status deshalb nicht dadurch überschreiten, dass sie diese Begriffe ihrerseits zu ontologischen Strukturen der Realität erklärt. Gerade die Anerkennung dieser Selbstbegrenzung gehört zu ihrem theoretischen Anspruch.

## Vom Denkmodell zur Realität

Die eigentliche Schwierigkeit liegt damit nicht in der Entwicklung umfassender Denkmodelle, sondern in der Veränderung ihres Geltungsstatus. Ein Denkmodell entsteht zunächst innerhalb des Denkverstehens. Es reduziert Komplexität, bildet Einheiten, bestimmt Beziehungen und integriert unterschiedliche Zusammenhänge in eine begriffliche Ordnung. Je erfolgreicher diese analytische Organisationsleistung ist, desto größer wird seine Erklärungskraft und desto weiter kann seine Anwendung reichen.

Gerade dieser Erfolg kann jedoch dazu führen, dass die begriffliche Ordnung nicht mehr als Organisationsleistung des Denkens erscheint, sondern als unmittelbar erkannte Ordnung der Realität. Der Übergang vollzieht sich häufig unauffällig. Was sich zunächst als außerordentlich tragfähige Form der Wirklichkeitsorganisation bewährt hat, wird zunehmend so behandelt, als müsse die Realität selbst entsprechend strukturiert sein.

Dieser Vorgang wurde bereits im Zusammenhang mit Logik, Linearität und Kausalität sichtbar. Logische, lineare und kausale Modelle können sich außerordentlich erfolgreich bewähren. Sie ermöglichen es, komplexe Zusammenhänge in eindeutig bestimmbare Einheiten und Beziehungen zu überführen, sie methodisch zu untersuchen und teilweise mit hoher Genauigkeit vorauszusagen. Gerade ihre Leistungsfähigkeit darf jedoch nicht darüber hinwegtäuschen, dass es sich um Organisationsformen des Denkverstehens handelt.

Besonders deutlich wird dies an der zuvor untersuchten Prozesshaftigkeit des Erfahrungsverstehens. Erfahrungszusammenhänge können gleichzeitig, wechselwirkend und rückbezüglich organisiert sein. Um sie begrifflich explizieren zu können, muss das analytische Denken Einheiten herauslösen, Beziehungen zwischen ihnen bestimmen und sie in nachvollziehbare Ordnungen überführen. Die daraus entstehenden logischen, linearen und kausalen Modelle können außerordentlich leistungsfähig sein, ohne dass aus dieser Leistungsfähigkeit folgt, die Realität selbst müsse unabhängig von menschlicher Einheitsbildung genau dieselbe analytische Struktur besitzen.

Das gilt auch dann, wenn an die Stelle eines statischen ein prozesshaftes oder relationales Denkmodell tritt. Eine Ontologie kann Prozesshaftigkeit gegenüber einem Substanzdenken hervorheben und dadurch Zusammenhänge erfassen, die innerhalb statischer Modelle schwer verständlich bleiben. Daraus folgt jedoch nicht, dass nun umgekehrt die Realität selbst als prozesshaft erkannt wäre. Auch „Prozess“ ist ein Begriff des Denkverstehens. Die Theorie der Einheitsbildung darf deshalb den ontologischen Übergang, den sie an anderen Modellen kritisiert, nicht lediglich mit umgekehrtem Vorzeichen wiederholen.

Entsprechendes gilt für relationale, kausale, informationstheoretische oder systemtheoretische Ontologien. Ihre Begriffe können sich als außerordentlich leistungsfähige Organisationsformen erweisen. Gerade mit wachsender Erklärungskraft steigt jedoch die Versuchung, ihre begriffliche Ordnung für die Ordnung der Realität selbst zu halten.

Der erkenntnistheoretisch problematische Schritt liegt daher nicht im Denkmodell, sondern in seiner Gleichsetzung mit der Realität.

Diese Gleichsetzung wird auch durch zunehmende Bewährung nicht gerechtfertigt. Ein Modell kann sich unter immer vielfältigeren Bedingungen bewähren, seine Vorhersagen können präziser und seine praktischen Anwendungen erfolgreicher werden. Dadurch steigt seine Verlässlichkeit. Die Differenz zwischen der Organisation unserer Wirklichkeit und der Realität selbst wird dadurch jedoch nicht aufgehoben.

Wie leicht diese Differenz auch außerhalb wissenschaftlicher und philosophischer Modellbildung verdeckt werden kann, wurde bereits am Begriff der „sozialen Marktwirtschaft“ sichtbar. Seine kommunikative Stabilisierung kann den Eindruck entstehen lassen, der Begriff bezeichne eine unabhängig von seiner begrifflichen Organisation eindeutig vorgegebene gesellschaftliche Einheit. Derselbe Vorgang kann bei wissenschaftlichen Kategorien, gesellschaftlichen Rollen, rechtlichen Begriffen und schließlich philosophischen Ontologien auftreten. Durch wiederholte Verwendung, kommunikative Stabilisierung und erfolgreiche Orientierung kann die Organisationsleistung ihrer Begriffe zunehmend unsichtbar werden.

Die Theorie der Einheitsbildung versucht, gerade diese unsichtbar gewordene Organisationsleistung wieder sichtbar zu machen.

## Ontologie und analytisches Denken

Damit lässt sich genauer erklären, weshalb der Übergang vom Denkmodell zur vermeintlichen Beschreibung der Realität so überzeugend erscheinen kann. Er beruht nicht einfach auf einem vermeidbaren philosophischen Irrtum, sondern hängt mit der außerordentlichen Leistungsfähigkeit analytischen Denkens selbst zusammen.

Analytisches Denken bestimmt Einheiten, legt Unterschiede fest und expliziert Beziehungen zwischen ihnen. Wissenschaft steigert diese Organisationsleistung durch gezielte Reduktion, Generalisierung, eindeutige Festlegung und methodische Kontrolle. Dadurch können Zusammenhänge mit einer Genauigkeit beschrieben werden, die innerhalb des unmittelbaren Erfahrungsverstehens nicht erreichbar wäre.

Gerade dieser Erfolg kann jedoch die Bedingungen seiner eigenen Entstehung verdecken. Je eindeutiger eine Einheit bestimmt wird, desto stärker kann der Eindruck entstehen, sie sei unabhängig von dieser Bestimmung bereits als entsprechend eindeutige Einheit vorhanden. Je präziser Beziehungen mathematisch, logisch oder kausal beschrieben werden können, desto näher scheint die begriffliche Ordnung an die Realität selbst heranzurücken. Und je erfolgreicher ein Modell Vorhersagen ermöglicht, desto plausibler erscheint schließlich die Annahme, seine Strukturen seien nicht nur Strukturen unseres Denkens, sondern Strukturen der Realität.

Die erkenntnistheoretische Grenze wird damit paradoxerweise gerade durch den Erfolg analytischen Denkens schwerer sichtbar.

Darin liegt keine Kritik an analytischem Denken. Seine Fähigkeit zur Reduktion, Generalisierung und eindeutigen Festlegung gehört zu den Voraussetzungen von Wissenschaft, Technik und systematischer Philosophie. Ohne sie wären viele der verlässlichsten Erkenntnisse menschlichen Denkens nicht möglich. Problematisch wird erst die nachträgliche Umdeutung dieser Organisationsleistungen in Eigenschaften der Realität selbst.

Ontologisches Denken lässt sich vor diesem Hintergrund als eine besonders weitreichende Generalisierung analytischer Einheitsbildung verstehen. Begriffe, die sich innerhalb bestimmter Erfahrungs-, wissenschaftlicher oder philosophischer Zusammenhänge bewährt haben, werden in umfassendere Denkmodelle integriert und können schließlich auf die Realität insgesamt bezogen werden. Erkenntnistheoretisch entscheidend ist daher nicht, ob eine solche Generalisierung gedacht werden kann, sondern welcher Geltungsanspruch mit ihr verbunden wird.

Um feststellen zu können, dass eine begriffliche Struktur nicht nur innerhalb unserer Wirklichkeitsbildung außerordentlich erfolgreich ist, sondern zugleich die Struktur der Realität selbst wiedergibt, müsste ein Vergleich zwischen beiden möglich sein. Die Realität müsste unabhängig von unseren Einheitsbildungen zugänglich werden, damit anschließend geprüft werden könnte, ob unsere Begriffe ihr entsprechen.

Genau diese Möglichkeit wurde mit der Unmöglichkeit einer Außenperspektive ausgeschlossen. Auch die Reflexion über die eigenen Begriffe bleibt Denkverstehen. Auch die Kritik eines Modells erzeugt wiederum begriffliche Einheitsbildungen. Selbst die philosophische Frage nach der Realität kann nur innerhalb einer individuellen Verstehensperspektive gestellt und beantwortet werden.

Reflexivität ermöglicht deshalb eine weitreichende Kritik unserer Einheitsbildungen, nicht aber deren Verlassen.

Damit erhält die Grenze ontologischer Aussagen ihre eigentliche Begründung. Sie beruht weder auf einem allgemeinen Misstrauen gegenüber Metaphysik noch auf der Behauptung, über Realität dürfe grundsätzlich nichts gesagt werden. Sie folgt daraus, dass keine Aussage über Realität ihren eigenen Status als Einheitsbildung überwinden kann.

# Erkenntnistheorie ontologischer Begriffsbildung

Damit lässt sich schließlich der eigene philosophische Standort der Theorie der Einheitsbildung genauer bestimmen. Sie entwickelt keine neue Ontologie, die beansprucht, bisherige Ontologien durch eine zutreffendere Beschreibung der Realität zu ersetzen. Ihr Erkenntnisinteresse setzt eine Ebene früher an. Sie fragt nicht zunächst, was die Realität ist, sondern wie Individuen überhaupt zu Aussagen über Realität gelangen können.

Diese Verschiebung nimmt ontologischen Begriffen nicht ihre Bedeutung. Im Gegenteil: Begriffe wie Sein, Substanz, Materie, Geist, Prozess, Information oder Sinnfeld werden nun selbst zum Gegenstand genetischer Rekonstruktion. Zu untersuchen ist, aus welchen Erfahrungs- und Denkzusammenhängen sie hervorgehen, welche analytischen Transformationen ihre Bildung ermöglichen, welche Zusammenhänge sie organisieren und welchen Geltungsanspruch sie aufgrund ihrer Bewährung begründet erheben können. Erst auf dieser Grundlage lässt sich bestimmen, welchen ontologischen Geltungsanspruch diese Begriffe erkenntnistheoretisch begründet erheben können.

Die Theorie der Einheitsbildung lässt sich deshalb als eine Erkenntnistheorie ontologischer Begriffsbildung verstehen. Sie untersucht die Bedingungen, unter denen ontologische Denkmodelle entstehen, und bestimmt von dort aus die Reichweite ihres Geltungsanspruchs. Ontologie wird dadurch nicht abgeschafft, sondern erhält einen erkenntnistheoretisch bestimmten Ort.

Ontologische Denkmodelle gehören zu den umfassendsten Leistungen menschlichen Denkverstehens. Sie können unterschiedliche Wissensbereiche integrieren, verborgene Voraussetzungen sichtbar machen, neue Fragestellungen eröffnen und das Verhältnis des Individuums zu seiner Welt grundlegend verändern. Ihre Bedeutung beruht jedoch nicht darauf, dass sie einen Zugang zu einer Realität jenseits aller Einheitsbildung eröffneten, sondern auf ihrer Fähigkeit, unsere Wirklichkeitsbildungen in umfassende und tragfähige Zusammenhänge zu bringen.

Von hier aus wird auch verständlich, weshalb unterschiedliche Ontologien nebeneinander bestehen und sich historisch verändern können. Neue Erfahrungen, wissenschaftliche Erkenntnisse und gesellschaftliche Entwicklungen verändern die Zusammenhänge, die philosophisch organisiert werden müssen. Damit verändern sich zugleich die Möglichkeiten, Wirklichkeit begrifflich zu ordnen und das Verhältnis zur Realität zu denken. Nicht die Realität verändert sich notwendig mit unseren Ontologien; verändert werden die begrifflichen Organisationsformen, durch die wir uns auf sie beziehen.

Auch auf dieser weitreichenden Ebene bleibt jedoch die Individualität allen Verstehens erhalten. Eine Ontologie besitzt keine eigene Verstehensperspektive. Sie versteht und interpretiert nichts aus sich selbst heraus. Sie kann als begrifflich stabilisiertes Denkmodell eine erhebliche historische und kommunikative Eigenständigkeit und Wirksamkeit gewinnen, ohne dadurch selbst zu einem Träger des Verstehens zu werden. Sie wird von Individuen entwickelt, sprachlich expliziert, kommunikativ weitergegeben und innerhalb anderer individueller Weltkonstruktionen rekonstruiert, kritisiert und verändert.

Dabei kann sie, ähnlich wie Sprache, Wissenschaft oder soziale Institutionen, Jahrhunderte überdauern und auf Individuen einwirken, die an ihrer ursprünglichen Entstehung keinerlei Anteil hatten. Ihre historische und kommunikative Stabilität ändert jedoch nichts daran, dass sie jeweils innerhalb individueller Denkprozesse verstanden und organisationswirksam werden muss.

Das Individuum bleibt insofern auch das Medium ontologischer Weltkonstruktion.

Diese Einsicht muss die Theorie der Einheitsbildung schließlich auf sich selbst zurückbeziehen. Auch sie ist ein Denkmodell. Auch ihre Begriffe sind Einheitsbildungen, und auch ihre genetische Rekonstruktion wird innerhalb des Denkverstehens vollzogen. Sie kann deshalb keinen erkenntnistheoretischen Sonderstatus für sich beanspruchen. Ihr Anspruch kann nur darin bestehen, die Bedingungen ihrer eigenen Begriffsbildung ausdrücklich in ihre Theorie aufzunehmen und dadurch jenen Übergang zu vermeiden, den sie an ontologischen Denkmodellen kritisiert.

Sie darf Einheitsbildung deshalb nicht selbst zur ontologischen Grundstruktur der Realität erklären. Sie kann rekonstruieren, unter welchen Bedingungen für Individuen Einheiten, Erfahrungen, Begriffe, Wirklichkeiten und schließlich Aussagen über Realität entstehen. Darin liegt ihre Reichweite – und zugleich ihre eigene Grenze.

Damit schließt sich der Kreis der Untersuchung. Ausgangspunkt war nicht die Frage nach der letzten Struktur der Realität, sondern die zunächst einfach erscheinende Frage, wie überhaupt etwas als Einheit entstehen und verstanden werden kann. Aus ihrer genetischen Rekonstruktion entwickelte sich schrittweise ein Zusammenhang von Erfahrungsverstehen, Denkverstehen, Sprache, individueller Weltkonstruktion, Kommunikation, sozialer Wirklichkeit, Wahrheit, Objektivität, Wissenschaft und schließlich ontologischer Begriffsbildung.

Am Ende führt dieser Weg deshalb nicht zu einer neuen Antwort auf die klassische Frage, was die Realität letztlich ist. Er verändert vielmehr den erkenntnistheoretischen Status dieser Frage. Philosophie kann weitreichende Denkmodelle über Realität entwickeln. Sie kann deren Voraussetzungen untersuchen, ihre Begriffe präzisieren, ihre Zusammenhänge prüfen und ihre Tragfähigkeit miteinander vergleichen. Was sie nicht gewinnen kann, ist ein Standpunkt außerhalb des Verstehens, von dem aus sich feststellen ließe, welches dieser Modelle die Realität unabhängig von allen Bedingungen der Einheitsbildung endgültig wiedergibt.

**Die Grenze ontologischer Aussagen ist deshalb keine Grenze des Denkens, sondern eine Grenze ihres Geltungsanspruchs.**

Gerade die Anerkennung dieser Grenze eröffnet eine andere Möglichkeit philosophischer Arbeit. An die Stelle des Anspruchs, die Realität von einem vermeintlich voraussetzungslosen Standpunkt aus endgültig zu bestimmen, tritt die reflexive Rekonstruktion der Bedingungen, unter denen Realität für Individuen überhaupt denkbar, begrifflich bestimmbar und zum Gegenstand philosophischer Aussagen werden kann.

Die Theorie der Einheitsbildung erklärt daher nicht, was die Realität an sich ist. Sie rekonstruiert, wie Individuen zu Wirklichkeitsbildungen gelangen, wie sich diese an Wirkungen bewähren, die nicht ihrer Verfügung unterliegen, und wie auf dieser Grundlage schließlich Aussagen über Realität entstehen können.

Darin liegt ihr erkenntnistheoretischer Anspruch – und zugleich die Grenze, die sie auch gegenüber sich selbst anerkennen muss.

# Das Individuum als Ausgangspunkt des Weltverstehens

Am Anfang dieser Untersuchung stand nicht die Frage, wie ein Individuum eine bereits vorhandene Welt erkennen kann. Eine solche Fragestellung hätte bereits vorausgesetzt, was erst erklärt werden sollte: dass etwas als Welt erscheint, dass innerhalb dieser Welt Gegenstände unterscheidbar sind, Erfahrungen entstehen, Zusammenhänge verstanden und schließlich begrifflich bestimmt werden können. Die Theorie der Einheitsbildung setzte deshalb früher an. Ihre leitende Frage lautete, unter welchen genetischen Bedingungen für ein Individuum überhaupt etwas als Welt erscheinen kann.

Damit ist zugleich die Frage nach dem Verstehen gestellt. Denn dass für ein Individuum etwas als Welt erscheinen kann, setzt voraus, dass Wirkungen für dieses Individuum überhaupt organisationale Bedeutung gewinnen können. Welt entsteht nicht schon dadurch, dass etwas auf ein Individuum einwirkt. Erst indem Unterschiede wirksam werden, hervortreten, gewichtet und in bestehende Organisationszusammenhänge integriert werden, kann etwas für das Individuum als etwas bestimmbar werden. Verstehen bezeichnet in diesem grundlegenden Sinne deshalb noch kein begriffliches Erfassen und kein bewusstes Deuten. Es bezeichnet den fortlaufenden Organisationsprozess, innerhalb dessen Wirkungen für ein Individuum Bedeutung gewinnen und zu Einheiten und Zusammenhängen organisiert werden können. Die Entstehung von Welt und die Entstehung von Verstehen bezeichnen daher nicht zwei voneinander unabhängige Prozesse.

**Welt kann für ein Individuum nur entstehen, indem Wirkungen innerhalb seines Verstehensprozesses zu einer bestimmbaren Wirklichkeit organisiert werden.**

Die vorangegangene Untersuchung hat diesen Zusammenhang schrittweise rekonstruiert. Sie führte von organisationswirksamen Differenzen über deren affektive Hervorhebung und emotionale Verallgemeinerung zur Entstehung von Relevanzen, zur Integration, Verdichtung und Stabilisierung von Einheiten. Erst auf dieser Grundlage konnten Erfahrungsverstehen und Erleben, Denkverstehen und Denken, Sprache, Kommunikation, soziale Wirklichkeit, Wahrheit, Objektivität, Wissenschaft und schließlich ontologische Begriffsbildung verständlich gemacht werden. Was im entwickelten menschlichen Verstehen gleichzeitig vorhanden ist und selbstverständlich zusammenzugehören scheint, erwies sich damit als Ergebnis unterschiedlicher, genetisch aufeinander aufbauender Organisationsformen und Vollzüge.

Betrachtet man diesen Weg im Zusammenhang, tritt eine Einsicht hervor, die für das Verständnis der gesamten Theorie entscheidend ist. Das Individuum ist nicht lediglich ein Bestandteil der Welt, die es erkennt. Es ist der Vollzugszusammenhang, innerhalb dessen für dieses Individuum überhaupt etwas zu einer Welt werden kann.

Damit erhält der Begriff des Individuums eine Bedeutung, die über seine gewöhnliche erkenntnistheoretische Verwendung hinausgeht. Das Individuum ist nicht zunächst ein fertiges Wesen, das anschließend wahrnimmt, Erfahrungen sammelt, denkt und sich eine Vorstellung der Welt bildet. Es entsteht und verändert sich vielmehr selbst innerhalb jener fortlaufenden Organisationsgeschichte, durch die Differenzen hervorgehoben, Relevanzen ausgebildet, Erfahrungen organisiert und Einheiten stabilisiert werden. Seine Individualität besteht deshalb nicht erst darin, dass es sich von anderen Individuen unterscheidet.

**Individualität besteht grundlegender in der Einmaligkeit seiner Organisationsgeschichte.**

Das Individuum hat demnach nicht lediglich Erfahrungen. Es bildet sich in der fortlaufenden Organisation seiner Erfahrungen selbst weiter. Ebenso besitzt es nicht zunächst eine fertige Identität, von der aus es einer Welt gegenübertritt. Seine Identität entsteht als Kontinuität eines Organisationsprozesses, der sich verändert, ohne deshalb den Zusammenhang mit seiner eigenen Geschichte zu verlieren. Individuum und Welt stehen einander deshalb nicht als zwei ursprünglich fertige Größen gegenüber. Während sich innerhalb fortlaufender Einheitsbildung für das Individuum Welt entwickelt, entwickelt sich zugleich auch das Individuum selbst.

Gerade darin unterscheidet sich die Theorie der Einheitsbildung von einer Vorstellung des Individuums als bereits gegebener Substanz oder fertigem Erkenntnisträger. Die Gegenüberstellung von Individuum und Welt gehört selbst bereits zu einer entwickelten begrifflichen Wirklichkeit. Genetisch früher liegt ein Organisationsprozess, innerhalb dessen sich zugleich eine individuelle Organisationsgeschichte und eine für dieses Individuum bestimmbare Welt herausbilden.

Das bedeutet jedoch nicht, dass das Individuum die Realität hervorbringt. Was als Gegenstand, Situation, Bedeutung, Zusammenhang oder Welt bestimmbar wird, entsteht innerhalb individueller Organisationsprozesse. Zugleich trifft das Individuum auf Wirkungen, über die es nicht verfügt und an denen sich seine Einheitsbildungen bewähren, verändern oder als unzureichend erweisen können. Das Individuum erzeugt nicht die Realität.

**Das Individuum erzeugt nicht ein Abbild der Realität. Es organisiert Wirkungen innerhalb seines Verstehensprozesses zu Einheiten und Zusammenhängen. Erst innerhalb der daraus entstehenden Wirklichkeit gewinnen diese für das Individuum Bedeutung und Bestimmbarkeit.**

Hier liegt die eigentliche Bedeutung der Aussage, das Individuum sei das Medium der Weltkonstruktion. Der Begriff des Mediums bezeichnet weder eine passive Aufnahmeinstanz noch eine schöpferische Instanz. Das Individuum enthält die Welt nicht, und es erfindet sie nicht. Es ist vielmehr jener sich fortlaufend verändernde Organisationszusammenhang, innerhalb dessen Wirkungen unterschieden, hervorgehoben, gewichtet, integriert und stabilisiert werden können und dadurch eine erfahrbare und verstehbare Welt entsteht.

Damit entgeht die Theorie der Einheitsbildung zwei entgegengesetzten Verkürzungen. Das Individuum ist weder passiver Empfänger einer bereits vollständig bestimmten Welt noch souveräner Konstrukteur einer Welt nach eigenen Maßstäben. Es ist in einen Zusammenhang eingebunden, über dessen Wirkungen es nicht verfügt, zugleich aber notwendig an der Organisation dessen beteiligt, was für es als Wirklichkeit bestimmbar wird. Welt ist deshalb weder einfach gegeben noch frei erzeugt. Sie entsteht als fortlaufend organisierter Zusammenhang innerhalb der Geschichte eines Individuums.

Diese Bestimmung betrifft auch das Verhältnis von Erfahrung und Denken. Das Individuum ist nicht primär ein denkendes Wesen. Verstehen bezeichnet den umfassenden individuellen Organisationsprozess, innerhalb dessen überhaupt etwas Bedeutung und Bestimmbarkeit gewinnen kann. Innerhalb dieses Prozesses lassen sich Erfahrungsverstehen und Denkverstehen als unterschiedliche, genetisch aufeinander bezogene Organisationsformen unterscheiden. Erfahrungsverstehen bezeichnet jene grundlegende Organisationsform, innerhalb derer Wirkungen zu Erfahrungen und Bedeutungszusammenhängen organisiert werden; Erleben bezeichnet den individuellen Vollzug innerhalb dieser Erfahrungszusammenhänge. Denkverstehen entsteht genetisch später. Es transformiert bereits organisierte Erfahrungszusammenhänge in eine

analytisch und begrifflich explizierbare Organisationsform. Denken bezeichnet den individuellen Vollzug innerhalb dieser Organisationsform.

**Denken ist daher nicht mit Verstehen gleichzusetzen. Es ist der Vollzug innerhalb des Denkverstehens als einer besonderen Organisationsform des umfassenderen Verstehensprozesses.**

Diese Unterscheidung ist für die gesamte Theorie von grundlegender Bedeutung. Bevor etwas gedacht, begrifflich unterschieden, verglichen und analytisch bestimmt werden kann, müssen bereits Einheiten entstanden, Erfahrungen organisiert und Relevanzen ausgebildet worden sein. Denkverstehen steht deshalb nicht am Ursprung des Verstehens. Es setzt Erfahrungsverstehen voraus und transformiert bereits organisierte Erfahrungszusammenhänge, ohne sich von ihnen vollständig lösen zu können.

Gerade hierin wird ein Unterschied zu einer langen philosophischen Tradition sichtbar, ohne dass deren Leistungen dadurch bestritten werden müssten. Philosophie hat immer wieder nach dem Sein dessen gefragt, was ist, und damit nach den grundlegenden Bestimmungen der Wirklichkeit. Auch die neuzeitliche Erkenntnistheorie verändert diesen Ausgangspunkt nur teilweise. Seit Descartes konnte das denkende Ich als sicherster Ausgangspunkt philosophischer Erkenntnis erscheinen; bei Kant werden die Bedingungen möglicher Erfahrung und die Einheit des erkennenden Zusammenhangs selbst zum Gegenstand der Untersuchung. Die Theorie der Einheitsbildung setzt noch früher an. Sie fragt nicht zunächst danach, **was ist**, sondern danach, **wie für ein Individuum überhaupt etwas als etwas verstehbar und damit bestimmbar werden kann**. Denn auch die Frage nach dem Sein setzt bereits voraus, dass Einheiten unterschieden, Zusammenhänge gebildet und Begriffe hervorgebracht werden können, mit denen etwas als seiend bestimmt wird.

**Die Frage nach dem Sein setzt damit die Möglichkeit des Verstehens bereits voraus.**

Die Theorie der Einheitsbildung macht deshalb nicht das Sein, sondern zunächst die Entstehung des Verstehens zum Ausgangspunkt ihrer Rekonstruktion.

Damit wird die Frage nach dem Sein nicht für bedeutungslos erklärt. Ihr wird vielmehr die Frage nach den Bedingungen ihrer eigenen Möglichkeit vorgeordnet: Bevor ein Individuum fragen kann, was etwas ist oder ob etwas ist, muss für es überhaupt etwas als unterscheidbare und bestimmbare Einheit entstanden sein.

Besonders gegenüber Kant wird damit eine genetische Verschiebung sichtbar. Kant fragt nach den Bedingungen möglicher Erfahrung und objektiver Erkenntnis. Die Theorie der Einheitsbildung fragt noch davor nach den Bedingungen, unter denen sich dasjenige organisiert, was später überhaupt als Erfahrung bestimmt werden kann. Sie setzt deshalb weder Erfahrung noch das erkennende Individuum in bereits entwickelter Form voraus. Auch das Individuum selbst wird genetisch erklärungsbedürftig.

Damit tritt die Theorie der Einheitsbildung nicht einfach als Gegenposition zur Transzendentalphilosophie auf. Sie übernimmt vielmehr eine ihrer folgenreichsten Einsichten: Erkenntnis kann die Bedingungen ihrer eigenen Möglichkeit nicht überspringen. Sie verlagert jedoch den Ausgangspunkt. Wo die Transzendentalphilosophie nach den Bedingungen möglicher Erfahrung fragt, richtet die Theorie der Einheitsbildung ihre Aufmerksamkeit auf die Entstehung jener Organisationsformen, die Erfahrung überhaupt erst ermöglichen. Das Individuum erscheint hier nicht zuerst als Träger allgemeiner Erkenntnisbedingungen, sondern als

geschichtlich sich entwickelnder, emotional gewichteter und fortlaufend reorganisierter Vollzugszusammenhang.

Gerade deshalb ist Individualität unvermeidbar. Keine neue Wirkung trifft auf einen voraussetzungslosen Zusammenhang. Sie trifft immer auf eine bereits entstandene Organisationsgeschichte. Frühere affektive Hervorhebungen, emotionale Verallgemeinerungen, Erfahrungen, Relevanzen, Bedeutungen und begriffliche Ordnungen bestimmen mit, wie neue Wirkungen aufgenommen und organisiert werden können. Zwei Individuen können deshalb demselben Wirkungszusammenhang begegnen und dennoch unterschiedliche Wirklichkeiten ausbilden.

Daraus folgt jedoch kein Relativismus. Die Individualität der Einheitsbildung bedeutet keine Beliebigkeit. Weder bestimmt das Individuum frei, welche Wirkungen auf es treffen, noch kann es beliebig darüber verfügen, welche seiner Einheitsbildungen sich dauerhaft bewähren. Seine Weltkonstruktion bleibt fortlaufenden Bewährungsbedingungen ausgesetzt, über die es nicht verfügt. Gerade die Möglichkeit des Irrtums, des Scheiterns und der notwendigen Reorganisation verhindert, Individualität mit Willkür gleichzusetzen.

Ebenso wenig bedeutet die grundlegende Stellung des Individuums seine soziale Isolation. Das Individuum entwickelt seine Welt innerhalb von Zusammenhängen, die durch andere Individuen, Sprache, kulturelle Ordnungen und gesellschaftliche Institutionen geprägt sind. Es tritt in eine Wirklichkeit ein, in der zahlreiche Organisationsleistungen bereits vor ihm entstanden und stabilisiert worden sind. Sprache, Recht, Wissenschaft, Institutionen oder kulturelle Traditionen können lange vor einem bestimmten Individuum bestehen und seine weitere Weltkonstruktion tiefgreifend prägen.

Daraus entsteht ein Verhältnis gegenseitiger Bedingtheit. Individuelle Weltkonstruktionen ermöglichen Kommunikation. Kommunikation stabilisiert Bedeutungen, Regeln und Erwartungen über einzelne Individuen hinaus. Daraus können soziale Organisationsformen entstehen, die gegenüber jedem einzelnen Individuum eine erhebliche Eigenständigkeit gewinnen.

Nicht die Existenz und relative Eigenständigkeit gemeinsamer oder sozialer Ordnungen wird damit bestritten, sondern die Annahme einer von Individuen unabhängigen gemeinsamen Verstehensperspektive. Soziale Ordnungen können das einzelne Individuum überdauern, seine Handlungsmöglichkeiten strukturieren und seine Weltkonstruktion erheblich beeinflussen. Sie besitzen jedoch keine eigene Verstehensperspektive; verstanden, aktualisiert und verändert werden sie nur innerhalb individueller Verstehensprozesse. Entsprechendes gilt grundsätzlich für Abstrakta und Symbole. Begriffe, Regeln, Werte, Institutionen, mathematische Zeichen oder sprachliche Symbole können eine erhebliche Stabilität und organisationsübergreifende Wirksamkeit gewinnen, ohne selbst zu verstehen. Bedeutung gewinnen und wirksam werden sie als solche nur innerhalb individueller Verstehensprozesse.

An diesem Punkt wird die Differenz zu systemtheoretischen Positionen wie derjenigen Luhmanns sichtbar. Die Theorie der Einheitsbildung teilt die Einsicht, dass Kommunikation nicht als einfache Übertragung identischer Bedeutungen zwischen Individuen verstanden werden kann und dass kommunikative und soziale Ordnungen eine erhebliche Eigendynamik entwickeln. Sie setzt jedoch genetisch früher an. Kommunikation kann nur dort anschließen, wo Individuen überhaupt Wirkungen erfahren, Bedeutungen organisieren und kommunikative Äußerungen innerhalb ihrer jeweiligen Weltkonstruktionen verstehen können. Die relative Eigenständigkeit sozialer Organisation ersetzt daher nicht den individuellen Verstehensvollzug.

Das Individuum bleibt deshalb das grundlegende Medium der Weltkonstruktion. Diese Aussage bezeichnet keine Rangordnung und erst recht keine normative Vorrangstellung. Sie besagt nicht, dass das einzelne Individuum wichtiger wäre als Gesellschaft, Wissenschaft oder Kultur. Sie bezeichnet einen genetischen Zusammenhang. Sprache, Kommunikation, Wissenschaft und gesellschaftliche Organisation können gegenüber einzelnen Individuen eine weitreichende Eigenständigkeit entwickeln; keine dieser Organisationsebenen kann jedoch die individuellen Vollzüge ersetzen, innerhalb derer sie verstanden und wirksam werden.

Das Individuum steht deshalb weder außerhalb der sozialen Welt noch geht es in ihr auf. Es ist zugleich geprägt und prägend. Was gesellschaftlich stabilisiert worden ist, wirkt auf individuelle Weltkonstruktionen zurück. Diese Wirkungen werden jedoch nicht identisch übernommen, sondern innerhalb jeweils unterschiedlicher Organisationsgeschichten neu organisiert. Aus solchen individuellen Reorganisationen können wiederum kommunikative Veränderungen hervorgehen, die auf soziale Organisationsformen zurückwirken. Individuum und soziale Wirklichkeit bilden deshalb keinen Gegensatz, sondern unterschiedliche Organisationsebenen eines fortlaufenden Wechselwirkungszusammenhangs.

Damit lässt sich die Stellung des Individuums innerhalb der Theorie der Einheitsbildung genauer bestimmen. Das Individuum ist keine unveränderliche Substanz, kein isoliertes Ich, nicht primär ein denkendes Subjekt und nicht der souveräne Erzeuger seiner Wirklichkeit. Es ist aber ebenso wenig bloßer Effekt sprachlicher, gesellschaftlicher oder systemischer Strukturen. Es ist der einmalige, geschichtlich entstandene und sich fortlaufend reorganisierende Vollzugszusammenhang der Einheitsbildung, innerhalb dessen Wirkungen zu Erfahrungen, Bedeutungen, Begriffen und schließlich zu einer Welt organisiert werden können.

Diese Bestimmung erklärt zugleich, weshalb das Individuum die Grenze jedes möglichen menschlichen Erkenntnisanspruchs bildet. Kein Individuum kann aus seinem eigenen Verstehenszusammenhang heraustreten, um seine Wirklichkeit mit einer vollkommen unabhängig davon zugänglichen Realität zu vergleichen. Auch die Reflexion auf die eigenen Bedingungen bleibt wiederum ein individueller Verstehensprozess; das Denken kann seine eigenen Vollzüge und die Organisationsbedingungen des Denkverstehens zum Gegenstand machen, ohne dadurch den individuellen Verstehenszusammenhang zu verlassen. Es gibt deshalb keinen archimedischen Punkt außerhalb aller Einheitsbildung, von dem aus festgestellt werden könnte, wie Realität unabhängig von jeder Form menschlicher Bestimmbarkeit beschaffen ist.

Daraus folgt jedoch keine Geringschätzung menschlicher Erkenntnis. Individuen können ihre Einheitsbildungen korrigieren, miteinander kommunizieren, unterschiedliche Wirklichkeitsbildungen vergleichen und ihre Begriffe aufeinander abstimmen. Wissenschaft stabilisiert solche Prozesse methodisch, indem sie Begriffe definiert, Messverfahren entwickelt, Modelle prüft und Erkenntnisse über individuelle Organisationszusammenhänge hinweg bewährt. Objektivität entsteht daher nicht durch die Ausschaltung des Individuums, sondern durch Verfahren, die unterschiedliche Einheitsbildungen vergleichbar, überprüfbar und korrigierbar machen. Gerade darin liegt die besondere Verlässlichkeit wissenschaftlicher Erkenntnis: nicht in einer Außenperspektive auf die Realität, sondern in der methodischen Kontrolle und organisationsübergreifenden Bewährung ihrer Wirklichkeitsbildungen.

Auch Wissenschaft bildet dadurch keine eigene Verstehensperspektive. Wissenschaftliche Theorien denken nicht, Modelle erkennen nichts und Methoden prüfen sich nicht selbst. Wissenschaftliche Organisationsformen können eine außerordentliche Stabilität und Eigenständigkeit gewinnen und Erkenntnisse über Generationen hinweg verfügbar halten. Verstanden, geprüft, angewendet und weiterentwickelt werden sie jedoch weiterhin innerhalb individueller

Verstehensprozesse. Ihre organisationsübergreifende Stabilisierung hebt die individuelle Grundlage des Verstehens nicht auf.

Damit kehrt der Gedankengang dieser Untersuchung zu seinem Ausgangspunkt zurück. Die klassische Frage, wie ein Individuum Welt erkennen kann, erweist sich nicht als falsch. Sie setzt lediglich zu spät ein. Bevor ein Individuum erkennen kann, muss für es bereits etwas bestimmbar geworden sein. Bevor etwas bestimmt werden kann, müssen Einheiten entstanden sein. Und bevor von einem erkennenden Individuum gesprochen werden kann, muss bereits ein Organisationszusammenhang entstanden sein, innerhalb dessen Erfahrungsverstehen und Erleben, Denkverstehen und Denken sowie schließlich Selbstbezug möglich werden.

Die Theorie der Einheitsbildung verändert deshalb nicht nur die Antwort auf eine bekannte erkenntnistheoretische Frage. Sie verschiebt ihren Ausgangspunkt. Nicht die Beziehung zwischen einem fertigen Individuum und einer fertigen Welt bildet den Anfang. Der Anfang liegt in den Bedingungen, unter denen sich Individuum und Welt überhaupt als bestimmbare Zusammenhänge entwickeln können.

Das Individuum und seine Welt treten von hier aus nicht mehr als zwei ursprünglich getrennte Größen auf. Das Individuum entwickelt sich innerhalb seiner Organisationsgeschichte, während sich innerhalb derselben Organisationsgeschichte für es Welt ausbildet. Welt ist deshalb immer Welt für ein Individuum, ohne deshalb vom Individuum frei erfunden zu sein. Und das Individuum ist immer Individuum innerhalb einer Welt, ohne deshalb vollständig aus deren bereits stabilisierten Ordnungen erklärt werden zu können. Gerade diese wechselseitige Entwicklung bezeichnet der Titel dieser Untersuchung: **Individuum und seine Welt.**

Aus dieser Bestimmung des Individuums ergibt sich zugleich eine Konsequenz für das Selbstverständnis der Philosophie. Wenn Erfahrung, Denkverstehen, Denken, Sprache, Kommunikation, Wissenschaft und Ontologie bereits entwickelte Organisationsformen beziehungsweise Vollzüge darstellen, kann Philosophie ihre eigenen Voraussetzungen nicht überspringen. Auch philosophisches Denken vollzieht sich innerhalb individueller Verstehensprozesse. Seine Begriffe entstehen nicht außerhalb jener Wirklichkeit, über die es nachdenkt. Begriffe wie Sein, Wahrheit, Realität, Substanz, System oder Welt sind selbst Ergebnisse des Denkverstehens.

Damit verliert Philosophie nicht ihre Berechtigung. Ihre Aufgabe wird vielmehr genauer bestimmbar. Sie besteht nicht darin, sich einen Standpunkt außerhalb menschlichen Verstehens zuzuschreiben. Ebenso wenig muss sie mit den Wissenschaften um die bessere Beschreibung bestimmbarer Wirklichkeitszusammenhänge konkurrieren. Ihre besondere Möglichkeit liegt in der Reflexion auf die Voraussetzungen, Reichweiten und Grenzen derjenigen Organisationsformen, innerhalb derer überhaupt erkannt, gedacht und argumentiert werden kann.

Die Theorie der Einheitsbildung versteht Philosophie deshalb wesentlich als rekonstruktive Tätigkeit. Sie fragt nicht nur, was wir erkennen, sondern wie dasjenige entstehen konnte, mit dem wir erkennen. Sie fragt nicht nur, welche Gegenstände bestehen, sondern unter welchen Bedingungen überhaupt etwas als Gegenstand bestimmbar wird. Sie fragt nicht nur nach Erfahrung, sondern nach den Organisationsprozessen, aus denen Erfahrung hervorgehen kann. Und sie fragt nicht lediglich, welche ontologische Beschreibung der Welt zutrifft, sondern unter welchen Bedingungen Menschen überhaupt ontologische Begriffe bilden und welchen Geltungsanspruch solche Begriffe begründet erheben können.

Damit wird Ontologie weder ausgeschlossen noch bedeutungslos. Ontologische Denkmodelle gehören zu den weitreichendsten Leistungen des Denkverstehens. Sie können Erfahrungen

ordnen, wissenschaftliche Erkenntnisse zusammenführen, verborgene Voraussetzungen sichtbar machen und neue Perspektiven auf Welt eröffnen. Die genetische Rekonstruktion verändert jedoch ihren erkenntnistheoretischen Status. Aus der Leistungsfähigkeit eines Denkmodells folgt nicht, dass seine begrifflichen Einheiten unabhängig von den Bedingungen ihrer Bildung bereits die ontologische Struktur der Realität selbst wiedergeben.

Die Philosophie erhält dadurch eine reflexive Aufgabe. Sie untersucht nicht nur ihre Gegenstände, sondern zugleich die Bedingungen, unter denen diese Gegenstände für sie überhaupt zu Gegenständen werden können. Sie bleibt Bestandteil dessen, was sie untersucht, und muss diese Zugehörigkeit in ihre eigenen Geltungsansprüche einbeziehen. Darin liegt eine ihrer besonderen Möglichkeiten.

Wissenschaft erreicht ihre außergewöhnliche Leistungsfähigkeit durch methodische Begrenzung, Präzisierung und Stabilisierung. Philosophie kann demgegenüber die Voraussetzungen solcher Begrenzungen selbst zum Gegenstand machen. Sie kann fragen, welche Einheiten vorausgesetzt werden, wie Begriffe entstehen, welche Unterscheidungen eine Theorie ermöglichen und welche anderen Möglichkeiten durch dieselben Unterscheidungen ausgeschlossen werden. Eine solche Philosophie beansprucht keine Außenperspektive. Sie entwickelt ihre Reflexionsfähigkeit gerade aus der Einsicht, dass eine solche Außenperspektive nicht verfügbar ist.

Damit verändert sich auch die Bedeutung philosophischer Kritik. Eine Theorie wird nicht dadurch kritisiert, dass ihr eine vermeintlich voraussetzungslose Gegenposition gegenübergestellt wird. Kritik kann vielmehr darin bestehen, ihre Voraussetzungen sichtbar zu machen, ihre Begriffsbildungen zu rekonstruieren, deren Reichweite zu bestimmen und zu prüfen, ob der von ihr erhobene Geltungsanspruch durch ihre eigenen Erkenntnisbedingungen gedeckt ist. Philosophie wird damit zur fortlaufenden Selbstaufklärung des Denkverstehens.

Diese Selbstaufklärung kann niemals abgeschlossen sein. Denn jede Rekonstruktion verwendet selbst Einheiten und Begriffe, deren Voraussetzungen wiederum zum Gegenstand weiterer Rekonstruktion werden können. Darin liegt kein Mangel, der irgendwann überwunden werden müsste. Es ist die notwendige Reflexivität einer Philosophie, die ihre eigenen Bedingungen nicht aus ihrer Untersuchung ausschließt.

Die Theorie der Einheitsbildung versteht sich vor diesem Hintergrund weder als letzte Philosophie noch als endgültige Beschreibung dessen, was Realität ist. Ein solcher Anspruch würde ihren eigenen Voraussetzungen widersprechen. Ihr Anspruch ist ein anderer. Sie versucht zu zeigen, dass Erkenntnistheorie bereits zu spät einsetzt, wenn sie Einheiten, Gegenstände, Erfahrungen, Begriffe oder ein fertig bestimmtes erkennendes Individuum als selbstverständlich voraussetzt. Jede dieser Größen besitzt eine Genese. Wer verstehen will, wie Erkenntnis möglich wird, muss deshalb auch nach der Entstehung jener Organisationsformen fragen, innerhalb derer überhaupt etwas erkannt werden kann.

Gerade diese Selbstbegrenzung gilt auch für den Grundbegriff der Theorie selbst. Einheitsbildung darf nicht zur ontologischen Grundstruktur der Realität erklärt werden. Die Theorie behauptet nicht, die Realität bestehe aus Einheitsbildungsprozessen. Sie rekonstruiert vielmehr, unter welchen Bedingungen für Individuen überhaupt Einheiten entstehen und damit Erfahrungen, Bedeutungen, Begriffe, Wirklichkeiten und schließlich Aussagen über Realität möglich werden. **Einheitsbildung bezeichnet damit eine Bedingung menschlicher Bestimmbarkeit, nicht eine erkannte Struktur der Realität an sich.**

Darin liegt der besondere Stellenwert des Individuums. Nicht weil das Individuum das Zentrum der Realität wäre, nicht weil alles Existierende von ihm abhinge und nicht weil seine jeweilige Wirklichkeit den Maßstab der Wahrheit bildete, sondern weil jede für ein Individuum erfahrbare, denkbare, sprachlich formulierbare, wissenschaftlich bestimmbare oder philosophisch reflektierbare Welt innerhalb eines individuellen Verstehensprozesses verständlich werden muss.

An diesem Vollzug führt für menschliches Verstehen kein Weg vorbei. Selbst dort, wo überindividuelle Ordnungen entstehen, wissenschaftliche Erkenntnisse Generationen überdauern, Institutionen gegenüber einzelnen Menschen Macht gewinnen oder philosophische Begriffe einen universalen Anspruch erheben, müssen diese Ordnungen für ein Individuum jeweils erneut verstanden werden, damit sie innerhalb seiner Welt als solche wirksam werden können.

Das Individuum bildet deshalb nicht den absoluten Mittelpunkt der Welt. Es bildet den unvermeidbaren Ausgangspunkt jedes individuellen Weltverstehens. Gerade diese Unterscheidung verhindert sowohl eine Verabsolutierung des Individuums als auch seine theoretische Auflösung. Die Theorie der Einheitsbildung stellt das Individuum weder über die Welt noch lässt sie es in allgemeinen Strukturen verschwinden. Sie rekonstruiert vielmehr den Prozess, innerhalb dessen sich Individuum und Welt in fortlaufender Wechselbeziehung entwickeln.

Damit erhält schließlich auch die Ausgangsfrage dieser Untersuchung ihre Antwort. Welt kann für ein Individuum entstehen, weil Wirkungen innerhalb eines fortlaufenden individuellen Organisationsprozesses Unterschiede wirksam werden lassen, weil Differenzen hervorgehoben und emotional verallgemeinert werden, weil Relevanzen entstehen, weil sich Organisationszusammenhänge integrieren, verdichten und stabilisieren und weil daraus Erfahrungszusammenhänge hervorgehen. Innerhalb des Erfahrungsverstehens können diese individuell erlebt werden; auf ihrer Grundlage kann sich Denkverstehen entwickeln, innerhalb dessen Denken bereits organisierte Erfahrungszusammenhänge analytisch und begrifflich transformiert. Erst auf dieser Grundlage werden sprachliche Explikation, kommunikative Abstimmung und schließlich wissenschaftliche Methodisierung möglich.

Keiner dieser späteren Schritte hebt seinen genetischen Zusammenhang mit den vorausgehenden auf. Deshalb bleibt auch am Ende der komplexesten wissenschaftlichen oder philosophischen Erkenntnis bestehen, womit die Untersuchung begonnen hat:

**Jedes Verstehen setzt Einheitsbildung voraus, und jede menschliche Einheitsbildung vollzieht sich innerhalb eines Individuums.**

Das Individuum ist daher nicht lediglich einer der Gegenstände der Theorie der Einheitsbildung. Es ist der Vollzugszusammenhang, aus dem heraus ihre gesamte erkenntnistheoretische Fragestellung verständlich wird.

Darin liegt die weitreichendste Konsequenz dieser Untersuchung. Die Welt, von der wir sprechen, ist weder einfach mit einer unabhängig von uns bestehenden Realität gleichzusetzen noch eine Welt, die wir nach Belieben erzeugen. Sie ist die fortlaufend organisierte Wirklichkeit, innerhalb derer für ein Individuum etwas bestimmbar wird. Realität bezeichnet demgegenüber den unverfügbaren Möglichkeitsraum und Grenzhorizont dieser Wirklichkeitsbildung, ohne selbst unabhängig von ihr bestimmbar zu werden.

Deshalb gehören Individuum und Welt zusammen, ohne identisch zu sein. Das Individuum bringt die Realität nicht hervor. Aber ohne individuelle Einheitsbildung könnte für ein Individuum nichts als Welt erscheinen.

Die Theorie der Einheitsbildung versteht sich damit nicht als Ende eines philosophischen Weges. Sie schlägt vor, an einer Stelle neu zu beginnen, die philosophisches Denken allzu leicht bereits hinter sich gelassen zu haben glaubt:

**bei der Entstehung der Einheiten, mit denen es denkt.**